This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3,4,32

67358

E63464

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

255 #21

v. Kroſigk,

General-Feldmarſchall von Steinmetz.

Feldmarschall Helmuth Graf von Moltke.

Feldmarschall

Steinmetz.

Berlin 1900.

Mittler und S...

Feldmarschall Schimmetz

General-Feldmarschall

von Steinmetz.

Aus den Familienpapieren dargestellt

von

Hans v. Krosigk,
Major z. D.

Mit einem Bildniß.

Berlin 1900.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

DD424.9
S84K7

Vorwort.

Ueber das Leben und den Entwickelungsgang des Feldmarschalls v. Steinmetz, eines der besonders verdienstvollen Generale aus Preußens großer Zeit unter König Wilhelm I., ist bisher nur Vereinzeltes geschrieben und der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Brachvogel nahm einen biographischen Aufsatz über ihn in sein Werk „Die Männer der neuen deutschen Zeit“ auf, General v. Conrady theilte im Beiheft zum „Militär-Wochenblatt“ von 1878 Steinmetzsche Briefe aus Schleswig 1848 mit und fügte eine Lebensskizze hinzu, und erst vor Kurzem hat derselbe Verfasser wiederum einige Briefe und Betrachtungen über den Feldmarschall in der „Deutschen Revue“ bekannt gegeben.

So interessante und werthvolle Mittheilungen diese Schriften auch bringen, so geben sie, wie gesagt, nur Einzelnes und Stücke und reichen nicht bis an das Lebensende des Feldmarschalls. Aber der ganze Mann mit seinen charaktervollen Tugenden und Fehlern gehört in die Geschichte hinein, er stellt einen Typus des preußischen Offiziers dar, den in seiner Königstreue, seiner selbstlosen, unermüdlichen Hingabe und seinem thatkräftigen Streben lebendig zu erhalten, den Nachkommen zum Wohle des Vaterlandes und der Armee nur wünschenswerth sein kann.

So soll denn in der nachfolgenden Schilderung die ganze Persönlichkeit des Feldmarschalls durch ein abgerundetes und geschlossenes Lebens- und Charakterbild darzustellen versucht werden.

Der Feldmarschall hat von jung auf gern und mit gewandter Feder seinen Gedanken schriftlichen Ausdruck gegeben, ein umfangreicher Nachlaß von allerhand Niederschriften und Korrespondenzen ist in den Besitz seiner

Wittwe, der jetzigen Gräfin v. Brühl, übergegangen und von ihr sorgsam bewahrt worden. Sie hat mir dies Material zur Benutzung und zur Veröffentlichung des Geeigneten übergeben.

Nach Sonderung und Sichtung und nach Ergänzung desselben, soweit es von anderer Seite her, auch aus den vorerwähnten Mittheilungen von v. Conrady, zu bewerkstelligen war, zeigte sich, daß es möglich sein würde, fast lediglich aus eigenen Niederschriften des Feldmarschalls ein fortlaufendes Bild seines inneren und äußeren Werdeganges aufzubauen, und ich sah mich zur Wahl dieser Form um so lieber veranlaßt, als durch sie die Darstellung an Lebendigkeit und Bedeutung nur gewinnen und im Hinblick auf die schon veröffentlichten Schriften Ausführlicheres und absolut Richtiges und Objektives bringen kann. Ich habe infolgedessen nur da, wo es durchaus nöthig erschien, in eingestreuten Kommentaren, erklärenden Anmerkungen oder, um Uebergänge zu schaffen, Eigenes hinzugethan, in der Hauptsache sprechen der Feldmarschall und seine Korrespondenzen, die Ereignisse und Vorgänge seines Lebens direkt und in ihrer Weise zum Leser.

Niederschriften über die rein militärisch-dienstliche Thätigkeit des Feldmarschalls in Krieg und Frieden habe ich nur ganz ausnahmsweise da aufgenommen, wo es zur Klarstellung der Auffassung des Feldmarschalls nothwendig war. Diese Thätigkeit muß im Allgemeinen als bekannt gelten, ich sehe sie auch für die vorliegende Arbeit, weil lediglich spezialwissenschaftlich, als nicht unbedingt erforderlich an. Insoweit man sie für historisch genügend festgestellt und geklärt noch nicht halten könnte, mag ihre Besprechung späterer Zeit vorbehalten bleiben.

Villa Rohrlach bei Jannowitz i./Schlesien,
Dezember 1899.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort . . . . . III—IV

Kindheit, Jugend und Familie 1796 bis 1813 . . . . . 1— 2

Sekondlieutenant 1813 bis 1819 . . . . . 3—49

Tagebuch aus den Freiheitskriegen. Verlassen des Kadettenkorps S. 3. — In Breslau dem 1. Garde-Regiment z. F. attachirt S. 3. — Dem Yorkschen Korps als Sekondlieutenant im 1. ostpreußischen Infanterie-Regiment überwiesen S. 3. — Der Onkel General v. Steinmetz und seine Töchter S. 5. — Gefecht bei Danigkow (Möckern) S. 6. — Gefecht bei Merseburg S. 7. — Schlacht bei Groß-Görschen S. 9. — Gefecht bei Kolditz S. 10. — Gefecht bei Königswartha, blessirt S. 11. — Zur Heilung der Wunde in Breslau S. 12. — Flucht vor Kriegsgefangenschaft nach Cosel S. 13. — Zurück zum Regiment; Waffenstillstand S. 13. — Kommando zur Landwehr S. 14. — Zum Regiment zurück S. 14. — Schlachten bei Goldberg und Katzbach S. 16. — Gefecht bei Wartenburg S. 18. — Schlacht bei Leipzig S. 21. — Verfolgung des Feindes bis an den Rhein S. 22. — Wiesbaden S. 23. — Frankfurt a. M. S. 24. — Tod des Bruders S. 24. — Marschordre über den Rhein am 10. Januar 1814 S. 26. — Gefecht bei La Chaussée S. 28. — Gefecht bei Montmirail S. 29. — Vereinigung mit der großen Armee S. 30. — Blücher geht selbständig auf Paris vor S. 31. — Schlacht bei Laon S. 32. — Schlacht bei Paris S. 35. — Kurzer Besuch in Paris S. 36. — Napoleon entthront S. 36. — Verleihung des Eisernen Kreuzes S. 37. — Rückmärsche durch Belgien und Kantonnement bei Vittburg S. 37. — Kommando zum Croquiren S. 38. — Lektüre, Briefe S. 39. — Märsche in die Heimath bis Prenzlau am 6. Februar 1815 S. 41. — Einrücken in Sachsen; Napoleon bei Frejus gelandet S. 41. — Wieder an den Rhein; Regimentsadjutant; Emeute gegen Blücher in Lüttich S. 42. — Durch Belgien auf Paris S. 43. — Quartier in Meudon, längerer Besuch in Paris S. 45. — Märsche in die Bretagne und Normandie; Caën, Rouen S. 46. — Rückmärsche durch Belgien nach der Heimath S. 48. — Einzug in Oebisfelde, dem ersten preußischen Städtchen S. 49. — Garnison Königsberg i. Pr. bis 1818; Versetzung

Seite

als Premierlieutenant in das 2. Garde-Regiment z. F. am 17. April 1819 S. 49.

Premierlieutenant 1819 bis 1829 . . . . . 50—72

Auf Königsurlaub in Schlesien; Tagebuch. Abreise von Berlin S. 50. — In Breslau bei der Mutter S. 51. — Gedanken über Erziehung S. 52. — Frohes Wiedersehen mit dem „Onkel General“ und seinen Töchtern S. 53. — Die alten Tanten in Striegau werden besucht und „hübsch mobil gemacht“ S. 54. — Zum Onkel General nach Schönwalde bei Reichenbach S. 56. — Die Liebe erwacht S. 56. — Nach schwermüthiger Trennung mißmuthiger Kuraufenthalt in Bad Reinerz S. 58. — Rückkehr nach Berlin; Besuch der allgemeinen Kriegsschule vom Oktober 1820 ab; Tagebuch S. 59. — Offiziersmanöver bei Potsdam S. 59. — Schriftliche Verlobung mit der Cousine Julie v. Steinmetz in Schönwalde; Urlaub nach Salzbrunn in Schlesien, wo die Braut eine Kur gebraucht S. 60. — „Himmlischer Empfang“ in Salzbrunn S. 61. — Glücklicher Aufenthalt dort S. 62. — Reise mit der Braut und deren Angehörigen ins Riesengebirge S. 65. — Abschied in traurigster Stimmung; Rückreise „ohne alles Interesse“ S. 66. — Herbstübung 1821; Notizen: übertriebenes Paradewesen; selbständiges Handeln der Führer nöthig S. 67. — Streit zwischen Generalen v. Tauentzien und Gneisenau über die Schlacht bei Dennewitz vom Könige beigelegt S. 68. — Gespräch über Rußland mit Hauptmann Blesson S. 68. — Attest des Regimentskommandeurs für Kommando zu den topographischen Arbeiten S. 69. — Attest der Kriegsschule nach Beendigung des Kursus im Juli 1823 S. 69. — Briefliches Urtheil des Generals v. Müffling über Person und Vermögenslage, welch letztere die Hoffnung, in den Generalstab zu kommen, zerstört S. 70. — Der Onkel verkauft Schönwalde und zieht nach Potsdam; dort Hochzeit im Jahre 1825 S. 71. — Geburt eines bald wieder verstorbenen Sohnes (Carl) 1826 und einer Tochter (Selma) 1828 S. 72.

Kapitän und Kompagniechef 1829 bis 1839 . . . . . 72—83

Ernennung dazu vom 15. April 1829; Versetzung im Herbst in das Garde-Reserve-Infanterie-(Landwehr-)Regiment z. F. nach Potsdam S. 72. — Geburt einer bald wieder verstorbenen Tochter (Ida) 1831 S. 72. — Versetzung in das Kaiser Franz-Regiment 1835; Tod der Mutter S. 72. — Kondolenzschreiben der Kronprinzessin Elisabeth S. 73. — Tod des „Onkels General“. Meldung davon an Seine Majestät den König S. 73. — Mittheilung an das Colbergsche Infanterie-Regiment S. 74. — Aus dem Nekrolog des verstorbenen Onkels S. 74. — Aus dem Vademekum 1838: Urtheil bedeutender Männer über Prinz Wilhelm, Sohn des Königs S. 78. — Scheinverkauf der staatlichen Bergwerke an das Bankhaus Schickler, um sie nicht den Franzosen ausliefern zu müssen S. 78. — Zur Charakteristik von York S. 78. — Kaiser Nikolaus über die Russomanie in Preußen S. 79. — General v. Thiele I erzählt über die geheime Abreise des Königs 1813 von Potsdam nach Breslau S. 80.

Seite

Major 1839 bis 1849 . . . . . 83—124

Ernennung zum Major und zweiten Kommandeur des III. Bataillons im 4. Garde-Landwehr-Regiment Düsseldorf am 28. April 1839 S. 83. — Wissenschaftliche Beschäftigungen. Am 26. März 1841 als Bataillonskommandeur in das Garde-Reserve-Regiment nach Spandau versetzt; unbequemer Vorgesetzter und Untergebener, aber hochgeachtet S. 83. — Nach dem Berliner Straßenkampf 1848, an dem sich zu betheiligen er nicht Gelegenheit hatte, Allerhöchste Ordre zur Führung zweier Bataillone des 2. (Königs-)Regiments. Mit diesen Bataillonen nach Schleswig in den Krieg S. 84. — Beginn des Krieges; Briefe an seine Frau; Gefecht bei Schleswig S. 85. — Vormarsch in drei Kolonnen und Ueberschreiten der jütischen Grenze bei Kolding S. 96. — Hoffnung auf günstigen Friedensschluß durch die Politik getäuscht S. 97. — Langer Stillstand; Ueber militärischen Gottesdienst S. 103. — Rückzug nach Süden giebt großes Aergerniß in der Armee S. 107. — Allseitiger übler Eindruck des Zurückgehens S. 108. — Vorstoß geplant S. 109. — Gefecht bei Düppel S. 111. — General v. Wrangel konzentrirt alle Streitkräfte bei Flensburg S. 120. — Noch einmal Vormarsch ohne Widerstand bis an die jütische Grenze S. 121. — Der Krieg schließt unbefriedigend durch den Waffenstillstand von Malmö am 26. August 1848; Major v. Steinmetz zieht mit seinem Regiment in die Heimath nach Prenzlau, giebt dort das Kommando ab und tritt wieder zum Garde-Reserve-Regiment in Spandau zurück S. 123. — Orden pour le mérite für das Gefecht bei Schleswig S. 123. — Als umsichtig und energisch bekannt geworden, werden ihm die Kommandanturgeschäfte in Brandenburg übertragen, während die Nationalversammlung dort tagt; anerkennender Dank des Oberbefehlshabers in den Marken S. 123. — Wegen hervorragender Leistungen außer der Tour zum Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 22 in Magdeburg ernannt S. 124.

Oberstlieutenant 1849 bis 1851 . . . . . 124—134

Zum Oberstlieutenant ernannt Juli 1849; Kommando an die Anhaltiner Grenze, um etwaigen Unruhen zu steuern; Schreiben des Herzogs zu Anhalt S. 124. — Korrespondenzen mit dem anhalt. Major Zabeler über eventuelles Eingreifen der bewaffneten Macht S. 125. — Ruhe bleibt gewahrt; v. Steinmetz löst Kommando auf und kehrt nach Magdeburg zurück. Rückt im November 1850 von Neuem aus, diesmal mit seinem Regiment nach Cassel, und wird dort unter General Graf Gröben Kommandant; Entschlußlosigkeit der Regierung führt zu politischen Niederlagen; Regt. 32 nach Erfurt zurückgezogen S. 127. — Spätere Korrespondenz über die Casseler Ereignisse mit General Graf v. d. Gröben S. 128.

Oberst von der Infanterie 1851 bis 1854 . . . . . 134—143

Am 18. Januar 1851 zum Obersten von der Infanterie befördert, am 17. April d. J. zum Kommandeur des Kadettenkorps ernannt; General v. Conradys Urtheil über v. Steinmetz's erzieherische Anlagen

Seite

S. 134. — Stelle aus einem Jahresbericht des Kadetteninſtituts vom Jahre 1853 mit Steinmetz's Anſchauungen über Erziehung S. 135. — Im Sommer 1853 nach Petersburg mit anderen Offizieren eingeladen, um den dortigen Lagerübungen beizuwohnen; bruchſtückweiſes Tagebuch; Abreiſe S. 138. — Petersburg; Krasnoje-Selo; Unterredungen mit dem Kaiſer; Kadetten S. 138. — Beſuche; die Truppen in den Lagern S. 140. — Moskau; Rückreiſe S. 266. — Am 27. April 1854 zum Kommandanten von Magdeburg und im Juli desſelben Jahres zum Generalmajor ernannt S. 142.

Generalmajor von der Infanterie 1854 bis 1858 . . . . 144—165

Dienſtliches Wirken S. 144. — Tod der Tochter Selma, der den General aufs Tiefſte erſchüttert. Briefliche Beſchreibung ſeines eigenartigen Zuſtandes an einen „Freund" S. 144. — Prinz Friedrich Carl von Preußen K. H. dankt für Glückwunſchſchreiben zur Vermählung S. 160. — Ernennung zum Kommandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade S. 161. — Im Dezember desſelben Jahres mit dem Kommando der 1. Diviſion betraut, meldet er dies dem General der Infanterie Fürſten Wilhelm Radziwill S. 161. — Fürſt Radziwill dankt S. 161. — General Frhr. v. Manteuffel ſchreibt S. 162. — Derſelbe ſchreibt wieder über Verjüngung des Offizierkorps ꝛc. S. 162. — Glückwünſche an den Prinzen Friedrich Wilhelm K. H. zur Vermählung S. 164. — Der Prinz antwortet dankend S. 164. — Ernennung zum Generallieutenant von der Infanterie 22. Mai 1858 S. 165.

Generallieutenant von der Infanterie 1858 bis 1864 . . 165—201

Glückwunſchſchreiben zum Geburtstag des Regenten, Prinzen Wilhelm K. H., 1859 mit politiſchem Inhalt S. 165. — Des Regenten K. H. Antwort, auf Politiſches eingehend S. 167. — Mobilmachung 1859 S. 168. — Aufhebung des Kriegszuſtandes und Ernennung des Generals zum Mitgliede einer Organiſationskommiſſion für die Armee S. 168. — Glückwunſchſchreiben an S. K. H. den Regenten zum Geburtstag 1860 S. 169. — Stellung des Generals zur Kavallerie S. 171. — Korreſpondenz über kavalleriſtiſche Reorganiſation mit General Frhrn. v. Czettritz infolge einer Broſchüre des Letzteren S. 171. — Der General als Gerichtsherr S. 175. — Brief an Major v. Conrady über die Krönung des nunmehrigen Königs Wilhelm 1861 S. 176. — Fürſt Wilhelm Radziwill ſendet dem General ſein Bild S. 176. — Reiſetagebuch in Briefen an ſeine Frau aus Ober-Italien und der Schweiz 1862 S. 177. — Bozen; Verona; Beſuch bei dem kommandirenden General v. Benedek S. 177. — Die Schlachtfelder von Solferino und Magenta S. 180. — Furka; Maienwand; Turin; Aoſta S. 180. — Bad Leuk; Rückweg über Thun und die Gemmi nach Interlaken S. 182. — Längeres Ausruhen in Interlaken; dabei Gedanken über militäriſche Zukunft; Entwurf eines Abſchiedsgeſuches S. 184. — Entwurf eines Schreibens an den kommandirenden General v. Werder, die Begründung des Abſchiedsgeſuches enthaltend S. 186. — Nach Berlin zurückgekehrt, informirt er ſich dort,

Seite

glaubt, mit dem Abschiednachsuchen recht zu handeln, und sendet seine Schreiben ab; ablehnende Kabinets-Ordre tadelt das Verhalten des Generals S. 189. — Ernennung 29. Januar 1863 zum kommandirenden General des II. Armeekorps; Brief an v. Conrady über die Ablehnung des Abschiedsgesuches, das er nicht bereut, „wenn der König ihn auch gescholten habe"; Glückwunsch zum Jahreswechsel an des Königs Majestät mit politischen Betrachtungen S. 189. — Der König ist krank, — auf Höchstdesselben Befehl antwortet General v. Manteuffel auf den „guten Brief" S. 191. — Allerhöchste Kabinets-Ordre zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum 5. März 1863 mit dem Kronen-Orden I. Kl. S. 192. — Die 1. Division beschenkt ihn mit einem Degen; Glückwunsch des Kriegsministers v. Roon S. 192. — Dank S. 193. — Glückwunsch des Generals v. Werder S. 193. — Dank S. 194. — S. K. H. der Kronprinz sendet sein Bild; v. Steinmetz dankt und bittet versteckt auch um ein Bild der Frau Kronprinzessin S. 194. — S. K. H. der Kronprinz sendet „die bessere Hälfte des Statthalters" S. 195. — Die viel kranke Frau v. Steinmetz dankt Frau v. Koschkull für die Pflege und Hülfe, die ihr durch deren Tochter gewährt worden ist S. 196. — Tod der Frau v. Steinmetz S. 197. — Seine Majestät der König kondolirt durch General v. Manteuffel S. 197. — Ebenso Ihre Majestät die Königin-Wittwe Elisabeth durch Oberhofmeister Graf Dönhoff und schickt ein Exemplar der „Gebete des Königs" S. 198. — Tief dankbar antwortet der General S. 198. — S. K. H. der Kronprinz kondolirt S. 198. — Dankensantwort S. 200. — Fräulein v. Koschkull bleibt bei dem vereinsamten General, ihm sein Haus zu führen; der Kronprinz übernimmt das II., der General erhält das V. Armeekorps 1864 und wird etwas später zum General der Infanterie befördert S. 201.

General der Infanterie 1864 bis 1871 . . . . . 201—302

Freundschaftlicher Brief an Generallieutenant a. D. v. Eberhardt über persönliche und Posener Verhältnisse S. 202. — Fürst zu Hohenzollern-Löwenberg meldet sich als zum Chef des Infanterie-Regiments Nr. 47 ernannt S. 204. — Der General spricht unterthänigst dankend seine Befriedigung aus S. 204. — General v. Manteuffel theilt seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der alliirten Armeen in den Elbherzogthümern mit S. 204. — v. Steinmetz gratulirt, daß v. Manteuffel der Armee wiedergegeben ist S. 205. — Der General hatte Prinz Friedrich Carl zur Geburt des Prinzen-Sohnes gratulirt. Der Prinz dankt S. 205. — Freundschaftlicher Brief an v. Eberhardt S. 206. — Fürst Hohenzollern ladet ein S. 207. — Telegraphischer Glückwunsch an den Kronprinzen zur Geburt der Prinzessin-Tochter Viktoria S. 208. — Kronprinz dankt S. 208. — Mobilmachung 1866 S. 209. — Von der Grenze aus schreibt der General an den General v. Moltke über seine Auffassung der militärischen Situation S. 210. — General v. Moltke antwortet eingehend S. 215. — Beginn der Aktionen S. 217. — Schlachten bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Gradlitz; anerkennendes Telegramm Seiner Majestät des Königs S. 218. — Handschreiben Seiner Majestät mit Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens

S. 218. — Oberpräsident v. Horn-Posen gratulirt zu den Erfolgen S. 413. — Ebenso Fürst Radziwill S. 219. — Schlachten bei Königgrätz, Olmütz; nettes, gnädiges Handschreiben Seiner Majestät des Königs S. 219. — Gefecht bei Tobitschau; Quartier in Feldsberg; Meldung beim Könige in Nicolsburg; Oberst v. Wittich als Chef des Stabes vom General sehr geschätzt S. 220. — Rückmarsch; Parade bei Wischau; Kantonnement in Chotzen; Korrespondenz mit General-Feldmarschall v. Wrangel S. 221. — Brief mit Erzählung der Kriegserfolge an Generallieutenant a. D. v. Eberhardt S. 222. — Dankbrief an Frau v. Conrady S. 223. — An den Oberpräsidenten v. Horn S. 224. — Erwiderung S. 225. — Rückkehr nach Posen S. 226. — Der General wird am Siegesfeste, 20. September 1866, zum Chef des westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 38 ernannt S. 226. — Auf Wunsch des Prinzen Friedrich Carl wird der General zusammen mit dem kleinen Prinzen Friedrich Leopold photographirt S. 226. — Dem past. extr. W. Meurer in Rinteln giebt der General auf dessen Bitte Familiennachrichten S. 227. — Frau Prinzessin Carl v. Preußen K. H. dankt für ein Bild des Generals S. 228. — Ebenso Frau Prinzessin Friedrich Carl v. Preußen K. H. S. 228. — Der General erwidert S. 229. — Frau Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg K. H. sendet ihr Bild S. 229. — Prinz Albrecht (Vater) sendet seinen „Kaukasus" S. 229. — Der General begleitet den Kronprinzen nach Petersburg zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Großfürst-Thronfolgers S. 230. — Nach seiner Rückkehr in den Reichstag des Norddeutschen Bundes und das Zollparlament gewählt S. 230. — General v. Manteuffel zeigt dem General seinen Rücktritt vom Kommando des IX. Armeekorps an S. 230. — Der General erwidert S. 231. — An Generallieutenant v. Eberhardt S. 232. — An v. Conrady über den Krieg S. 233. — Wiederverheirathung des Generals mit Fräulein v. Krosigk; Glückwunsch des Königs S. 234. — Trauung auf der Burg Hohenzollern 12. November 1867 S. 235. — Friedliche Jahre in Posen S. 236. — Fürst Radziwill sendet im März 1870 mit Genehmigung des Kronprinzen Notizen aus dessen Tagebuch 1866 zur Kenntniß S. 236. — Der General erwidert auf das Tagebuch eingehend S. 236. — Seine Majestät der König verleiht dem General eine Denkmünze an 1866 in Gold S. 237. — Des Generals Dank an Seine Majestät S. 237. — Konzept der Rede des Generals bei Einweihung des Kriegerdenkmals in Posen, 27. Juni 1870 S. 238. — Der politische Himmel trübt sich von Neuem; Mobilmachung gegen Frankreich 16. Juli 1870 S. 240. — General v. Steinmetz zum Oberbefehlshaber der Ersten Armee ernannt S. 241. — Der General ist getheilter Stimmung; Alter und Taubheit lassen ihn instinktiv selbst an seinen Kräften zweifeln; er ist mißtrauisch und kommt unbefriedigt aus Berlin zurück S. 241. — Will seinen Zustand sich selbst und Anderen nicht eingestehen, damit nimmt sein Wesen etwas Forcirtes an; Uebernahme des Kommandos am 28. Juli in Coblenz S. 242. — Persönliche Verhältnisse im Stabe des Oberkommandos etwas gespannt S. 245. — Der General leidet an Ischias S. 245. — Rheinische Bevölkerung musterhaft; VII. und VIII. Korps sammeln sich bei Trier und Coblenz; Meldungen S. 246. — Franzosen noch in

der Zusammenziehung; kleine Gefechte an der Grenze S. 248. — Prinzessin Salm zur Krankenpflege bei der Ersten Armee; Prinz Adalbert von Preußen K. H. kommt zum Hauptquartier des Generals S. 250. — Ueber Trier nach Tholey; die am 4. August beabsichtigte große Rekognoszirung muß auf Höchsten Befehl unterbleiben S. 251. — Kavallerie-Division von Hartmann zur Ersten Armee S. 251. — Kriegsausrüstung; den König in Coblenz gesprochen S. 252. — Schlacht bei Spicheren 6. August S. 253. — Um in einer eingetretenen Spannung des Generals mit dem großen Hauptquartier und mit der Zweiten Armee zu vermitteln, erscheint Kriegsminister v. Roon bei dem General S. 256. — Schlacht bei Colombey—Nouilly 14. August S. 258. — Unternehmung gegen Thionville nicht geglückt S. 258. — Schlacht bei Gravelotte 18. August S. 259. — Die Erste Armee wird in der Cernirung von Metz unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl K. H. gestellt 19. August S. 261. — Einrichten der Armee in der Cernirungslinie S. 262. — Körperliches Befinden S. 263. — Persönliche Reibung mit Prinz Friedrich Carl, die durch Allerhöchste Entscheidung beigelegt wird S. 264. — Verlegung des Hauptquartiers der Ersten Armee aus Gesundheitsrücksichten von Ars sur Moselle nach Jouy aux Arches; tägliches Leben dort S. 266. — Korps des Großherzogs von Mecklenburg stößt zur Ersten Armee S. 267. — Austheilung von Eisernen Kreuzen, der General erhält die 1. Klasse S. 268. — Prinzessin Salm wünscht nach dem Tode ihres Mannes aktiv bei einem Truppentheil angestellt zu werden, was abgeschlagen wird S. 268. — Schlacht bei Noisseville, 31. August und 1. September S. 269. — Begräbniß des Lieutenants von Rostiz S. 271. — Nachrichten über Sedan S. 271. — Dauernde Aufmerksamkeit nöthig auf Ausfälle von Metz S. 272. — Vermuthete Zustände in Metz S. 273. — Beschießung von Metz mit Feldgeschützen; körperliches Befinden S. 273. — Großherzog von Mecklenburg zieht mit seinem Korps vor Toul S. 275. — General v. Manteuffel kommt allein die Ehre des Tages von Noisseville zu S. 276. — Der General, der auf einen versöhnenden Schritt seitens des Prinzen Friedrich Carl nach der letzten persönlichen Reibung vergeblich gewartet und deshalb jeden persönlichen Verkehr gemieden hatte, unterläßt eine vorschriftsmäßige Dienstmeldung beim Prinzen; Klageführung an Allerhöchster Stelle S. 276. — Der General erwartet ruhig die Allerhöchste Entscheidung und ist auf das Aeußerste gefaßt S. 277. — Nachrichten über die französische Armee und Paris S. 278. — Gesundheitszustand; Prinz Adalbert immer gern gesehener Gast bei Tisch S. 279. — Entkräftung Frankreichs durch den Krieg S. 280. — Nachrichten aus dem V. Korps über Sedan S. 281. — Prinzessin Salm vertheilt wollene Sachen mit Sinnsprüchen S. 282. — Ansichten über die Schlacht von Noisseville S. 283. — General v. Sperling, Chef des Stabes der Ersten Armee, plötzlich zur Führung einer Brigade abkommandirt. Warum? S. 283. — Materielles Leben S. 284. — Gefangenentransporte; Zustände in Metz S. 285. — Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 12. September wird der General seines unmöglichen Verhältnisses zum Prinzen Friedrich Carl wegen vom Oberkommando der Ersten Armee enthoben und zum Generalgouverneur in Posen ernannt S. 285. —

Seite

Mehr dankbare als gedrückte Stimmung darüber S. 286. — Der General hat, wie ihm freigestellt worden war, beantragt, daß Hauptmann Wittke, unter Verleihung einer besonderen Auszeichnung als Entschädigung, mit ihm nach Posen zum Generalgouvernement übertreten möge; auf die Entscheidung wartet der General mit seiner Abreise, auch eines vorübergehenden Fußleidens wegen S. 286. — Verhältniß zum Stabe mit der Zeit immer günstiger geworden S. 287. — Halbe Waffenruhe vor Metz S. 287. — Prinz Adalbert bezeigt Theilnahme und begiebt sich für die weitere Dauer des Krieges in das große Hauptquartier S. 288. — Körperliches Befinden; Lektüre S. 288. — General v. Herwarth S. 289. — Militärisches und Politisches S. 289. — Schluß der Briefe; unklare Auffassung der Situation; Entscheidung, daß Hauptmann Wittke mit Vorpatentirung zum Generalgouvernement versetzt wird, geht ein; nach einem Abschiedsdiner verläßt der General, begleitet von allen Herren des Stabes, das Feld und kehrt mit Hauptmann Wittke am 26. September nach Posen zurück S. 290. — Gouvernementsgeschäfte; Interesse für Nachrichten vom Kriegsschauplatz; Verleihung des St. Georgs-Ordens S. 291. — Korrespondenz; Dr. Sepp, München, über Neugestaltung des Deutschen Reiches S. 291. — Antwort des Generals gleichen Inhalts S. 292. — Der General hegt im Stillen die Hoffnung, daß er nach dem Falle von Metz wieder aktive Verwendung finden werde S. 293. — Enttäuschung darüber; er glaubt sich in voller Ungnade beim Könige und reicht ein Abschiedsgesuch ein S. 293. — Der König zeigt sich aber nicht ungnädig und lehnt mit gütigstem Handschreiben das Gesuch bis auf Weiteres ab S. 295. — Der General dankt dem Könige für seine Gnade S. 295. — In unveränderter Zuneigung dankt Seine Königliche Hoheit der Kronprinz dem General für Glückwünsche zum „Feldmarschall" S. 295. — Oberst v. der Esch, Chef des Stabes des V. Armeekorps, beglückwünscht aus Versailles den General zum Geburtstag und schreibt über die Beschießung von Paris S. 296. — General v. Sperling dankt für Verwendung des Generals bei Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse S. 556. — Der General antwortet und bittet um etwas eingehendere Nachrichten von den kriegerischen Erlebnissen der Ersten Armee im Norden S. 298. — Friede; der König nach Berlin zurück, auch vom General empfangen; nach schriftlichem Glückwunsch zum Geburtstag Allerhöchstes dankendes Handschreiben S. 301. — Der General glaubt jetzt den Moment gekommen, sein Abschiedsgesuch zu erneuern; fragt den Kronprinzen um Rath und erhält darauf bejahende Antwort S. 301. — Abschiedsgesuch S. 302. — Unter Versetzung zu den Offizieren von der Armee Verleihung des Charakters als General-Feldmarschall S. 302.

General-Feldmarschall 1871 bis 1877 . . . . . 303—328

Glückwunsch des Prinzen Adalbert K. H.; desgl. des Generals v. Kirchbach S. 303. — Dank S. 304. — General v. Goeben gratulirt für sich und die Erste Armee S. 305. — Dank S. 305. — Längerer Urlaub, unterbrochen vom feierlichen Einzuge der Truppen in Berlin, bei welcher Gelegenheit der Feldmarschall mit dem Eichenlaub zum

Orden pour le mérite ausgezeichnet wird S. 574. — Nach einer Badekur in Gastein fällt Entscheidung für ferneren Wohnsitz auf Görlitz; Seine Majestät der König gedenkt am 18. August in einem Telegramm des Feldmarschalls; Stadt Posen empfiehlt sich S. 306. — In Görlitz folgen stille, friedliche Jahre, der Feldmarschall lebt in Erinnerungen, schreibt und korrespondirt viel S. 307. — Lebt in anregender Geselligkeit in Görlitz und auf Reisen S. 307. — Auf einen Glückwunsch zu seinem Jubiläum antwortet Prinz Adalbert dankend S. 308. — Das Germanische Museum in Nürnberg erbittet und erhält ein Autograph des Feldmarschalls S. 309. — Korrespondenz mit dem Kriegsminister v. Roon über die Bezeichnung der Schlachten und Gefechte der Ersten Armee 1870 S. 309. — An Schriftsteller Brachvogel über den Ruf als strenger Vorgesetzter; über die ihm vorgeworfene „erbarmungslose Härte"; über seinen psychischen Zustand 1855 und den Ausgang der Todesprophezeiung S. 311. — Zum Mitglied des Herrenhauses berufen S. 315. — Freundschaftlicher Brief des Generals v. Herwarth mit Betrachtungen über die letzte Wendung der kriegerischen Wirksamkeit des Feldmarschalls S. 315. — Königlicher Glückwunsch und Geschenk der Büste Seiner Majestät zum sechzigjährigen Jubiläum am 5. März 1873 S. 316. — An Fräulein Anna v. Koschkull über sein Jubiläum, Leben und Ergehen S. 316. — Allerhöchste Kabinets-Ordre, daß das Fort Bellecroix bei Metz von nun an „Fort Steinmetz" heißen solle S. 318. — An Fräulein v. Koschkull Schilderung des häuslichen Lebens S. 318. — Der Feldmarschall an seinen jungen Schwager Fritz v. Krosigk bei dessen Eintritt in den Militärdienst S. 319. — Des Kronprinzen K. u. K. Hoheit Dank für Glückwünsche zum Jahreswechsel 1875, — erzählt von Prinz Wilhelm in Kassel und Inspektion der süddeutschen Truppen S. 321. — Freundschaftlicher Brief an Fräulein v. Koschkull über Ergehen und häusliches Leben S. 322. — Glückwunsch an S. K. u. K. Hoheit den Kronprinzen zur Verlobung der Prinzessin-Tochter mit dem Erbprinzen von Meiningen S. 323. — Der Kronprinz dankt S. 323. — 1877 geht das Ehepaar Steinmetz ins Bad nach Landeck; hier tritt plötzlich in der Nacht vom 3. zum 4. August der Tod des Feldmarschalls durch Herzschlag ein S. 324. — Seine Majestät kondolirt der Frau v. Steinmetz telegraphisch aus Bad Gastein; S. K. u. K. Hoheit der Kronprinz ebenso aus Ostende S. 324. — Letzterer schreibt noch außerdem an Frau v. Steinmetz S. 325. — Beisetzung in Potsdam auf dem Militärfriedhofe S. 326. — Schluß S. 327.

Erstes Kapitel.

Kindheit, Jugend und Familie.

1796 bis 1813.

Carl Friedrich v. Steinmetz ist zu Erfurt am 27. Dezember 1796 als zweiter Sohn des Johann Wilhelm v. Steinmetz und seiner Ehefrau Luise v. der Mosel zur Welt gekommen.

Der Vater, 1762 geboren, war 1782 Fähnrich, 1787 Lieutenant im Infanterie-Regiment Zaremba, — trat 1793 aus und starb 1808 zu Breslau. Diese wenigen feststehenden Notizen mit Sicherheit weiter zu vervollständigen, war nicht möglich, — Carl Friedrich erinnerte sich seines Vaters nur dunkel, und in seinen Tagebüchern befindet sich nur noch eine ergänzende Stelle, an der er von seinem „unglücklichen" Vater spricht. Die Vermuthung liegt vor, daß sich dies „Unglück" zumeist auf Vermögensverluste bezieht, auf die auch das besonders ruhelose Hin- und Herziehen der Familie nach dem Dienstaustritt des Vaters zurückzuführen sein wird.

Ein älterer Bruder Carl Friedrichs, Georg Wilhelm Werner, wurde 1795 in Nürnberg geboren und starb 1813 als Fähnrich im 1. ostpreußischen Infanterie-Regiment an einer bei Möckern erhaltenen Wunde. Nach der Geburt Carl Friedrichs in Erfurt war die Familie in Wien, darauf in Cassel und zog schließlich nach Breslau. Hier kam 1804 die Schwester Mathilde zur Welt, die sich 1824 mit dem Grafen Oswald v. Pfeil vermählte und 1839 zu Königsberg verstarb. Die Mutter blieb nach dem Tode ihres Gatten von 1808 ab in Breslau wohnen, lebte dort in den dürftigsten Verhältnissen und starb im Jahre 1836.

Die Familie v. Steinmetz stammt wahrscheinlich aus Oesterreich, wo es zwei Generale des Namens gegeben hat. Um die Zeit der Reformation nahm ein Theil der Familie den evangelischen Glauben an und

wanderte nach Hessen aus. Dort wurde Johann Werner v. Steinmetz, der Großvater Carl Friedrichs geboren, welcher an der Spitze eines selbstgestifteten Frei-Bataillons im bayerischen Erbfolgekriege 1778 bei Komeise heldenmüthig gefochten hat und ruhmvoll gefallen ist. Auf direkten Befehl des ihm besonders wohlwollenden und gnädigen Königs wurden seine Söhne, von denen Carl Friedrichs Vater der älteste war, im Kadettenhause erzogen. Sein zweiter, Moritz Christof Gottfried, erhielt als Grenadierlieutenant des damaligen Infanterie-Regiments von Hollwede bei der tapferen Vertheidigung des Schloßberges von Sochaczew gegen polnische Uebermacht im Oktober 1794 den Orden pour le mérite. Nach ihn auch weiter auszeichnender Thätigkeit in Krieg und Frieden wurde er 1833 als Major verabschiedet und mit einer Kompagniechef-Stelle im Invalidenhause zu Berlin beliehen. Im Jahre 1845 wurde ihm als seltenste Ehrung zu dem fünfzig Jahre lang getragenen Orden pour le mérite vom König Friedrich Wilhelm IV. die Krone verliehen, die er bis zu seinem im 88. Lebensjahre eintretenden Tode, 1854, getragen hat. Ein dritter Sohn Johann Werners, Friedrich Carl, hat sich als Brigadekommandeur in den Freiheitskriegen einen glänzenden Namen gemacht und war von größtem Einfluß auf des Neffen Carl Friedrich Lebens- und Entwicklungsgang insofern, als er ihm nachmals die Heimath und das Vaterhaus ersetzte und militärisch ein leuchtendes Vorbild wurde.

So rollte durch Generationen Soldatenblut in den Adern der Familie, und wenn dieser Umstand vielleicht schon allein genügt hätte, den jungen Sproß in dieselbe Laufbahn hineinzuleiten, so that doch gewiß auch die gedrückte Vermögenslage der Eltern das Ihre dazu, den erst zehnjährigen Carl Friedrich 1806 zu seiner Erziehung dem Kadettenhause in Kulm zuzuführen und seinen Lebenslauf damit festzulegen. Im Jahre 1811 rückte er in das Berliner Kadettenhaus hinauf, wurde durch Fleiß und gute Führung zum Portepeeunteroffizier befördert und blieb dort bis Anfang des Jahres 1813, wo die Ordre erging, daß alle irgend kriegsfähigen Kadetten nach Schlesien abgehen sollten.

Von kleiner, zarter Statur, aber voll Leben, Nerv und Zähigkeit, durch Anlage klug und voll Gemüth, durch Schicksalsführungen ernst und den Verstand vorwalten lassend, ein schon fester, zielbewußter Charakter, so zog der Jüngling reif über seine sechzehn Lebensjahre, ins Feld.

Mit einem während der Freiheitskriege geführten Tagebuch setzt seine von ihm selbst zu erzählende Geschichte hier nachfolgend ein.

Zweites Kapitel.

Sekondlieutenant.

1813 bis 1819.

Tagebuch aus den Freiheitskriegen.*)

Zu Anfang des Jahres 1813 wurde ich, damals Portepeeunteroffizier im Kadettenkorps zu Berlin, nebst noch mehreren anderen Kadetten zum Eintritt in die Armee als Offizier bestimmt. Ich war gerade erst sechzehn Jahre alt geworden und befand mich an einem Halsübel im Lazareth, als meine Freunde mir die Nachricht von meiner Anstellung brachten. In einigen Tagen ging es fort, ich glaube, wir reisten mit Vorspann unter Führung eines Kadettenoffiziers, des Hauptmanns v. Selasinsky, nach Breslau. Wir fuhren über Frankfurt und Crossen, welche Orte von den Franzosen besetzt waren, die uns indessen unaufgehalten reisen ließen. . . .

In Breslau wurde ich dem 1. Garde-Regiment attachirt und lernte hier unter Lieutenant Graf v. Lusi eigentlich zuerst etwas vom Dienst, namentlich vom Tirailliren. Ich wohnte bei meiner lieben Mutter, die damals mit meiner Schwester Mathilde in der Nicolaivorstadt wohnte. Mein Wunsch war, Husar zu werden. Alle meine Bemühungen, namentlich bei dem damaligen vortragenden Adjutanten des Königs, Major v. Thiele I, waren vergeblich. Endlich wurden wir dem Könige**) im Schlosse vorgestellt und erfuhren aus seinem Munde unsere Anstellung als Offiziere in der Armee, — ich kam namentlich zum Yorkschen Korps. Damit sah ich meine Wünsche, zur Kavallerie zu kommen, vereitelt und ich beschloß daher, noch einen letzten Versuch zur Erlangung dieses Wunsches

*) Dieses Tagebuch in Oktavheften, mit grauem, grobem Papier aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts, ist anscheinend eine bald nach dem Kriege redaktionell etwas überarbeitete Abschrift der täglich gemachten Notizen, deren äußerer Zustand durch die jahrelangen Kriegsstrapazen unhaltbar geworden sein mochte.

Das Eingeklammerte im Text ist Zusatz des Herausgebers, die angemerkten geschichtlichen Daten als Hintergrund für die persönlichen Erlebnisse sind zumeist der „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts" von H. v. Treitschke entnommen.

**) Der König war von Potsdam Ende Januar nach Breslau abgereist, um auf freiem preußischen Boden offener auftreten zu können und den Handstreichen französischer Truppen in Berlin nicht mehr ausgesetzt zu sein.

Am 3. Februar erfolgte der Aufruf zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps. Am 16. März theilte Staatskanzler Hardenberg dem französischen Gesandten mit, daß Preußen sich mit Rußland — am 28. Februar zu Kalisch — verbündet habe. Der Krieg war damit erklärt.

zu machen und fand mich am Tage nach meiner Anstellung zur Audienz im Schlosse ein. Als der König in das Audienzzimmer trat und mich, den kleinen Kadetten, sah, ging er auf mich los und fragte, indem er mir die Backen streichelte, was ich wolle? Ich antwortete dreist, ich sei gestern zur Infanterie gesetzt, habe aber dazu gar keine Lust, wohl aber zu den Husaren, und bäte Majestät, mich dahin zu setzen. Der gnädige König hörte mich geduldig an und antwortete, es ginge nicht, die Infanterie habe viel Manquements, die Kavallerie nicht; ich solle nur zur Infanterie gehen, es werde mir schon gefallen. Sollte es aber dennoch nicht sein, so sollte es mir vorbehalten bleiben, später zur Kavallerie überzutreten. So ging ich doch mit einigem Trost davon.

Nun fiel mir ein, daß ich kein Geld zu meiner Equipirung hätte, meine Mutter war nicht in der Lage, es mir zu geben. Dagegen hoffte ich, etwas von zwei Tanten, die in Striegau lebten, die eine war die Aebtissin des hier aufgelösten Nonnenklosters, zu erhalten. Ich mußte indeß, wie mir däuchte, dahin erst Urlaub nehmen und wußte mir keinen andern Rath als meinen lieben König darum anzugehen. Ich fand mich demnach den folgenden Tag wieder zur Audienz ein. Der gnädige König bemerkte mich auch sofort beim Eintreten in den Saal und fragte wieder mich zuerst, was ich wolle? Ich sagte ihm, daß ich kein Equipirungsgeld habe, aber hoffte, etwas von meinen Striegauer Tanten zu erhalten, und um Urlaub dahin bäte. Der König bewilligte dies, und ich ging, wenn nicht unmittelbar, doch sehr bald darauf nach der Post, um mich einschreiben zu lassen. Der Postsekretär fragte mich nach meinem Namen, und als ich ihn nannte, sagte er: „Ach, für Sie ist auch ein Postpaß da.“ Dieser konnte mir von niemandem Anderen als dem gnädigen Könige kommen, dessen väterliches Herz in diesem kleinen Zuge so recht zu erkennen ist, denn obgleich er mit schweren und großen und vielfachen Regierungssorgen mehr als je beschäftigt war, so fand er doch Zeit, auch des kleinen, hülfsbedürftigen Kadetten sich anzunehmen, und er muß unmittelbar nachdem er mich entlassen, den Befehl dazu gegeben haben.

So reiste ich denn am Sonnabend, ich glaube am 21. März, nach herzlichem Abschied von Mutter und Schwester und nachdem ich bei den Tanten in Striegau gewesen war, auf der großen Berliner Straße nach Berlin ab. In der Gegend von Wartenberg schmiß uns der Postillon um, es wurde indeß Niemand beschädigt. Chaussee war nur von Frankfurt bis Berlin, woselbst ich Mittwoch, den 25. März, um ½9 Uhr ankam. Die Stadt war illuminirt, das Yorksche Korps war fast ganz ausgerückt, und es standen fast nur Russen da.*)

*) In der Konvention von Tauroggen vom 30. Dezember 1812 hatte York den Franzosen die erzwungene Heeresfolge aufgesagt und war mit seinem Korps in den

26. März 1813: Ich meldete mich beim General v. York, der mir, wie er Jeden zu empfangen pflegte, welcher zu seinem Korps als Einschub kam, sagte, er könne mich nicht brauchen. Das verdroß mich, und ich fragte patzig, wann ehe er befehle, daß ich zum Könige zurückreisen solle? York sah mich an und erwiderte, ich solle auf Parade kommen. Hier wurde ich durch seinen Adjutanten Hauptmann v. Hiller dem 1. Infanterie-Regiment (demselben Regiment, in welchem auch schon der Bruder Wilhelm v. Steinmetz als Fähnrich stand) überwiesen, welches damals der Major v. Lobenthal kommandirte. Ich kam zum 1. Bataillon des Majors v. Pirch und zur 4. Kompagnie des Hauptmannes v. Schenk. Der Lieutenant v. Hüser wurde beauftragt, mich beim Einkauf der nothwendigsten Equipage zu bevormunden, und hat es treulich gethan.

In Berlin wohnte die Familie meines Onkels, damals Kommandeur des Kolbergschen Regiments, die ich den Abend besuchte. (Der Onkel ist Friedrich Carl v. Steinmetz, der nachmalige hochverdiente Brigade-Kommandeur. Die Familie bestand aus vier Töchtern, die Gemahlin lebte nicht mehr.) Die beiden ältesten Cousinen, Emilie und Karoline, nähten mir die Offiziersabzeichen auf die Schultern. Ich lernte meine Verwandten erst hier kennen. Bei ihnen fand ich folgendes Gedicht, welches zu Ehren meines Großvaters nach seinem Tode veröffentlicht worden ist:

„Der tapfere Steinmetz kämpft und fällt als Held und Patriot,
Berlin beklaget diesen Held, beklaget seinen Tod!
Er führt sein muth'ges Bataillon ganz unerschrocken an,
Erwartet Sieg und Ruhm zum Lohn und fällt als Held und Mann.
Ihn schrecket kein Kanonenknall, kein Schwert, das mordend blitzt,
Auch nicht des würd'gen Kriegers Fall, der treu sein Blut verspritzt.
Er kämpft und siegt, doch ach! er fällt, ihn trifft ein tödtend Blei,
Und Fama sagt, daß er als Held der Lorbeern würdig sei!
So starb ein Steinmetz, edel, kühn, verspritzte er sein Blut
Und noch die Nachwelt rühmet ihn und seinen Heldenmuth.
Die Fama schreibt hier seinen Ruhm ins Buch der Helden ein
Und herrlich wird sein Eigenthum in höh'ren Sphären sein!"

Dies war wie eine Mahnung an mich, den jungen Soldaten, bei dem ersten Schritt in den Krieg.

Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückgegangen, um dort die weiteren Befehle des Königs abzuwarten. Den Russen waren damit die deutschen Grenzen geöffnet, sie jagten die Trümmer des französischen Heeres aus Rußland vor sich her. York sah ihren weiteren Vormarsch aber mit Sorgen an, er fühlte, daß man die Befreiung der Marken nicht den Fremden allein überlassen dürfte, und brach mit seinem Korps auf, um die Weichsel zu überschreiten. Auch Bülow schloß sich an, am 22. Februar. Am 17. März hatte York an der Spitze seiner Truppen seinen Einzug in Berlin gehalten.

27. März 1813: Ausmarsch nach Potsdam . . .

4. April 1813: nach Zerbst. Um 6 Uhr abends schon wieder ausmarschirt die halbe Nacht hindurch, dann Biwak bei Leitzkau. Am 1. April zum II. Bataillon, Major v. Kurnatowsky, versetzt.

5. April 1813: Die Nacht war kalt gewesen und naß. Gegen 1 Uhr mittags Marsch nach dem Dorfe Danigkow. Vor dem Dorfe stießen wir auf die Franzosen, es war mein erstes Gefecht, es schien mir sehr bedeutend. Außer dem 1. ostpreußischen Infanterie-Regiment waren hier: Prinz Wilhelm-Dragoner, Neumärkische Dragoner und eine Batterie. Die Franzosen wurden aus dem Dorfe getrieben, hinter diesem stehendes Gefecht. Um 7 Uhr wurden wir durch ein schlesisches Bataillon und das Leibregiment abgelöst und gingen durch Danigkow zurück, hinter welchem wir aufgestellt wurden und nicht mehr ins Feuer kamen. Die Franzosen zogen sich über Gommern nach Magdeburg zurück. Wir hatten an Todten und Blessirten 3 Offiziere, einige Unteroffiziere und über 100 Gemeine. Die Nacht wurde biwakirt.*)

6. April 1813: Am Mittag Marsch nach Gommern. Daselbst gut aufgenommen, man war die Franzosen satt. Abends Zusammenkunft der Offiziere. Die Freude über den ersten Sieg war laut. Viel pokulirt, — wohl zuviel.

7. April 1813: Nachmittags 4 Uhr marschirte meine Kompagnie nach Pretzien, um den linken Flügel des Majors v. Crammon, Kommandeurs unseres Füsilier-Bataillons, zu verstärken. Es war aber nicht nöthig, denn es stand da schon eine Füsilier-Kompagnie. Wir blieben aber auch die Nacht da.

8. April 1813: Nachmittags wurden wir und Major v. Crammon durch andere Truppen abgelöst und marschirten um 2 Uhr nach Zerbst und weiter nach Hohen-Lepke.

9. April 1813: Um 4 Uhr früh Marsch nach Dessau, vorher die Elbe passirt. Auf dem linken Elb-Ufer die ganze Natur wie umgewandelt, verjüngt, man ist dadurch wahrhaft überrascht, wenn man vom rechten Ufer kommt. Um Dessau sind die schönsten Obstalleen. Eine Wegekarte von Deutschland für 2 Thlr. 16 Silbergroschen gekauft, ein enormer Preis, im Frieden gewiß für das Drittel zu haben.

*) Gedrängt vom russischen General Wittgenstein sowohl wie von York und Bülow hatte sich die französische Besatzung der Mark und Berlins (Eugen Beauharnais und Augereau, etwa 50 000 Mann) bis hinter die Elbe bei Magdeburg zurückgezogen unter mehrfachen Gefechten, von denen das bei Möckern (Danigkow) für die Preußen das glänzendste war. Auch Blücher befand sich von Breslau her in stetem Vormarsch, er hatte die Elbe bei Dresden überschritten, fast das ganze rheinbündnerische Sachsen bis auf die Festungen unterworfen und stand nun in der Gegend von Altenburg.

10. bis 14. April 1813: Marsch nach Cöthen. Schloßthurm erstiegen, Lustgarten besehen. Gegend hübsch. Im Schloßgarten Ruhestätte des Herzogs von Cöthen. Am 12. machte General v. Hünerbein eine Rekognoszirung gegen Bernburg. Die Franzosen, angeblich 1800 Mann und 200 Pferde stark, zogen sich zurück. Am 13. hatte das Regiment Gottesdienst.

14. bis 17. April 1813: Es trafen 800 Mann Rekonvaleszenten ein. Am 14. wurden wir alarmirt gegen 11 Uhr morgens, indem die Franzosen von Bernburg her anrückten, sie zogen sich aber wieder zurück. Am 17. sollte Alles während der Nacht angezogen und alert bleiben, es wurde jedoch gegen 9 Uhr abends wieder abgesagt.

19. April 1813: Ein wichtiger Tag; ich schwor nebst den Lieutenants Ciesielsky und Nettwitz, mehreren Jägern und gemeinen Soldaten zur Fahne des Regiments; Lieutenant v. Besserer ließ uns schwören und las uns die Kriegsartikel vor.

22. April 1813: Am 20. Marsch nach Zörbig. Am 22. gegen Abend Befehl zum Ausmarsch, die Brigaden, Generale Corswand und Hünerbein, etwa 6000 Mann, kamen zusammen, weil die Franzosen eine starke Rekognoszirung gemacht hatten und man ihren Angriff erwartete. Marsch bis in die Gegend von Radegast. Hier Biwak ohne Feuer, da kein Holz vorhanden war. Endlich in der Nacht, die kalt und naß war, auf dem Wege nach Dessau weiter bis Hinsdorf, wo wir auf der Ebene bis zu dem Walde, der Hinsdorf gegenüber liegt, stehen blieben.

23. April 1813: Morgens gegen 7 Uhr das Biwak bezogen und rasch Feuer gemacht, denn Alles war durchfroren. Die Leute erhielten Branntwein. Das Marschiren in der Nacht entkräftet ungemein, es schliefen in voriger Nacht Viele sogar im Gehen. Gegen 5 Uhr nachmittags marschirten wir wieder nach Zörbig zurück. Hier lag außer dem 1. ostpreußischen Infanterie-Regiment eine schwere Batterie.

26. April 1813: Am 24. Marsch nach Löberitz. Die Kameraden vergnügten sich mit den Karten und Würfeln, ich war fest entschlossen, nicht zu spielen. Ich las die Komödie Cleopatra. Gegen Mittag bekam ich die Berliner Zeitung. Aus dem Vaterlande nur Gutes und Patriotismus, aus Frankreich die lächerlichsten Redensarten über unsern König und Preußen.

27. April 1813: Marsch nach Landsberg, der Ort armselig, nicht einmal 100 Feuerstellen. Man sieht von hier den Petersberg bei Halle etwa 4 Stunden entfernt; mehrere hübsche Dörfer in anmuthiger Gegend. Gegen 3 Uhr nachmittags Marsch nach Schkeuditz.

28. April 1813: Marsch nach Merseburg. Außer meinem Regiment folgte auch dorthin eine schwere Batterie. Bei Halle hörten wir ein

Gefecht, General v. Kleist war mit den Franzosen engagirt. (Avantgarde des Yorkschen Korps, — Vizekönig Eugen Beauharnais). Hinter Halle brannte ein Dorf, man muthmaßte, es sei Wettin. Ganz spät abends Ankunft in Merseburg. Das II. Bataillon kam auf Wache und umgab die Stadt mit einer Vorpostenkette. Meine Kompagnie kam ans Claus-Thor, die Offiziere lagen im Waisenhaus und wurden aus der Stadt verpflegt. Wir hatten bei Merseburg Kosaken und über 100 sächsische Jäger vorgefunden. Ihre Wache am Claus-Thor hatte Vorposten ausgesetzt ohne Feldgeschrei und Losung, — es fehlte die Erfahrung.*)

29. April 1813: Um 3 Uhr wurde unser Bataillon vom I. Bataillon, wir namentlich durch die 1. Kompagnie, abgelöst und dann einquartiert. Ich kam mit Reitzenstein zu einer 77jährigen Frau v. Bottin, wo wir es sehr gut hatten. Kaum hatten wir gefrühstückt, als ich kommandirt wurde, nebst Platen, Reibnitz und Ciesielsky unter Leitung des Hauptmanns v. Reiche vom Generalstabe die Stadt gegen den von Halle erwarteten Feind in Vertheidigungszustand zu setzen. Wir waren jedoch mit dem Rekognosziren noch nicht zu Ende, als Alarm entstand, weil der Feind wirklich anrückte. Meine Kompagnie (7., Kapitän v. Wegnern) blieb zur Reserve in der Mitte der Stadt. Der Feind war stark, wir nur zwei Bataillone, eine Batterie und ein Detachement Jäger. Der Feind drang in die Stadt, die wir lebhaft vertheidigten, doch retiriren mußten. Da unsere Truppen von allen Thoren, wo sie aufgestellt gewesen waren, zurückkamen, so entstand auf dem Rückwege ein unvermeidliches Durcheinander. Major v. Lobenthal ordnete das Regiment aber gleich hinter der Stadt wieder und setzte dann den Rückzug fort, gedeckt durch die Tirailleurs meiner Kompagnie unter Lieutenant v. Schäffer und einem Zuge unter meinem Befehl. Hauptmann v. Wegnern war blessirt worden, ich erhielt dabei einen unbedeutenden Prellschuß am linken Arm. Der Verlust war auf beiden Seiten groß, unsere ganze 5. Kompagnie mit Ausnahme von Lieutenants Schröder und Ciesielsky und 7 Mann war gefangen, sie hatten sich nicht mehr durchschlagen können. Major v. Pirch blessirt und gefangen, mehrere andere Offiziere blessirt,

*) Napoleon hatte, nach dem fast völligen Verlust seiner Truppen in Rußland, in Frankreich ein neues Heer aufgerufen, das sich mit den Rheinbündnern im April bei Würzburg und Frankfurt a. M. zu etwa 180 000 Mann versammelte und bereit stand. Mit ihm rückte er selbst auf der Frankfurt—Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. April mit der von Norden her heranziehenden Armee des Vizekönigs Eugen bei Naumburg.

Die Verbündeten konnten ihm nur etwa 98 000 Mann entgegenstellen, die sich am 24. April, nachdem endlich auch das russische Hauptheer über Dresden herangekommen war, südlich Leipzig vereinigt hatten.

und 300 bis 400 Mann todt, bleſſirt und gefangen. Unſer Rückzug ging nach Schkeuditz, ich kam mit Reitzenſtein in das frühere Quartier.

30. April 1813: Marſch durch Leipzig nach Zwenkau. Tief in der Nacht ins Biwak.

1. Mai 1813: Ich ſprach hier zum erſten Male meinen Onkel, den Oberſtlieutenant v. Steinmetz (jetzt Brigadeführer in der Avantgarde des Generals v. Kleiſt, welche aus preußiſchen und ruſſiſchen Truppen zuſammengeſetzt war), bei dem ich zum Mittag blieb.

2. Mai 1813: Früh morgens von Zwenkau durch Pegau, wo unſer König und Kaiſer Alexander waren, gegen Lützen, wo wir gegen Mittag ankamen. Die Schlacht (Groß-Görſchen) begann mit einer furchtbaren Kanonade, durch welche aber mein Regiment zunächſt nicht litt. Man ſchickte die Bataillone einzeln vor, um das vorliegende Dorf zu nehmen, wobei viele Leute verloren wurden. Als zuletzt mein Regiment das Dorf (Rhana?) angriff und die Franzoſen (unter Ney) bis beinahe aus einem zweiten, dahinter liegenden Dorfe drängte, ſo entſtand daraus eine Unordnung, daß die Ruſſen, welche mit uns fochten, auf unſere Jäger ſchoſſen und umgekehrt behaupteten, daß wir auf ſie geſchoſſen hätten. Da es zugleich an Kavallerie fehlte, um den zurückgehenden Feind zu attackiren, ſo wandte ſich das Blatt, — und wir mußten retiriren, was in großer Zerſtreuung geſchah. Wir gingen bis zu unſerem erſten Standpunkte zurück, das Schlachtfeld wurde behauptet, der Onkel und mein Brigadier Hünerbein bleſſirt.

(In einem Schreiben d. d. Düſſeldorf, den 13. November 1840, an den Oberſten v. Kleiſt, Kommandeur des 1. Infanterie-Regiments in Königsberg, welcher geſchichtliche Nachrichten über ſein Regiment ſammeln wollte, ergänzt der nachmalige Major v. Steinmetz dies Tagebuch für den 2. Mai:) Nach der Schlacht war der Major v. Kurnatowsky der älteſte kommandirende Offizier des Regiments; der Regimentskommandeur Major v. Lobenthal wurde gleich beim Beginn der Schlacht bleſſirt. Für meine Perſon kam ich diesmal wieder mit einem Prellſchuß davon.

3. Mai 1813: Rückmarſch über Predel, Biwak bei Frohburg.*)

*) Die Schlacht war nicht gänzlich verloren; im preußiſchen Lager hatte man die Wiederaufnahme des Gefechtes für den folgenden Morgen erwartet. Doch die Uebermacht auf franzöſiſcher Seite mußte zu ſtark erſcheinen, und ſo wurde auf Seiten der Verbündeten der Rückmarſch beſchloſſen. Sie fühlten ſich aber trotzdem unbeſiegt; Muth und Vertrauen in die eigene Kraft waren gewachſen — ſie hatten mehrere Trophäen erbeutet, keine verloren. Aber Scharnhorſt, die mächtigſte Triebfeder für Alles, was geſchah und in Zukunft geſchehen ſollte, Blüchers Generalquartiermeiſter, befand ſich unter den Opfern des blutigen Tages!

Napoleons Triumph war politiſch verhängnißvoll, — ſein Einfluß, namentlich auf den König Friedrich Auguſt von Sachſen, wurde wieder von Neuem an-

4. Mai 1813: Marsch nach Coldiz unter Anführung des Prinzen August und meines Onkels. Das Terrain bergig und waldig.

5. Mai 1813: Arrièregardengefecht bei Coldiz unter Führung meines Onkels. Im Lager von Coldiz hatte ich meinen Bruder gesprochen, welcher Portepeefähnrich beim ostpreußischen Grenadier-Bataillon war. Das Arrièregarden-Gefecht war heftig; der Feind, durch eine Furt gegangen, faßte uns in der rechten Flanke und kotoyirte uns auf den Höhen. Dies beschleunigte unseren Rückzug, der bei der Hitze sehr ermüdend war; auch mein Bruder erlag der Mattigkeit. Der Rückzug ging über Waldheim auf Roßwein. Bei ersterem Orte lösten uns Russen unter Miloradowitsch ab. Bei Roßwein wurde biwakirt.

6. Mai 1813: Marsch nach Meißen, Ankunft gegen Abend. Es gingen viele Truppen durch die Stadt zurück; vor jedem Thore war eine Schanze aufgeworfen.

7. Mai 1813: Die steinerne Brücke bei Meißen war früher gesprengt, jetzt durch eine Schiffbrücke ersetzt, diese aber durch Pech, Theer, Stroh und Holz zum Abbrennen eingerichtet.

Mein Bruder traf hier ein; er hatte auf dem Marsche Blut gespuckt.

Um 6 Uhr abends gingen wir über die Elbe zurück ins Biwak zwischen Gröbern und Okrilla.

8. Mai 1813: Die Franzosen rückten gegen Meißen, — die Schiffbrücke wurde abgebrannt und nachdem die Stadt ausreichend behauptet war, die Besatzung in Schiffen über die Elbe gesetzt. Wir biwakirten mehr rückwärts.

9. bis 14. Mai 1813: Märsche über Großenhain — Königsbrück — Kamenz nach Bautzen. Dort hörten wir am 12. kanoniren, sahen den König und russischen Kaiser und bezogen ein Biwak. Am 13. dauerte die Kanonade fort.

Am 14. wurde ich zur 3. Kompagnie versetzt, die Lieutenant v. Schenk kommandirte.

15. bis 19. Mai 1813: Am 15. vor- und nachmittags kanonirt. Nachmittags kam ich von Arbeit an einem Kolonnenwege über Weißenberg nach Görlitz erst spät zurück. Die Dörfer standen verödet, die Saaten verheert, erstere auch geplündert von Russen und auch Preußen.

Am 16. Feldgottesdienst durch Prediger Rohde. Um 1 Uhr rückten wir zwischen Lessin und Broschwitz; unsere frühere Stelle nahm Barclay de Tolly mit 15 000 Russen ein. Wir sahen den König, der sich über die geringe Stärke des Regimentes wunderte.

---

gefacht, und damit trat eine Verschleppung des Krieges um Monate ein. Napoleon folgte den Verbündeten ostwärts über Dresden.

Am 18. ſtarke Kanonade bei Bautzen; es wurden zahlreiche Emplacements für Artillerie gebaut, die Arbeiter ſtundenweiſe Tag und Nacht abgelöſt. Um 11½ Uhr abends Marſch des Yorkſchen Korps und des von Barclay die Nacht hindurch zu einer Expedition; gegen Morgen etwas Ruhe, nachdem wir irre marſchirt waren.

Am 19. weiter nach dem Dorfe Weißenberg, wo die Franzoſen ſtanden, wo wir um Mittag ankamen und das Gefecht (Königswartha) begann. Alle Waffen kamen in Thätigkeit; York hatte den rechten, Barclay den linken Flügel der Stellung; ich ſtand unter Befehl des Onkels, der ſeine Brigade mit großer Kaltblütigkeit führte. Ich wurde zweifach bleſſirt durch eine Kugel, die mir den Mittelfinger der linken Hand zerſchlug und den Bauch ſtreifte. Ganz ſpät am Abend erſt wurde ich von dem Generalchirurgus Felski verbunden, konnte aber nicht gehen. Mein Regiment hatte ſehr viel verloren, die Majore v. Kurnatowsky, v. Korff und viele Offiziere bleſſirt. Die Ruſſen erbeuteten mehrere Kanonen. Am ſpäten Abend beſchoſſen die Franzoſen unſer Lager; wir brachen auf und marſchirten nach Bautzen zu. Ich fuhr auf einer Kanone.*)

20. Mai 1813 kamen wir bei Bautzen in der Frühe hinter dem Dorfe Klein-Bautzen an; der Onkel nahm mich zu ſich; ſeine Brigade ſtand in der Reſerve. Die Schlacht bei Bautzen begann mit großer Heftigkeit. Viele Dörfer geriethen in Brand, der Tag endete ohne Entſcheidung.

21. Mai 1813: Die Schlacht wurde fortgeſetzt. Der linke Flügel ſtand, der rechte zog ſich zurück, und bald hieß es, die Franzoſen ſiegen. Die Bagage mußte zurück, ich auf einem Pferde des Onkels gleichfalls. Es ging durch Reichenbach; hier ſah ich den König am Fenſter, der ernſt auf das Gedränge in der Straße herabſah. Zwiſchen Reichenbach und Görlitz blieb ich mit den Wagen meines Regiments und biwakirte.**)

23. Mai 1813 wurde früh marſchirt. Ich fuhr im Wagen des Regimentschirurgus Kranz bis Bunzlau. Hier war das Gedränge der

*) Bei Königswartha ſtießen die Franzoſen, dreifach überlegen, auf die ihnen entgegengeſchickten Korps von York und Barclay, während die ruſſiſche Hauptarmee unthätig dahinter bei Bautzen ſtand. York hielt zäh und verwegen in dem ungleichen Kampfe aus und brachte ſeine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück.

**) Nach der blutigen, zweitägigen Schlacht bei Bautzen bog die alliirte Armee von ihrer bisher nach Oſten weiſenden Rückzugslinie ab und wendete ſich etwas ſüdwärts nach Schweidnitz, um die Verbindung mit Oeſterreich feſtzuhalten. Blücher verſchleierte dieſe Rückzugsänderung durch ſeinen glänzenden Ueberfall auf die Franzoſen am 26. Mai bei Haynau, deſſen glücklicher Erfolg Muth und Friſche in den alliirten Truppen erhielt.

Bagage sehr groß, weil die Franzosen uns drängten. Der Onkel machte mit seiner Brigade die Arrièregarde. Wir gingen über den Bober zurück. Am Abend beim Onkel in einer Mühle. Die Kranken und Blessirten wurden fortgeschickt, ich auch; fuhr spät abends die Nacht durch im Wagen des Dr. Kranz und kam

am 24. Mai 1813 in Liegnitz an. Denselben Tag mit einer Gelegenheit bis Neumarkt, dann mit Vorspann bis Neukirch.

Vom 25. bis 30. Mai 1813: Am 25. morgens nach Breslau, wo ich um 6 Uhr früh ankam und meine Mutter im „Goldenen Ring" wohl antraf. Ich genoß bei ihr die Zeit bis zum 30. Mai. In Breslau erhielt ich den dritten Verband, der sehr schmerzhaft war; es lösten sich viele Knöchelchen aus der Fingerwunde, und man war fast entschlossen, den Finger abzuschneiden. Da ich aber Einwendungen dagegen machte, so ließ man es, und die Heilung ging auch so vor sich. Ich las in dieser Zeit „Corinne, ou l'Italie", — doch nicht zu Ende, denn

am 31. Mai 1813 mußte ich Breslau nachmittags verlassen, um nicht in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, da die Franzosen erwartet wurden. Ich kam gerade nur mit einem Wagen des Generals v. Götz aus Breslau und hatte kaum Zeit, von meiner Mutter Abschied zu nehmen. Um 2 Uhr mittags Abfahrt bis Ohlau.*)

2. bis 9. Juni 1813: Um 9 Uhr früh in Neiße**) über Grottkau. Ich meldete mich beim Kommandanten General v. Raumer; Quartier beim Kupferschmied Debele in der Petersgasse. Der Stadtchirurg Hänsel verband mich. Die Transporte französischer Gefangener hörten nie auf, und Rekruten kamen in Menge. Als Gefangene wurden bei meinem Wirth noch eingelegt Baron v. Speth, Adjutant des Königs von Württemberg, v. Fasereau (?), Adjutant des Generals Bertrand, und Biondi, Aide de camp und Chirurgien-major. Die beiden Letzteren wurden später auf das Fort Preußen geschickt. Am 9. Abreise mit einem Freipaß nach Neustadt.

---

*) Infolge des Gefechtes bei Haynau war das Abschwenken der Verbündeten nach Schweidnitz von Napoleon nicht bemerkt worden; er hatte die Fühlung mit ihnen verloren, war geradeaus auf Breslau zu weiter gegangen und merkte nun erst, daß sie ihm in seiner rechten Flanke standen. Dies und die unverkennbar ihm gegenüber unfreundlicher werdende Stimmung Oesterreichs ließen es ihm gerathen erscheinen, einer Waffenruhe zuzustimmen, die am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer zu Stande kam. Napoleon ging nach Dresden zurück, ließ aber das Korps Macdonald mit 80 000 Mann in Schlesien.

**) Neiße gehörte zu den wenigen Festungen Preußens, die 1807 im Juni erst nach tapferer, monatelanger Gegenwehr unter ehrenvollen Bedingungen gefallen waren. Nach dem Frieden von Tilsit, Ende 1807, bekam sie wieder preußische Besatzung.

Cosel blieb dem Könige ganz erhalten.

10. Juni 1813 früh bis Zülz, dann nach Ober-Glogau, wo ich Lieutenant v. Schäffer als schwer Blessirten traf und v. Wildemann, ebenfalls als blessirt. Am Abend Ankunft in Cosel. Gemeldet beim Kommandanten Generallieutenant v. Erichson und Oberst v. Kamptz.

11. Juni bis 10. Juli 1813: Cosel ist ein trauriger Ort, von Sumpf umgeben. Der Bataillonschirurgus Birkholz übernahm meine ärztliche Pflege. General v. Erichson bekam seinen Abschied, und an seine Stelle kam General Schuler v. Senden, dessen Adjutant Hauptmann v. Schätzel war. Die hier gefangenen Franzosen wurden über Ohlau nach Rußland transportirt. In Cosel standen die Bataillone v. Platen, v. Wienskowsky, v. Gerko und die Invaliden. Die Bataillone waren sehr schlecht bekleidet und schlecht exerzirt; nur das Bataillon von Platen machte davon eine rühmliche Ausnahme.

10. bis 12. Juli 1813: Abreise zur Armee nach Niemen bei Brieg, wo ich mein Regiment fand und mich beim Oberstlieutenant v. Lobenthal meldete. Ich wurde zum II. Bataillon gesetzt und traf dies am 12. in Günthersdorf. Ich kam zur 8. Kompagnie, Hauptmann v. Buddenbrock. Major v. Kurnatowsky hatte das Eiserne Kreuz bekommen, Ciesielsky war Adjutant geworden, ich bekam die Tirailleurs, obgleich ich noch wenig davon verstand.

Vom 13. bis 24. Juli 1813: Waffenstillstandsruhe,*) die zu Uebungen und Exerziren vor- und nachmittags benutzt wurde. Am 15. hatten wir Manöver, am 17. wurde kommunizirt in Oels. Prinz Carl von Mecklenburg war jetzt unser Brigadechef. Am 18. Manöver vor Blücher, welches im Ganzen schlecht ging.

Am 22. Quartierwechsel; der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert.

25. Juli 1813: Ich reiste mit Lieutenant v. Lilienthal nach Breslau und sah meine Mutter wieder. Nachts 1 Uhr zurück; das Regiment war unterdeß abmarschirt.

26. Juli 1813: Wir fuhren um 5 Uhr früh über Würben ꝛc. nach; unterwegs erfuhren wir, daß Alles wieder in die Kantonnements zurückkehre; das II. Bataillon kam aber nach Zankow und Meilen, wohin wir uns denn auch verfügten.

Vom 27. Juli bis 7. August 1813: Die Uebungen wurden fortgesetzt.

Am 28. wurde der als eiserner Bestand an die Mannschaft ausgegebene Zwieback revidirt, und es zeigte sich ein Manko von einem Drittel,

*) Der Waffenstillstand, ursprünglich vom 4. Juni ab auf sieben Wochen festgesetzt, wurde um drei Wochen, bis zum 10. August, verlängert. Er wurde preußischerseits eifrigst zur Ausbildung der Landwehr benutzt.

worüber der Oberſtlieutenant v. Lobenthal als über eine große Unordnung mit Recht ſehr böſe war.

Am 1. Auguſt wurde ich zur Landwehr kommandirt und fuhr früh nach Thomaskirch, um mich beim Oberſtlieutenant v. Grumbkow, dem Kommandeur des Landwehr-Regiments, zu melden. Ich wurde an das Bataillon Dobrowolsky nach Runzen gewieſen. Daſelbſt angekommen meldete ich mich bei deſſen jetzigem Kommandeur, Hauptmann S. Dieſer war Kavalleriſt geweſen und ſeit 27 Jahren außer Dienſt; mehrere ſeiner Offiziere hatten gar nicht gedient, andere waren Unteroffiziere, Gendarmen ꝛc. geweſen. Dennoch fühlten ſich dieſe Leute beleidigt, daß wir ihre Mannſchaften exerziren ſollten, die ſie nicht zu behandeln wußten. Hauptmann S. wollte Alles nach alter Weiſe und kommandirte ſehr fehlerhaft.

Die Gegend iſt hier wunderſchön, man hat den Anblick des Eulengebirges, des ſchönen Zobten- und Ziegenberges.

Am 3. Auguſt, dem Geburtstag des geliebten Königs, der auch hier gefeiert wurde, hatte ich Gelegenheit, das ungebildete Benehmen der Landwehroffiziere noch mehr kennen zu lernen. Trinken und Spielen war auch hier Sitte, infolgedeſſen Veruneinigungen, wobei einer dem andern ſagte: „Halten Sie das Maul!“

Alle Tage wurde vor- und nachmittags exerzirt; es ging ſehr ſchlecht, zum Theil wohl deshalb, weil die Leute überanſtrengt, z. B. von 5 bis 11 Uhr morgens hintereinander, und ſehr viel mit angefaßtem Gewehr exerzirt wurden. Nachmittags wurde in der Regel tiraillirt. Später kam der gewiß zweckmäßige Befehl, daß zwei Tage hintereinander vor- und nachmittags exerzirt werden, am dritten Tage aber Ruhe ſein ſollte. Wie lächerlich ſich Hauptmann S. beim Kommandiren benahm, davon nur das eine Beiſpiel, daß er — wenn im Karree nach einer Seite gefeuert wurde und er das Feuer hier aufhören laſſen wollte — in Ermangelung von Spielleuten den Leuten „br—r—r—r—r“ zurief, — als wenn er ein Pferd zum Stehen bringen wollte.

8. Auguſt 1813: Marſch mit dem Landwehr-Bataillon bis Gunſchwitz, wo unſere Brigade nach erhaltenem Befehl Rendezvous hatte.

Ich trat zu meinem Regiment zurück zur 8. Kompagnie. Die Brigade marſchirte weiter bis Rothſürben, einem Gute des Generals v. Röder.

9. Auguſt 1813:*) Marſch bis Roſenthal, Lager bei Rogau. Ich ſah meinen Bruder.

*) Am Ende des Waffenſtillſtandes und der während desſelben gepflogenen Verhandlungen — 10. Auguſt — erklärte nun auch Oeſterreich an Frankreich den Krieg. Preußen, Rußland und Oeſterreich ſchloſſen ein Bündniß und verpflichteten ſich zur

11. bis 18. Auguſt 1813: Am 11. große Parade vor dem ruſſiſchen Kaiſer und unſerem Könige bei Rogau. Das Yorkſche Korps angeblich 50 000 Mann ſtark.

Am 13.: Die Brigade Prinz Carl hatte Parade. Lobenthal war Brigadeführer geworden, Oberſtlieutenant v. Kurnatowsky erhielt das Regiment. Das Exerziren ging nicht gut. Nachmittags las ich in „Abhandlungen über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen mit Rückſicht auf den franzöſiſchen Krieg" von einem preußiſchen Offizier, nebſt Anmerkungen von L. S. Brenkenhoff.

Am 15. Geburtstag Napoleons. Möchte er ebenſo groß als Menſch wie als Feldherr ſein! Ein Parolebefehl gebot heute, daß die preußiſchen Truppen ebenſo wie die ruſſiſch-ſchwediſch-öſterreichiſche Armee nach der Reveille und nach dem Zapfenſtreich ein kurzes Gebet halten ſollen, — eine ſchöne Anordnung, das Tagewerk mit dem Gedanken an Gott zu beginnen und zu beenden.

Wiederherſtellung der Ruhe Europas und der Unabhängigkeit der europäiſchen Staaten. Schweden trat dieſem Bündniß bei, England verpflichtete ſich zur Zahlung von Hülfsgeldern.

Napoleon hatte neue Heere herangezogen, ſeine Streitmacht belief ſich mit den Rheinbündnern auf 440 000 Mann. Auch Preußen und Rußland waren mit beſtem Erfolg beſtrebt geweſen, die Zeit des Waffenſtillſtandes zur Aufſtellung und Heranbildung neuer Truppen auszunutzen. Durch den Beitritt Oeſterreichs waren die für den Kriegsſchauplatz disponibel bleibenden Heere der Verbündeten nunmehr den franzöſiſchen an Zahl etwas überlegen, ſie erreichten die Summe von 480 000 Mann und theilten ſich in drei große Hauptlager:

1. Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, befehligte die „Nord-Armee" in den Marken und an der Nieder-Elbe, beſtehend aus 150 000 Mann Preußen, Schweden und Ruſſen. Unter ihm führten die preußiſchen Generale v. Bülow und v. Tauenzien, ſowie der ruſſiſche General Graf Winzingerode.

2. Der General v. Blücher kommandirte die „Schleſiſche Armee", — ſie beſtand aus 95 000 Mann Preußen und Ruſſen unter den Generalen v. York, v. Sacken und v. Langeron. Gneiſenau war Blüchers Generalquartiermeiſter, nachdem Scharnhorſt ſeiner Wunde von Groß-Görſchen erlegen war.

3. Der Fürſt von Schwarzenberg befehligte die „Haupt-Armee" an der Nordgrenze von Böhmen. Sie beſtand aus 235 000 Mann, Oeſterreicher, Preußen und Ruſſen, unter den führenden Generalen v. Kleiſt, Großfürſt Conſtantin und Graf Wittgenſtein.

Fürſt Schwarzenberg hatte zugleich den Oberbefehl über das geſammte verbündete Heer, — wie Oeſterreich überhaupt die führende Stelle in der Allianz eingeräumt wurde.

Alle drei Heere ſollten die Offenſive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes ſuchen. Wendete ſich Napoleon von ſeinem Stützpunkt Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, ſo wich dieſe aus, und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke.

Der Plan war groß und gut, — ſeiner kraftvollen, einheitlichen Durchführung ſtellten ſich nachmals aber oft die Sonderintereſſen der verſchiedenen Mächte entgegen.

Am 16. um 12 Uhr mittags ging der Waffenstillstand zu Ende. (Irrthümlich, er war — wie schon gesagt — am 10. August um Mitternacht abgelaufen.) Marsch bis Jauer, am 18. bis Goldberg. Ich sprach meinen Bruder Wilhelm.

19. August 1813: Unsere Avantgarde unter Oberstlieutenant v. Lobenthal hatte schon gestern und auch heute mit dem Feinde zu kämpfen, namentlich bei Rochlitz, wo unsere Füsiliere 2 Offiziere 24 Mann blessirt und 8 Todte hatten. Wir marschirten auf Bunzlau zu, weil die Franzosen den Grödițzberg besetzt hielten. Sie zogen ab, es wurde behauptet, wir hätten sie gefangen nehmen können. Wir verfolgten den Feind. Bei Neudorf hatten die Franzosen ein förmliches Lustlager gebaut, es sah aus wie ein Dorf, das Zelt ihres Generals war ausgemalt, die Umgegend aber hatte den Schaden zu tragen.

20. August 1813: Ich erhielt heute ein Patent vom 9. März hinter Ciesielsky und Nettwitz, meinen früheren Hinterleuten. Ich remonstrirte dagegen und bat um Vordatirung. (Dies geschah auch auf den 5. März 1813.) Marsch bis Löwenberg.

21. August 1813: Weitermarsch nach Ladenberg, die Franzosen zu vertreiben. Ich aß ein paar Löffel Bouillon im Gehen, sonst nichts weiter. Um 12 Uhr begann die Schlacht*), ich hatte die Tirailleurs — kam aber nicht eigentlich zum Gefecht. Am Abend mußten wir retiriren, wir gingen bis Neudorf zurück, mein Bataillon auf Vorposten.

22. August 1813: Wir gingen weiter zurück bis ins Biwak bei Ober-Kroitzsch. Das Elend der Dörfer war groß, viele Häuser abgebrannt, andere ausgeplündert, die Felder verwüstet.

23. August 1813: Marsch bis Goldberg. Unsere Brigade des Prinzen Carl hatte den rechten Flügel, links standen Landwehr und Russen. Das Gefecht begann um 9 Uhr morgens. Wir verloren viel durch feindliche Artillerie, die Kugeln rissen immer zugleich 4 Mann nieder. Unser II. Bataillon warf im Sturmschritt zwei feindliche Kolonnen zurück, —

*) Das Hauptziel Napoleons: Vernichtung der preußischen Macht, war nach Ablauf des Waffenstillstandes und dem Eintritt der neuen Verhältnisse bei den Verbündeten wieder das maßgebende Motiv seines Handelns. Er beabsichtigte, sich mit seinem Hauptheer auf Blüchers Armee zu werfen, die feindlichen Flügelarmeen aber durch abgesendete kleinere Korps in Schach und fern zu halten.

Diese Absicht glückte nicht. Das nach Norden gegen Bernadotte gesandte Korps, das womöglich Berlin erobern sollte, wurde bei Groß-Beeren geschlagen, und Schwarzenberg gelang es, von Böhmen her in Sachsen einzurücken. Um diesen Feind nun nicht in den Rücken zu bekommen, mußte sich Napoleon aus Schlesien, gedeckt durch das Macdonaldsche Korps, nach Dresden zurückziehen, und diesem Rückzug half Blücher, unter Gefechten stetig westwärts bis über die Katzbach und weiter drängend, kräftig nach.

es war aber keine Kavallerie zur Hand, um den Erfolg auszunutzen. Schließlich mußten wir weichen und gingen bis Jauer auf den Galgenberg zurück. Der Marsch sehr angreifend, da wir seit des Morgens auf den Beinen waren.

24. und 25. August 1813: Marschsuccession bis Jauer — biwakirt.

26. August 1813: Von Jauer bis Weinberg vor, wo wir auf die Franzosen stießen. Die Schlacht an der Katzbach begann. Es regnete immer zu, die Gewehre gingen nicht los. Wir standen im ersten Treffen, vor uns kämpfte unsere Kavallerie. Sie wurde aber von den Franzosen zurückgetragen, und es war der Moment eines Kavallerieangriffs auf uns nahe. Da kam vom rechten Flügel russische Kavallerie im ruhigen Galopp über den durchweichten Boden, und nun wälzte sich der Kampf wieder vorwärts. Der Sieg war unser, wir nahmen 50 Kanonen, 160 Pulverwagen und viele Gefangene. Biwak auf dem Schlachtfelde in ganz durchweichtem Boden.*)

28. August bis 17. September 1813: Einquartiert in Leisersdorf. Ich schrieb an meine liebe Mutter. Am 31. durch das verwüstete Bunzlau, die Vorstadt größtentheils abgebrannt, kein Fenster ganz. Abends Biwak bei Naumburg, die Franzosen zogen um Mitternacht ab. Am 1. September Viktoria-Schießen über unsern Sieg (Katzbach). Am 3. ins Lager hinter Görlitz, am 4. Marsch durch Reichenbach bis in die Gegend von Hochkirch. Es hieß, Napoleon sei mit 40 000 Mann

*) Mit der Schlacht an der Katzbach gegen Macdonald war es Blücher gelungen, die Franzosen gänzlich aus Schlesien zu vertreiben. Blüchers Name war in Aller Munde, der fruchtbare Sieg hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den Linientruppen ebenbürtig gezeigt hatte.

Gneisenau, unter frohmüthiger Zustimmung seines Kommandirenden, Blücher, faßte sofort nach Schlesiens Befreiung die Vereinigung aller drei Armeen ins Auge und sagte zu einer Zeit, wo die Meisten noch kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, den Offizieren voraus, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Die eigenthümliche Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte, ließ Clausewitz aussprechen, die schlesische Armee sei zur stählernen Spitze des schwerfälligen eisernen Keils der Koalition geworden.

Am selben Tage der Katzbach-Schlacht war Napoleon selbst der inzwischen herangekommenen „Haupt-Armee" der Verbündeten bei Dresden zu Leibe gegangen und schlug sie dermaßen zurück durch das Gebirge nach Böhmen, daß sie erst wieder durch Kleists große Umsicht und Tapferkeit mit dem glücklichen Siege von Kulm-Nollendorf über den sie verfolgenden Vandamme am 31. August zum Stehen kam.

Napoleon selbst war bei Dresden geblieben und plante wieder durch einen neuen Zug gegen Berlin Preußens Vernichtung und Rache für Groß-Beeren. Ney wurde dorthin abgesandt, aber auch er wurde trotz seines großen Rufes als Führer von Bülow bei Dennewitz am 5. September geschlagen. Die französische Hauptmacht suchte Blücher aufzuhalten.

Garden angekommen. Unsre Avantgarde war in hartem Kampf bis in die Nacht hinein, das Hauptkorps zog sich zurück und ließ die Tirailleurs des ersten ostpreußischen Regiments, zu denen ich gehörte, zur Deckung zurück. Wir waren als Vorposten aufgestellt. Unser Brigadechef Prinz Carl hatte sich mit seinem Generalstabsoffizier Hauptmann v. Schütz zu uns vorbegeben, und nachdem er das ihm Wünschenswerthe gesehen, äußerte jener zu diesem: „Wir müssen wohl zurückreiten, hier sind wir nicht mehr sicher.“ Diese Aeußerung war unvorsichtig, da sie von mehreren Offizieren, u. A. auch von dem Hauptmann v. Buddenbrock gehört wurde, welcher die Tirailleure unsres Regiments hier befehligte und noch ohne Instruktion war, was geschehen solle, wenn wir angegriffen würden. Er trat daher an den Prinzen heran und sagte ihm: „Ew. Durchlaucht finden sich jetzt schon hier nicht mehr sicher, ich muß daher fragen, was ich zu thun habe, wenn ich angegriffen werde?“ Offenbar war die Idee, uns preiszugeben, man hatte dies aber nicht ausgesprochen. Der Prinz antwortete nicht, sondern Hauptmann v. Schütz, der immer sehr entschlossen war, entgegnete: „Bester Kapitän, Sie haben gar nichts zu besorgen, Se. Durchlaucht muß allerdings zur Brigade, ich aber bleibe bei Ihnen.“ Und so geschah es auch. Wir blieben übrigens nicht lange stehen, sondern bekamen Befehl uns still abzuziehen. Hauptmann v. Schütz sorgte dafür, daß wir uns konzentrirten, um einem möglichen Kavallerieangriff besser widerstehen zu können. Es wurde die ganze Nacht hindurch marschirt durch Reichenbach und den Morgen wieder in unser Biwak bei Görlitz, nachdem wir fast 24 Stunden hintereinander marschirt, nicht einen Augenblick Zeit zum Kochen gehabt hatten und daher sehr angegriffen waren.

5. September 1813: Nachmittags 3 Uhr schnell über die Neiße zurück, weil die Franzosen stark anrückten. Bei Käslingsdorf ins Biwak.

6. September bis 1. Oktober 1813: Fast täglich Märsche bis Torgau.

2. Oktober 1813: Marsch über Graba durch die Annaburger Heide bis Hinsendorf an der Elster, über welche und die Elbe man eine Brücke zu schlagen beabsichtigte, was die Franzosen zu verhindern suchten. Das 2. Infanterie-Regiment und das Landwehr-Bataillon Fischer wurden noch diesen Abend vorgeschickt. Jenseits der Elbe lag das Dorf Wartenburg, wo sich Marschall Ney befand.

3. Oktober 1813: Sonntag. Wir passirten bei Hinsendorf die Elster und stellten uns beim Dorfe Elster auf, um die Elbe auf einer Schiffbrücke zu passiren. Nach der Avantgarde folgte sogleich die Brigade des Obersten v. Steinmetz, die gegen Wartenburg vordrang. Die feste Lage dieses Dorfes machte es möglich, daß sich der Feind von 9 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags halten konnte. Die Brigade Steinmetz

verlor viel Menschen. Marschall Bertrand, der hier befehligte, soll es für unmöglich gehalten haben, daß Blücher die Elbe hier zu passiren im Stande sei, und das Brückenschlagen soll er so angesehen haben: er kenne das schon, das wären bloß preußische Pfiffe, es könnten kaum 3-Pfünder herüber. Als man ihm meldete, es defilirten Truppen, blieb er noch ruhig, und auch auf die Meldung, daß Geschütze herüberkämen, wollte er noch keine Anstalten treffen. Erst auf den Geschützdonner gab er Befehle. Beim Anblick des ganzen preußischen Korps soll er, wie es ein Adjutant von ihm erzählt, ausgerufen haben: „Wachsen denn Preußen aus der Erde?!“ und den Befehl zum Rückzuge gegeben haben.

Die 2. Brigade, Prinz Carl, gab den Ausschlag durch den sogenannten Sturm auf Bleddin, welches aber, richtiger gesagt, der Feind auf unser Andrängen verließ. Wir folgten mit Tirailleurs. Die Franzosen fuhren vor uns eine Batterie auf, eine Paßkugel riß einem Soldaten vor mir den Fuß fort, und der Luftdruck warf mich, der ich mich links gedreht hatte, um nach dem linken Flügel der Tirailleurs zu gehen, nieder und nahm mir die Rockschöße und die Hose am Gesäß fort, ohne mich weiter zu beschädigen, als daß ich später eine Lähmung in der linken Lende und dem linken Arm fühlte.

Durch die Einnahme von Bleddin war der rechte Flügel der Franzosen geworfen und ihr linker Flügel durch eine Umgehung bedroht. Dieser hielt sich noch kurze Zeit, ging dann aber auch rasch zurück und verlor 30 bis 40 Stück Geschütze, viele Munitionswagen, 800 Gefangene. Auch wir hatten große Verluste. Die Einwohner von Bleddin hatten uns Erfrischungen gereicht, als wir durchkamen. Abends Biwak zwischen Wartenburg—Globig—Bleddin.

(Ergänzung 1840 des Tagebuchs für den 3. Oktober im Briefe an Oberst v. Kleist): . . . Namentlich hat das 1. ostpreußische Regiment, welches in erster Linie focht, Bleddin genommen. Es würde dieses Dorf auch erstürmt haben, dafür bürgt sein vollerworbenes Renommee, wenn der Feind Stand gehalten hätte. Da dieser aber Bleddin infolge eines gewöhnlichen Tirailleurgefechts verließ, so ist es des braven Regiments würdig, seinen Ruhm nicht dadurch zu verkleinern oder zu verdächtigen, daß es seine Thaten vergrößert, also den zweideutigen Ruhm der nicht stattgefundenen Erstürmung Bleddins abzulehnen.

. . . Mir ist dieses Gefecht noch durch die an mir selbst gemachte Erfahrung der vollkommensten Abstraktion von der eignen Person während der Dauer des Kampfes, der Richtung aller Seelen- und Körperkräfte nur nach dem einen Ziele: dem glücklichen Gange des Gefechtes, besonders merkwürdig geworden. Nachdem nämlich die Tirailleurs des Regiments, von welchen ich einen Zug befehligte, Bleddin genommen hatten, folgten

wir dem zurückgehenden Feinde auch jenseits, wo das Terrain frei war. Eine feindliche Batterie fuhr gegen uns auf und beschoß, was selten vorkommen wird, vielleicht in Ermangelung eines besseren Objektes, unsere Tirailleurlinie mit Paßkugeln. Ich befand mich hinter meinem debandirten Zuge und fand es nothwendig, hinter dessen linken Flügel zu gehen. Indem ich mich links umdrehe, falle ich gleichzeitig mit einem Schusse, welcher einem Tirailleur, der vor mir war, beide Beine abgerissen hatte, platt auf die Erde. Ich stehe schnell auf und ohne zu reflektiren, warum ich auf ebner Erde gefallen bin, gehe ich nun wirklich nach dem linken Flügel. Das Gefecht dauert vielleicht noch eine halbe Stunde, dann muß unsre Tirailleurlinie Halt machen, während dem retirirenden Feinde Kavallerie folgt. Sehr bald haben wir Lebensmittel aller Art herbeigeschafft, es wird gegessen, gescherzt, nebenbei auch die rückwärtigen Kolonnen, die noch immer nicht das Gewehr abnehmen konnten, sondern gerichtet und geordnet wurden, bemitleidet. Endlich ist auch das Alles in Ruhe, und unser Regimentskommandeur Oberstlieutenant v. Lobenthal kam zu uns. Es erhob sich natürlich Alles vom Boden; plötzlich wendete sich der Oberstlieutenant, nachdem er mich einen Augenblick fixirt hatte, an mich und sagt: „Aber Steinmetz, was haben Sie denn gemacht?“ Ich fragte etwas betreten, was er meine, worauf er entgegnet: „Sie haben ja weder Rock noch Hose!“ Und in der That fehlten mir wirklich ein großer Theil des Schoßes meines Ueberrockes sowie die Hose am Gesäß; zugleich fühlte ich nach der gehabten Ruhe eine geringe Lähmung in der ganzen linken Seite, und nun erst fiel mir ein, daß der Schuß, dessen ich Erwähnung gethan, mich auch wohl zu Boden geworfen und die verschiedenen Defekte verursacht habe, welche mir bis jetzt entgangen waren.

4. bis 15. Oktober 1813: Am 4.: Marsch ins Biwak von Lamsdorf bei Kernberg. Am gestrigen Gefechtstage hatte das Landwehr-Bataillon Fischer ein eigenthümliches Exerziren gehabt. Bestimmt, den sich zurückziehenden Feind zu verfolgen, kam dieses Bataillon unter eine Anzahl Pflaumenbäume, wo es zu halten genöthigt war. Der Kommandeur, besorgt, die Leute möchten, statt an den Feind zu denken, sich an das Obst machen, ließ das Gewehr auf-, dann abnehmen, — präsentiren, — kurz, exerzirte sein Bataillon im Feuer des Feindes.

Am 5.: Nach Gräfenhainichen, — 6. und 7.: Stillstand.*)

---

*) Ueberall geschlagen, zog Napoleon seine Heere auf Leipzig zurück, — der weitere Rückzug zum Rhein stand ihm noch offen, doch sein Stolz verschmähte, ihn zu benutzen, bevor er noch einen Hauptschlag versucht habe.

Am 8. Oktober stand Blücher bei Düben, Bernadotte mit der Nord-Armee hinter ihm bei Dessau. Blüchers energisches Handeln hatte Alles in Bewegung gebracht;

Am 8.: Ins Biwak beim Dorfe Friedeberg, — am 9. bei Jeßnitz, diesseits der Mulde. In der Nacht ging die Infanterie und Kavallerie bei Jeßnitz, die Artillerie bei Raguhn über die Mulde. In Düben waren Franzosen; sie hatten 25 russische Wagen fortgenommen. Der Feind suchte uns zu bewegen, Berlin zu decken und nicht weiter vorzugehen; indeß ging mittags der Marsch über Pretzin nach Zörbig und bei Tomsdorf ins Lager. Wir waren hier mit der kronprinzlichen (Nord-) Armee vereinigt und erwarteten eine baldige Schlacht. Es fehlte an Allem.

Am 11.: Marsch nach Wettin, dann nach Halle. Da die Russen die Stadt zuerst passiren sollten, so lagerten wir vor der Stadt, in die wir erst abends 8 Uhr kamen. Viel Freudengeschrei der lieben Jugend und frohe Gesichter an den Fenstern. Wir bezogen bei dem Dorfe Schirmen hinter der Stadt ein Lager.

Am 15.: Durch Halle ins Lager vor Schkeuditz.

16. Oktober 1813: Um 11 Uhr Marsch bei Schkeuditz vorbei, 1½ Stunden weit bis gegen Möckern bei Leipzig. Neben diesem Dorfe standen die Franzosen unter Marmont, und es begann eine ernste Schlacht, die bis gegen Abend dauerte. Die zweite Brigade kam eher ins Gefecht, als wir dachten. Der erste Angriff trieb die Franzosen aus ihren Retranchements, und wir drangen weiter vor gegen eine mit vierzig Kanonen gespickte, sanfte Höhe, welche uns viel Menschen kostete. Wir warfen indeß doch die feindlichen Bataillone, — plötzlich aber wichen die anderen Bataillone der Brigade, und mein Regiment, nun mit Uebermacht gedrängt, mußte jetzt ebenfalls weichen. Durch das Anrücken des zweiten Treffens verstärkt, ging mein Regiment wieder vor, stürmte die Anhöhe. Unsere Kavallerie konnte nun mit Erfolg einhauen, und die Franzosen wurden nach Leipzig hineingedrängt mit Verlust von vierzig Kanonen und vielen Todten, die auch wir hatten. Blessirt wurden Prinz Carl, sämmtliche Offiziere des I., mehrere des II. Bataillons. Todt Lieutenant v. Dobillet. Das Dorf Möckern war in unseren Händen und in Brand gesteckt worden. Die beiden Musketier-Bataillone waren, als sie abends in ein Bataillon rangirt wurden, nicht 300 Mann stark, während sie mit 1100 Mann ins Feuer gegangen waren. Oberst v. Steinmetz war am Arm, auch mein Bruder blessirt worden; ich erfuhr aber nicht wie.

17. bis 20. Oktober 1813: Man erwartete die Ankunft des Kronprinzen von Schweden. Leipzig wurde immer mehr eingeschlossen. Wir

selbst die bedächtige Hauptarmee schickte sich an, wieder nordwärts auf Leipzig zu marschiren.

Das Wild war gestellt; das gewaltige Kesseltreiben dieses Herbstes nahte sich seinem Ende.

gingen am Morgen bis Wahren zurück; es blieb Alles ruhig, wenigstens kein heftiges Gefecht.

Am 18.: Die kronprinzliche Armee war angekommen; das Yorksche Korps rückte wieder bis gegen Leipzig vor. Das kombinirte Füsilier-Bataillon des 1. und 2. ostpreußischen Infanterie-Regiments mußte bis zu einer Brücke vorgehen, wobei Kapitän v. Böhm und Lieutenant v. Gutzmerow blessirt wurden. Der Tag war für unsere große Armee glorreich; das Yorksche Korps bekam nichts zu thun. Die Deutschen fielen von den Franzosen ab*) und gingen in ganzen Regimentern zu uns über, zuerst zwei sächsische Kavallerie-Regimenter, welche bei allen Korps vorbeidefilirten und mit Jubel empfangen wurden. Am Abend brach das Yorksche Korps zur Verfolgung des fliehenden Feindes nach Halle auf. Es hieß, die Franzosen gingen über Merseburg.

Am 19.: Ins Quartier nach Halle; am 20. früh: Abmarsch bis zu einem Dorfe, wo wir die Franzosen angreifen sollten. General v. Hünerbein konnte aber mit seiner Division nicht so rasch da sein. Unserer Avantgarde war ein Tyroler Jäger-Bataillon beigegeben worden.

21. Oktober 1813: Wir marschirten in aller Frühe ab und hörten beständig schießen. Wir gingen rechts Roßbachs vorbei. Der Paß von Kösen war von Oesterreichern besetzt; er wurde von den Franzosen genommen. Wir gelangten nach Freyburg a./Unstrut, die bei Naumburg in die Saale mündet. Den diesseitigen Thalrand hatten wir, die Thalsohle und die jenseitigen Höhen die Franzosen inne. Wir standen dem Feinde in der Flanke, während er von unserer großen Armee verfolgt wurde. Unser Gefecht blieb nur stehend. Unsere Reservekavallerie befreite 3000 Gefangene und machte zwei Bataillone Franzosen gefangen. Der Rückzug der Franzosen sehr ordentlich wie auf dem Exerzirplatz, durchaus nirgends Uebereilung. Am Abend Biwak in der Nähe unserer Tagstellung. Gefechtsverlust unbedeutend.

22. Oktober bis 13. November 1813: Märsche über Bebra, Rastenberg, durch Hessen-Kassel ꝛc.

(Ergänzung 1840 des Tagebuchs im Briefe an Oberst v. Kleist): . . . Da das Yorksche Korps den Franzosen nicht auf der Hauptstraße folgte, so hatten wir auch weniger Gelegenheit, die allmählich immer größer werdende Auflösung der französischen Armee zu sehen, welche ebenso sehr eine Folge der erschlafften Disziplin als des Mangels und der durch

*) Dies bezieht sich nur auf die mitkämpfenden sächsischen und württembergischen Truppen. Die Fürsten des Rheinbundes, vor Allem der König von Sachsen, waren noch weit davon entfernt, Napoleon die Heeresfolge aufzusagen und ihren Platz bei den Deutschen zu suchen. Der König von Sachsen, der sich in Leipzig befand, wurde nach der Schlacht als kriegsgefangen erklärt und nach Berlin geleitet.

körperliche Ueberanstrengung um sich greifenden Krankheiten war. Nur einmal, nämlich in der Gegend von Fulda, kamen wir auf die große Rückzugsstraße. Das Erste, was wir sahen, als wir die Chaussee betraten, war, daß ein hessischer Bauer einen todten Franzosen auf den Misthaufen warf. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß nicht 10 Schritt des Weges zurückgelegt werden konnten, ohne rechts und links der Chaussee nicht einen, nein, gleich mehrere Kadaver von Menschen und Pferden der retirirenden französischen Armee zu erblicken.

14. November 1813: Marsch nach Wiesbaden;*) Anblick des schönen Rheins und des Rheingaus. Russen vorhanden, die nicht Platz machen wollten. Die Folge war, daß wir sehr spät ins Quartier kamen. Ich und Ciesielsky in der Komödie.

15. bis 24. November 1813: Wiesbaden. Ich beschäftigte mich in meinen Mußestunden mit Lektüre und ging fleißig ins Theater, wozu 80 Thaler rückständiges Gehalt, welches hier gezahlt wurde, zu statten kam. Für 50 Thaler kaufte ich mir aber auch ein Pferd. Ich kam in dieser Zeit einmal auf Wache. General York kam denselben Tag auf Parade und brachte die Antwort unseres Königs auf eine bei ihm vorgebrachte dreifache Beschwerde unseres Regiments. Die erste war über den als Einschub von den Jägern uns gegebenen Hauptmann v. Kamptz, welcher ein sehr guter, tüchtiger Mann war, daher die Klage nicht der Person, sondern der Sache halber war. Eine zweite Klage betraf eine falsche Relation über das Gefecht bei Goldberg, worüber in den Zeitungen stand, daß die mecklenburgischen Husaren den Feind zurückgeworfen, und daß sie eine Batterie gerettet hätten, welches zwei Lügen waren. Die dritte Beschwerde war darüber, daß der Prinz Carl die Fahne zweier weichenden Bataillone genommen und sie gegen den Feind geführt hätte. Da nur das 1. und 2. ostpreußische Infanterie-Regiment hier fochten, so konnten auch wir unter den „weichenden" gemeint sein, welches nicht geschehen war, wohl aber war es beim 2. ostpreußischen Regiment geschehen. Doch hatte der Prinz die Fahne nicht genommen, sondern unser Regiment

*) Anfang November waren die zurückweichenden französischen Truppen am Rhein angelangt. Die Vertheidigung dieser Linie von Köln bis Straßburg wurde den Marschällen Macdonald, Victor und Marmont übertragen. Kellermann sammelte den Rückhalt des Heeres in Metz.

Die Alliirten waren langsam gefolgt. Alle Besitzungen zwischen Elbe und Rhein, die früher zu Preußen gehört hatten, kehrten unter das preußische Scepter zurück, ebenso die Länder Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig und Oldenburg unter ihre vorigen Dynastien. Das Königreich Westfalen hatte seine Endschaft erreicht, ebenso die Großherzogthümer Berg und Frankfurt. Der Rheinbund löste sich auf, und die deutschen Fürsten bis auf den kriegsgefangenen König von Sachsen schlossen sich dem Bunde gegen Frankreich an. Das Königreich Sachsen blieb unter preußischer Verwaltung.

rettete das 2. vor dem Niederhauen, indem wir die feindlichen Kavallerieangriffe auf unser II. Bataillon abschlugen und eben dadurch auch die Batterie retteten, die nun Zeit zum Abfahren fand.

Prinz Carl wurde in dieser Zeit Chef des 1. ostpreußischen Infanterie-Regiments.

25. November bis 4. Dezember 1813: Am 25. marschirte das 1. ostpreußische Regiment und das Landwehr-Bataillon Fischer auf Vorposten nach Erbenheim, eine Stunde von Wiesbaden, wo die Brigade Hünerbein abgelöst wurde. Wir gaben Feldwachen an der Erbenheimer Warte und am Häuserhof. Zunächst gegen den Feind standen Kavallerie-Vedetten. Der Feind verhielt sich ruhig, ich bin stets bis an unsere Vedetten geritten. Unsere Posten stießen rechts an die Brigade Horn, links bei Hochheim an die Russen. Hier wird stark geschanzt, ebenso bei Mosbach, wo Horn ist. Ich beritt mit Cieselsky die Gegend, und wir nahmen sie auf.

Am 2. großer Ball in Wiesbaden, — ich ging nicht hin, theils weil es meine Kasse nicht erlaubte, theils aus anderen Gründen. Der König war auch auf dem Ball und soll sehr gnädig gewesen sein.

Am 3. Revue des Yorkschen Korps vor dem König, der sich sehr gnädig über unser Regiment aussprach.

Am 4. Ablösung von Vorposten und zurück nach Wiesbaden.

5. bis 11. Dezember 1813: Ich wurde Kommandeur der freiwilligen Jäger unseres Regiments, woran ich aber keine Freude hatte: es waren nicht lauter gute Elemente.

Am 7. erfuhr ich zu meiner Bekümmerniß, daß mein Bruder an seiner Wunde in Halle gestorben sei. Ich mußte darüber den ganzen Tag weinen. Ich schrieb an Major v. Karger und bat ihn, das Unglück meiner Mutter mitzutheilen.

12. bis 31. Dezember 1813: Marsch nach Frankfurt a. M. Am 13. ging ich auf Parade und sah die schöne russische Wache. Der König kam auch auf Parade. Um 1 Uhr bei meinem Wirth — Kaufmann Zickwolf — zu Tisch. Die Familie bestand noch aus seiner Frau, drei Knaben und drei Mädchen, — die älteste Tochter Auguste recht hübsch.

Am 14.: Der König will den Offizieren unseres Regiments die neu eingeführten Epaulettes zum Geschenk machen.

Auch in Frankfurt ist ein Aufruf an die Leute erlassen, sich freiwillig als Jäger zu stellen. Der älteste Sohn meines Wirthes, Adolf, ein lebendiger junger Mann, schwankte, ob er dem Folge geben solle, wodurch er ganz aus seiner Karriere gerissen werden würde.

Am 16. kam noch ein russischer Offizier ins Quartier, der anfangs

etwas aufbrausend war. Ich nahm mich der Sache aber an, und schon bei der Mittagstafel zeigte er sich recht artig.

Am 19.: Mein Regiment hatte Gottesdienst. Der Predigt lag der Text aus Johannes unter: „In der Welt habt Ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt besiegt.“ Propst Rohde predigte, der König war auch in der Kirche. Nach derselben hatte das Regiment Parade, ich zog auf die Hauptwache.

Am 22.: Ich verkaufte heute meinen Schecken für 54 Thaler, weil der Befehl gekommen war, daß alle Offiziere, denen kein Pferd zukäme, auch keins halten sollten. Abends ins Theater.

Am 23.: Für meine Wirthstöchter kaufte ich, und zwar für Auguste, eine Chatoulle, für die zweite, Henriette, ein Kästchen mit wohlriechenden Sachen, für den kleinen Theodor, meinen Soldatenfreund, eine Schachtel voll Husaren. Für die übrigen kleinen Kinder Konfekt. Alles dieses wurde am 24. einbescheert und machte viel Freude. Mir selbst hatte ich einen neuen Anzug gekauft.

Am 25.: Ich las viel. Die Nachricht lief ein, unsere Armee sei an vier Stellen über den Rhein gegangen*), Graf Wrede aber blessirt und gefangen worden. Theater.

Am 27.: Heute wurde ich 17 Jahre alt, ich faßte die ernstesten Vorsätze für meine Zukunft. Ich las „Die Familie von Halden“ von Lafontaine. Theater.

Am 31. früh reiste der König von hier ab. Bülow soll bei Antwerpen auf großen Widerstand gestoßen sein, und man glaubt, daß man ihm von hier aus Luft machen wird. Meine Wirthin gab mir das Gebetbuch: Morgen- und Abendopfer von W. Ascher. Ich las daraus, ehe ich mich schlafen legte, das Gebet „Am letzten Abend des Jahres“.

Die Stadt Frankfurt erhielt heute ihre frühere republikanische Verfassung wieder, und Bürgermeister und Rath wurden eingesetzt. Heute Nacht gingen Blücher, Langeron und York über den Rhein.

---

*) Die Haupt-Armee unter Schwarzenberg, verstärkt durch die Kontingente von Bayern (Wrede) und Württemberg war am 21. Dezember bei Schaffhausen über den Rhein gegangen. Blücher mit der schlesischen Armee gewann Anfang Januar 1814 bei Coblenz, Caub und Mannheim das andere Ufer. Beiden Armeen war das Plateau von Langres als Ziel gesetzt, weil Fürst Schwarzenberg dort die Entscheidung vermuthete und den Anschluß der englischen Armee unter Wellington, die aus Spanien kam und im Süden Frankreichs stand, erhoffte. Erst später setzte Blücher den Zug auf Paris durch. — Die Nord-Armee war getheilt, Bernadotte nach Dänemark, Bülow und Winzingerode nach Holland gegangen, um dort Frankreichs Machtstellung zu zerschlagen. — Napoleon hatte unterdeß Zeit gewonnen, eine neue Armee zu sammeln und bei Châlons aufzustellen, allerdings nur 70 000 Mann und meist ungeschulte, muthlose Rekruten.

Das Jahr 1814.

1. Januar 1814: Gottesdienst in der reformirten Kirche, Prediger Spieß sprach über Jesaias 2, 16 bis 18. Ich las heute St. Julien von Lafontaine. Abends Theater: Die Vertrauten.

2. Januar 1814: Das Offizierkorps des Regiments kam heute Abend im „Weißen Schwan" zusammen. Die kleine Fête war recht gut gelungen.

3. Januar 1814: Die Kasinodirektion gab unserem Offizierkorps einen Ball im „Rothen Hause" auf der Zeil, der sehr hübsch war. Ich konnte nur wenig tanzen, da ich alle Damen bereits engagirt fand.

4. bis 8. Januar 1814. Heut mittag kam noch ein russischer Kapitän von den Chevaulegers zu meinem Wirth ins Quartier. Er war im Kriege gegen die Türken gewesen und konnte dies Land nicht genug rühmen. „Je ne sais rien qu'on n'y trouve pas. Le pays est bien fertile, il a un bon climat mais un peu chaud." Von den Truppen erzählte er: „L'attaque est furieuse surtout de la cavalerie, qui est extrêmement brave." Ferner: „C'est un grand bonheur que cette nation n'est pas si cultivée comme les autres nations de l'Europe, car ces barbares avec leur bravoure se feraient maîtres de toute l'Europe."

Ich las Graf von Rollenhagen von Lafontaine.

In der Nacht geschah ein Ausfall aus Cassel, die Kanonade dauerte bis zum Morgen.

Am 8. kam plötzlich Marschordre; die älteste Tochter meines Wirthes verehrte mir einen selbstgefertigten silbernen Geldbeutel und ein halbes Dutzend Battist-Schnupftücher, die sie mir nachschicken wolle, da das Einsticken des Namens noch nicht beendet sei.

9. und 10. Januar 1814: Ausmarsch morgens um 8 Uhr, Abschied von meinen lieben Wirthen. Am 10. passirten wir bei Oppenheim den Rhein und wurden mit großen Schiffen übergesetzt. Das Offizierkorps setzte zusammen mit Musik über und sang nach und nach „Heil Dir im Siegerkranz" und „Am Rhein, am Rhein" ꝛc. Langeron, welcher Mainz auf dem linken Ufer einschloß, hatte in Oppenheim sein Hauptquartier.

11. und 12. Januar 1814: Spät abends in Geltheim, die Kälte war schneidend. Ruhetag.

13. bis 17. Januar 1814: Ruhe in Geltheim. Ich las „Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele" von Mendelssohn und notirte folgende Stelle: „Lehret die Kunst, das Leben im Leblosen nachzuahmen, den Stein dem Menschen ähnlich zu machen, so suchet die Weisheit hingegen das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menschen

jener ursprünglichen Schönheit und Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es in diesem Leben möglich ist."

Und ferner: „Der Weg der Weltweisheit ist, von der Natur auf den Menschen zu blicken."

Am 14: Marsch nach Kaiserslautern, Erinnerung an die Schlacht vom 27., 28. und 29. November 1793. Ich konnte Niemand finden, mir das Schlachtfeld zu zeigen.

Am 15. nach Homburg—Zweibrücken. Auf Napoleon kommen, wie es dem Unglücklichen oft begegnet, jetzt viele Pasquille heraus.

Am 16. und 17. Ruhe. Es war ein Ball arrangirt, dem ich aus mehrfachen Gründen — Mangel an Lust, an Geld und an geeignetem Schuhzeug — nicht beiwohnte.

18. bis 29. Januar 1814: Märsche über Saargemünd—Courcelles—Cherisey—Simboçon. Am 28. verließen wir die große Straße und gingen links ab, angeblich weil die Bestimmung unseres Korps nicht sei, uns mit Truppen der Franzosen zu schlagen, sondern diesen soviel wie möglich ausweichend gegen Paris vorzugehen. Bei Pont sur Meuse gingen wir über die Maas.

30. und 31. Januar 1814: Die Brigade sammelte sich bei Stainville, wo gestern Schießen zu hören gewesen war (Blücher mit Langeron und Sacken im Gefecht bei Brienne gegen Napoleon). Vorgestern soll Napoleon hier gewesen sein, er wurde auch heute bei den feindlichen Truppen vermuthet. Die gesammelte Brigade marschirte auf St. Dizier, welches der Feind besetzt hatte. Wir erlebten hier das erste Gefecht seit Ueberschreiten des Rheins. Die Brigade Horn stand rechts von uns. Die Stadt sollte bombardirt werden, der Feind verließ sie aber früher, und unser sowie das Füsilier-Bataillon des 2. Regiments verfolgten den Feind, welcher eine Haubitze verlor. Der rasche Rückzug der Franzosen war uns unerklärlich in diesem leicht haltbaren Terrain. Der Grund war: Blücher hatte Napoleon selbst bei Brienne geschlagen und diesem acht Kanonen abgenommen. Unsere Brigade kam zur Avantgarde und marschirte bis Humbecour.

Am 31. Marsch bis Vassy, man hörte beständig Kanonenfeuer. Biwak bis 4 Uhr morgens, da das Wittgensteinsche Korps durchmarschirte. Dann kehrten wir ins frühere Quartier zurück.

1. bis 28. Februar 1814: Am 1. Marsch auf St. Dizier, nach 1½ Stunden aber zum dritten Male in unsere alten Quartiere zurückgekehrt. Mittags Marschbefehl, wir gingen über St. Dizier nach Mattignicour.*)

*) An diesem Tage war das Sackensche Korps im siegreichen Gefecht von La Rothière. Danach wendete sich die schlesische Armee auf Paris, die Haupt-Armee

Am 2. sollte Vitry mit Sturm genommen werden, es wurde aber nichts daraus, — wir rückten in die Quartiere. Später über Vitry brûlé nach Bossué. Nach zwei Stunden wieder Generalmarsch. Meine Stiefel waren beim Schuster, ich marschirte die Nacht hindurch in Schuhen und Strümpfen. Die Ursache unseres Marsches war, einem französischen Korps, das Vitry entsetzen wollte, entgegenzugehen.

Am 3. morgens den geraden Weg von Vitry auf Châlons. Gefecht bei dem Dorfe La Chaussée gegen Macdonald und Sebastiani. Unsere Kavallerie begann mit einer schönen Attacke und dem Werfen der feindlichen Kavallerie, wobei eine Haubitze und Kanonen genommen wurden. Der Feind wurde ohne großen Verlust zurückgedrängt und wir durch die kleine Moivre von ihm getrennt. Wir behaupteten dieses Flüßchen mit Tirailleurs, die unseres Bataillons nahmen und behaupteten le moulin au bas. Lieutenant v. Lilienthal wurde hierbei erschossen, dicht neben mir, die Kugel ging ihm durch beide Schläfen. Das Regiment verlor hierdurch einen gebildeten und braven Offizier, das Offizierkorps einen guten Kameraden. Biwak beim Dorfe Pagny.

Am 4. drangen wir bis Châlons vor. General Katzler, der unsere Avantgarde führte, forderte den Feind auf, die Stadt zu räumen. Der Kommandant gab die Antwort, daß er uns mit 80 Kanonen amüsiren würde. Das Gefecht fing mit einem Tiraillement an, ich wurde mit meinen Tirailleurs auf die Straße nach Reims geschickt, wo wir nicht sehr gefährdet waren. Am Abend kamen die Brigaden Prinz Wilhelm und Horn an, die von Pirch blieb vor Vitry stehen. General York schickte seinen Adjutanten, Grafen Brandenburg, noch einmal nach Châlons zum Parlamentiren, man wollte ihn aber nicht hineinlassen. Zuletzt aber öffnete man ihm das Thor, und General Sebastiani fragte, was er verlange. „Ich wünsche den Kommandanten zu sprechen," war die Antwort, und die Gegenantwort: „Ich kann Sie nicht eher hereinlassen, bis ich weiß, wer draußen kommandirt." „Das kann ich nicht sagen und reite wieder zurück." „Nein, warten Sie, sagen Sie mir, wer draußen kommandirt, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen sage, wer hier kommandirt." „Gut, draußen kommandirt der General der Infanterie v. York und drinnen der Marschall Macdonald." „Richtig, und was bringen Sie?" „Der General v. York läßt den Marschall Macdonald auffordern, die Stadt zu räumen und uns einziehen zu lassen." „Sagen Sie Ihrem General, daß der Marschall

schloß sich den Bewegungen an, aber langsam und unentschlossen, da Fürst Schwarzenberg unter dem Druck einer hauptsächlich österreichischen Partei stand, die mit Napoleon Friedensunterhandlungen anknüpfen wollte. Am 4. Februar trat auch ein Friedenskongreß in Chatillon zusammen.

Macdonald weiß, was er zu thun hat, und der General York möge thun, was er wolle." „Bedenken Sie, daß wir nicht mit der Nation Krieg führen, sondern mit dem Kaiser, und dieser ist, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin der Graf Brandenburg — den 1. und 2. bei Brienne geschlagen und hat jedes Mal einige 40 Kanonen und am 2. 5000 Mann Garden verloren. „Herr Graf, wir wissen so gut als Sie, was vorgeht, doch bleibt es beim Ersten." So endete die gegenseitige Unterredung, wie uns mitgetheilt wurde; Graf Brandenburg ritt wieder zurück, aber kaum hatte General York das letzte Wort gehört, so befahl er, die Stadt zu bombardiren. Es wurden wohl 400 Granaten aus Haubitzen geworfen, und es brannte an verschiedenen Stellen. Marschall Macdonald schickte eine Gesandtschaft an York und gab sein Ehrenwort, um 4 Uhr morgens des anderen Tages die Stadt frei zu lassen, wenn das Bombardement aufhören würde. Dies wurde angenommen.

Am 5. rückten wir in Châlons ein.

Am 6. und 7. Marsch bis Jonin, wo unsere Spitze auf den Feind stieß. Das Gefecht ging durch Epernay bis Froissy, die Franzosen hielten mehrfach Stand.

Am 8. Marsch bis Faussoie, ein Gefecht mit den Franzosen; am 9. Château Thierry besetzt; am 10. links nach Chezy sur Marne.

Am 11.: Die Brigade sollte sich bei La Chapelle sammeln, es kam aber ein anderer Befehl, uns bei Vieilles Maisons zu sammeln. Links vorwärts (bei Montmirail) war Sacken im Kampf,*) wir näherten uns dem Kampfplatz und wurden als Reserve aufgestellt. Das Gefecht war heftig, der rechte Flügel wurde am Abend umgangen, mußte sich durchschlagen und verlor eine Batterie. Es war für uns peinlich, dies zu wissen.

Am 12. zogen wir uns zurück, der ganze Weg war mit russischen Kanonen und Munitionswagen besät, welche in dem aufgeweichten Lehmboden stecken geblieben, theilweis auch zerbrochen waren. Es sah wie eine Déroute der Armee aus. Unsere Brigade ging bis Viffort querfeldein. Endlich kamen wir höchst ermattet auf den Biwaksplatz. Allmählich stieg die Sonne höher, und es begann für uns ein Tag neuer Beschwerden, da wir bestimmt waren, die Arrièregarde des Korps zu machen. Die Russen waren seit dem Morgen beschäftigt, ihre Kanonen und Munitionswagen

*) Zwischen der schlesischen Armee, deren Korps weit voneinander getrennt marschirten, und der nur zögernd auf dem linken Flügel mitkommenden Haupt-Armee war gegen die Verabredung durch Schuld der Letzteren eine breite Lücke entstanden, die Napoleon zu einem Einbruch benutzte. Er schlug die vereinzelten Korps der schlesischen Armee vom 10. bis 14. in einer Reihe glänzender Gefechte, am 10. bei Champaubert, 11. bei Montmirail, 12. bei Château Thierry, 14. bei Etoges.

zu retten. Unsere äußerste Arrièregarde waren unsere Tirailleurs unter Hauptmann v. Gruszynski. Wir zogen uns fechtend zurück, ohne viel zu verlieren, nur wurden wir sehr ermüdet und endlich von der Brigade Horn abgelöst. Die feindliche Kavallerie, erst geworfen, dann verstärkt, warf unsere Kavallerie, und der Rückzug der Brigade Horn mußte eilig nach Château Thierry begonnen werden. Das Gedränge war dort auf der Brücke sehr groß, wir kamen indeß glücklich hinüber. Die Brücke wurde dann abgebrannt, unsere Brigade biwakirte jenseits der Marne.

Am 14. Marsch bis Reims, einquartiert. Den Dom mit seinem schönen Portal gesehen, der Reichthum des Inneren hat durch die Revolution sehr gelitten. An den Wänden schönste Gobelins, zwei Hauptreihen schöner Säulen, prächtige Glasmalereien. Grabmal des General Gawain. Nachdem ich nachmittags Alles gesehen, erfuhr ich, daß wir marschiren würden, weil Blücher mit dem Kleistschen Korps bei Etoges geschlagen wäre.

Am 16. kamen wir bei Châlons wieder an, wo wir die Ueberreste des Kleistschen Korps fanden.

Am 17. und 18. Ruhe. Nachmittags Gottesdienst. Die 2. und 8. Brigade wurden unter Prinz Wilhelm (dem Aelteren) und die 1. und 7. Brigade unter General v. Horn vereinigt; so waren die Regimenter zusammengeschmolzen, daß zwei Bataillone jetzt nur eines bilden konnten. Mein Regiment blieb noch in zwei Bataillonen.

Gegen 4 Uhr Marsch. Der König soll über die verlorene Affaire von Montmirail sehr böse gewesen sein und gesagt haben: „Ich habe doch Vereinigung befohlen, aber sie wollen immer die Ersten in Paris sein!"

Es wurde jetzt nach Vereinigung mit der Großen Armee gestrebt.*) In Ecuri ins Quartier.

Am 19. bis Sommesou, wo York, Kleist, Sacken, Langeron, d. h. die ganze Blüchersche Armee, sich vereinigte und biwakirte.

Am 20. und 21. Märsche über Arcis sur Aube bis Mery sur Seine, wo wir die Große Armee trafen.

Am 22.: Unsere Avantgarde in Mery scharmutzirte mit dem Feinde jenseits der Seine. Marschall Blücher wollte mit seiner Suite in der Stadt Quartier nehmen und wurde wie auch Oberst Valentini blessirt. Letzterer schwerer. Blücher blieb im Wagen bei der Armee, die aufmarschirt stand, und unterhielt sich freundlichst mit den Soldaten.

Am 23. behauptete die Avantgarde die Seine-Brücke.

---

*) Auch von der Großen Armee waren vereinzelte Korps von Napoleon am 15. und 16. geschlagen worden, so daß sie südwärts hatte ausweichen müssen und an Blücher dringende Bitten um Hülfe sendete.

Am 24. Aufbruch nachts 12 Uhr bei ziemlicher Kälte. Man wußte den Zweck des Marsches nicht, glaubte, es würde über die Seine gehen. Am Morgen ging es aber bei Mery vorbei, welches unsere Arrièregarde hielt, gegen die Marne. Es war zwischen der Großen und Schlesischen Armee verabredet, daß, während die eine von Napoleon bedrängt würde, die andere vordringen solle. Die Schlesische Armee ging bei Baudermont über drei russische Schiffbrücken über die Aube und bei Menil des Granges ins Biwak.

Am 25. war noch Nachricht eingegangen, daß Marmont mit 80000 Mann Infanterie und einigen hundert Pferden Sezanne besetzt halte, er sollte von der Schlesischen Armee vertrieben werden. Die Russen sollten seine rechte Flanke umgehen, Kleist in der Front, York auf dem linken Flügel angreifen. Es geschah. Marmont zog sich so rasch als möglich ab. Durch Sezanne ins Biwak bei Aux grands Eparts.

Bis 28. Märsche über St. Denis, Jonorre, Mourcque. Unsere Avantgarde in Livi wurde von den Franzosen gedrängt und mußte weichen. Das Kleistsche Korps kam ihr zu Hülfe, und sie behauptete sich bis zur Nacht.

1. bis 19. März 1814:*) Am 1.: In der vorigen Nacht brach die Blüchersche Armee auf und ging über die Marne, unser Korps bei La Ferté sous Jouarre mittelst Kähne. Jenseits Biwak. Mit dem Tage weiter; die Avantgarde nahm Livi mit Sturm, während wir den Feind rechts umgingen und bei Filesne und Mareille Biwak bezogen.

Am 2.: Mit dem ersten Schuß, den wir hörten, Aufbruch; wir glaubten, es gehe vorwärts; es hieß, General Zieten mache eine Rekognoszirung; unsere Tete ging aber rückwärts auf Soissons durch

*) Selbst die Vereinigung mit der Blücherschen Armee brachte kein muthvolles Leben in das Schwarzenbergsche Hauptquartier, im Gegentheil wurde auf das Andrängen der österreichischen Diplomaten ein Rückzug wieder auf das Plateau von Langres geplant. Da stellte Oberst Grolmann dem Marschall Blücher vor: Angeschmiedet an den k. k. Hofkriegsrath, gelange man doch nimmermehr ans Ziel, wie nun, wenn die Schlesische Armee sich abermals von dem Hauptheere trennte, nochmals nordwärts an die Marne marschierte, dort die Korps v. Bülow und Winzingerode, die aus Belgien heranrückten, an sich zöge und also verstärkt geradewegs gegen Paris vorginge? Es war, als ob Scharnhorst selbst durch den Mund seines feurigen Schülers redete, so einfach, groß und kühn erschien der Plan. Blücher griff mit Freuden den glücklichen Gedanken auf, schrieb sofort an den König und den Zaren und bat sie um Genehmigung des Unternehmens. — Am 25. wurde zu Bar im Hauptquartier des Königs ein großer Kriegsrath gehalten und nach heftigem Streit der Antrag Blüchers angenommen. Jenes sonderbare Verhältniß, das im letzten Sommer nur thatsächlich bestanden hatte, erhielt jetzt die amtliche Anerkennung: das kleine Schlesische Heer übernahm es, den Hauptstoß zu führen, die Große Armee verhielt sich abwartend. Blücher trat seelenfroh, ohne erst die Erlaubniß der Monarchen abzuwarten, seinen Marsch auf Paris an.

La Ferté über Ourcque bis Oulchi le Château, wo wir gegen Abend ankamen. Es war rauh und windig. Soissons war vom Bülowschen Korps besetzt worden.

Am 3.: Marsch. Bei Château Thierry hörte man Kleingewehrfeuer. Die Franzosen folgten also.*) In der Nacht zum 4. durch Soissons früh morgens ins Biwak bei Marchival. Wir hatten in Soissons seit dem Ueberschreiten des Rheins das Bülowsche Korps zum ersten Male gesehen; es hatte eine angenehme Kampagne in Holland gemacht, war brillant bekleidet, wir dagegen abgerissen. Es mag mancher vom Bülowschen Korps bei unserem Anblick sich nach den schönen Zeiten in Holland zurückgesehnt haben! Das Bülowsche Korps verließ Soissons, 12 000 Russen blieben als Besatzung.

Am 5. wurde Soissons von den Franzosen beschossen.

Am 6.: Alles, mit Ausnahme der Garnison von Soissons, marschirte ganz früh auf der Straße nach Fismes; es sollte eine Expedition ausgeführt werden. Gegen Abend plötzlich Halt! und die ganze Nacht trotz der Kälte ohne Feuer und Stroh zugebracht. Die Expedition wurde dadurch verfehlt, daß die Befehle an die verschiedenen Generale zu spät ankamen, wodurch sie nicht zu gehöriger Zeit die ihnen angewiesenen Punkte erreichen konnten.

Am 7. Rückmarsch nach Laon ins Biwak. Rechts waren die Russen mit den Franzosen (bei Craonne) im Feuer. Soissons wurde von uns noch besetzt.

Am 8.: Soissons wurde geräumt. Unser Korps stellte sich jenseits Laon auf, die Straße nach Brüssel hinter sich, Front nach Laon. Die ganze Blüchersche Armee mit Ausschluß kleiner Kommandos war bei Laon versammelt. York und Kleist hatten den linken, Winzingerode den rechten Flügel, Bülow in und um Laon das Centrum, Langeron und Sacken waren nicht zum Gefecht aufgestellt.

Am 9., früh 5 Uhr, wurde unser Centrum attackirt, gegen Mittag auch wir auf dem linken Flügel. Lebhaftes Kanonenfeuer im Centrum und auf dem rechten Flügel auch das Kleingewehrfeuer. Wir auf dem linken Flügel standen sehr außer dem Schuß, es waren fast nur die Artillerie und unsere Füsiliere thätig. Gegen Abend machten wir einen Angriff, welcher vollkommen glückte. Der Feind unter Marmont und Herzog von Padua wurde gänzlich geworfen und kam nicht zum Stehen. Nur einmal bekamen wir zwei Kartätschschüsse, die uns nicht trafen, aber in so großer Nähe auf uns abgefeuert wurden, daß wir

*) Da Napoleon, die Gefährdung der Hauptstadt rasch erkennend, dem Blücherschen Heere folgte, so wichen die Schlesier in Eilmärschen gen Norden aus und trafen bei Soissons mit Bülows Heer zusammen.

jedes Kommandowort verstehen konnten. Der Feind konnte uns genau sehen, theils weil das Dorf Athis rechts hinter uns, und noch mehr, weil einer der auf dem Felde stehenden Kornschober hinter uns in Brand gerathen war. Aber wir wurden doch noch für entfernter gehalten, und so gingen die Schüsse nur wie ein Volk Rebhühner durch unsere Bajonette. Es waren aber peinliche Momente, die dem Abfeuern der Schüsse vorangingen. Die Schlacht heißt die von Athis, weil an dieses Dorf sich unser linker Flügel lehnte.*) Unser Verlust betrug beim ganzen Korps vielleicht nur 200 Mann todt und blessirt, der des Feindes belief sich auf 3000 Gefangene und 45 Kanonen. Gefangene sagten, daß sie noch nie so viele Todte und Blessirte gehabt hätten als an diesem Tage. Napoleon hatte das Centrum und den linken Flügel selbst kommandirt und schöne Attacken gemacht. So befahl er einen Angriff auf Laon mit einem aus Spanien gekommenen Regiment in der Art: Da Laon sehr mit Kanonen gespickt war, namentlich der Berg, auf welchem es liegt, und Kolonnen zu sehr dem Kartätschfeuer ausgesetzt waren, so ließ er jenes Regiment ganz debandiren und en tirailleurs bis zu einem am Fuß des Berges liegenden Dorfe schnell vorgehen, dort sich in Kolonnen sammeln und dann weiter stürmen. Das Regiment wurde zwar zurückgeschmissen, der Angriff war aber doch zweckmäßig angeordnet und wohl in dieser Weise ausführbar, weil dort gerade mehrfach Sumpfstellen sind, durch die wohl ein Angriff von Kavallerie weniger zu erwarten war. — Ein zweiter Angriff war folgender: Eine russische Kolonne stand hinter einem Dorf und in diesem ihre Tirailleurs. Plötzlich sprengt ein polnisches Ulanen-Regiment heran, geht mit Eskadrons durch das Dorf und attackirt die russische Kolonne. Der Angriff scheiterte auch, weil vor der Kolonne ein Graben war, von dem die Ulanen nichts wußten; ihr Angriff bleibt aber schön. Die Kavallerie verlor aber nun durch das Feuer der Kolonne und der Tirailleurs im Dorfe viel. Ihr waren gleich französische Tirailleurs gefolgt, um im Falle, daß der Angriff geglückt wäre, auch die russischen Tirailleurs aufheben zu können.

Am 10. wurde der Feind auf der Straße nach Reims verfolgt. Unser Centrum und rechter Flügel gingen auch zum Angriff vor, erhielten aber ein mörderisches Kartätschfeuer und kehrten in ihre Position zurück. Napoleon schien Stand halten zu wollen, was veranlaßte, daß wir in der Verfolgung innehielten, umkehrten und abends 7 Uhr wieder im alten Biwak bei Athis waren.**)

*) Schlacht von „Laon" gemeint. Sie verlief ohne Entscheidung.

**) Die Verfolgung unterblieb wegen Uneinigkeit der Führer; Blücher war erkrankt. Noch einmal rettete den Imperator eine wunderbare Gunst des Glücks.

Am 12. brach die Armee Blüchers wieder auf, Bülow nach La Fère, York, Kleist, Tschernitscheff nach Corbeni, Sacken, Langeron, Winzingerode nach Soissons.

Am 13.: Ich hatte heute in Corbeni Wache bei York und aß zu Mittag bei ihm.

Am 18. Vormarsch. York auf Bery au Bac, wo eine steinerne Brücke über die Aisne Tschernitscheff ging links durch eine Furt hinüber und trieb französische Kavallerie zurück. Als York anrückte, sprengte der Feind die Brücken. Kleist sollte rechts von uns eine Brücke schlagen, seine Reservekavallerie unter Zieten und die Reservekavallerie von York unter Jurgast waren durch den Fluß gegangen. Unser Korps ging nach Joincourt.

Am 19. Vormarsch auf der Straße nach Fismes bis Bautelet ins Biwak. Tschernitscheff hatte Reims genommen, mußte es aber wieder verlassen. Nun rückte Winzingerode an. Der französische Marschall befahl den Bürgern, die Stadt zu vertheidigen. Sie schickten sich auch dazu an, entsendeten aber auch heimlich Boten an Winzingerode, dem sie ihre Lage mittheilten, und wie er Reims am leichtesten einnehmen könne. So geschah es; Winzingerode hielt dafür die beste Manneszucht in der Stadt. Die Franzosen waren bei Annäherung der Russen abgezogen.

Am 26: Seit dem 19. Märsche bis Montmirail. Wir erfuhren den Sieg bei La Fère Champenoise (25.), wo Blücher mit einem Theile der Großen Armee und Sacken, Langeron und Winzingerode die Franzosen gänzlich schlug. York und Kleist sollten nun den retirirenden Franzosen den Rücken auf Paris abschneiden. Wir gingen wieder durch Montmirail, dann links nach La Ferté gauche, wo wir uns, — nämlich die Division Prinz Wilhelm und das Kleistsche Korps, welches nur schwach war, aufstellten. Die Division Horn und alle Brigadekavallerie verfolgte den schon vorbeipassirten Theil des Feindes auf der Straße nach Paris. Es war aber nun der Fehler, daß wir bei La Ferté keine Kavallerie hatten, wogegen der Feind deren viel zeigte. Wir mußten ihn also ungehindert ziehen lassen. Wir gingen wieder hinter die Stadt, besetzten die Höhen und beschossen den Feind von hier aus. Es wurden doch viele einzelne Gefangene gemacht.*)

*) Am 19. März hatte sich der hauptsächlich auf Oesterreichs Anregungen seit dem 4. in Chatillon tagende Friedenskongreß unverrichteter Dinge wieder aufgelöst. An demselben Tage erklärte Schwarzenberg, die Offensive wieder ergreifen zu wollen und schlug Napoleon am 20. bei Arcis sur Aube. Der geschlagene Kaiser umging nun den rechten Flügel der Sieger in weitem Bogen und zog ostwärts nach St. Dizier in der Hoffnung, Schwarzenberg werde, um seine Rückzugslinie besorgt, seinen Abmarsch an den Rhein antreten. Er irrte aber, die Verbündeten ließen ihn ziehen und gingen vorwärts auf Paris.

Bis 29.: Märsche über Nebbe, Meaux bis jenseits Claye. Es war auf 4 Stunden Waffenstillstand, wir glaubten, es würde unterhandelt, doch war es nichts weiter, als daß dem französischen General ein Dank gesagt wurde für die Erhaltung eines in Gefangenschaft gerathenen russischen Generals. Nachher bogen wir von der großen Straße rechts ab, — auf dieser marschirte unsere Große Armee, — und kamen auf der kleinen Straße bis ins Biwak bei La Cour neuve, 2 Stunden vor Paris.

Am 30.: Man konnte sich sagen, daß heute der Krieg beendet werden würde, wohl dem, der diesen Tag überlebte! Mit Tagesanbruch begann die Schlacht von Paris (Marmont kommandirte dort), gegen 10 oder 11 Uhr kamen auch wir ins Gefecht. Die Große Armee focht auf den Höhen von Pantin links von uns, das Yorksche Korps zwischen diesen Höhen und dem Montmartre, rechts von letzterem Langeron, überhaupt alle Russen der Blücherschen Armee.*) Bülow war vor Soissons stehen geblieben, welches sich nicht ergeben hatte. Die Hauptsache in dieser Schlacht mußte von den Flügeln geschehen, und diese rückten auch immer mehr vor. Die Artillerie Yorks, welche tief stand, litt viel. Nachmittags rückten wir, — Division Prinz Wilhelm, — links zur Unterstützung der Garde. Wir rückten bis an den Ourcq-Kanal, der bei der Vorstadt St. Denis vorbeiführt. Die schwarzen Husaren jagten die feindlichen Tirailleurs in dieselbe hinein, wir passirten dann den Kanal und besetzten St. Denis. Mit einem Male hieß es, Paris habe kapitulirt. Langeron kehrte sich aber nicht daran, sondern nahm erst den Montmartre, ehe er hielt, indem er gesagt haben soll: „Nix — nix, erst den Berg haben und dann kapituliren!“ Das Schießen hörte auf, Alles formirte sich ordnungsmäßig. Unsere Garde hatte viel verloren, die Franzosen lagen in Haufen von Todten, alte Veteranen. Am Abend Biwak in der Vorstadt. Wein vollauf. Verlust des Regiments nur 6 Unteroffiziere, 33 Mann todt und blessirt. Oberst Lobenthal ein Pferd erschossen.

Am 31.:**) Das Lager wurde mehr geordnet, die Garden rückten um 10 Uhr in Paris ein unter großem Enthusiasmus des Volkes und stetem Rufen: „Vive l'empereur de Russie! Vive le roi de Prusse!“ Wir trugen alle weiße Tücher um den linken Arm und grüne Sträuße

*) Wer hätte, sagt Treitschke, dem kranken Blücher verbieten dürfen, an solchem Ehrentage dem Sturm der Deutschen auf den „St. Märten“ beizuwohnen? Die entzündeten Augen mit einem Damenhut und Schleier bedeckt, hielt er mitten im Getümmel und sah mit an, wie seine vielgeprüften Schlesier noch einmal, wie einst bei Möckern, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kämpften.

**) Napoleon war für seine Person eiligst nach Paris aufgebrochen, kam aber am 30. abends zu spät an, um die Kapitulation noch verhindern zu können. Wüthend fuhr er gleich weiter nach Fontainebleau.

auf der Kopfbedeckung. Beides sollen die Franzosen gleich nachgeahmt haben, sie trugen auch weiße Fahnen herum, denen Kolonnen von Bürgern folgten. So zeigte sich der Wankelmuth der Franzosen, die in solcher Weise mit den Bourbonen liebäugelten. Was nicht Garde war, wurde um die Stadt vertheilt, unsere Brigade wurde in Passy einquartiert bis auf das I Bataillon meines Regiments, welches mit 2 Kanonen die Wache bei der Barrière Ste. Marie bezog.

1. bis 30. April 1814: Das I. Bataillon von Wache auch einquartiert. Wir Offiziere ritten nach Paris hinein, dies zu besehen. Ich sah aber nur le champ de Mars, — l'académie militaire, — das Invalidenhaus mit der strahlenden goldenen Kuppel, — den Invalidendom mit den vier Grabdenkmälern der Generale, z. B. Bessières. Das Herz des Caulaincourt in einer Urne war zur Verwunderung des Geistlichen verschwunden. Diese Särge, äußerst kostbar, standen in einem schwarz mit Sammet ausgeschlagenen und mit silbernen Tressen verzierten Kuppelraum. Ich sah ferner die Promenade les Boulevards, die place Vendôme mit der Napoleonssäule, oben darauf die Statue des Kaisers, längs der ganzen Säule bandartig en relief seine Thaten dargestellt. Im Innern führte eine Treppe bis zur Statue, man machte Anstalten, Letztere herunter zu nehmen.

Da ich kein Geld hatte, so kehrte ich um und sah leider nichts weiter, weil ich nicht konnte. Ich wohnte mit den Offizieren der Kompagnie bei einem ehemaligen Berliner Kaufmann, der eine sehr aufgeregte Französin zur Frau hatte.

Mein Freund, Lieutenant Crety vom 1. Garde-Regiment, war in der Schlacht geblieben.

Am 2. morgens Marsch nach Palaisseaux.

3. bis 9.: Stillstand. Das Korps von Marmont kapitulirte, Napoleon dethronisirt, Ney, Macdonald, die Armee von ihm abgefallen.*) In dieser Zeit mit mehreren Kameraden einen Ritt nach Versailles gemacht. Das Schloß sehr reich in Form eines nach vorn offenen Oblongums mit großem Hofe. In der Orangerie waren 400 Orangenbäume, einer angeblich 600 Jahre alt. Der Garten steif, altfranzösisch angelegt. Durch den Garten gingen wir nach Schloß Trianon, welches die Kaiserin bewohnt hatte und sehr kostbar ist; Fußböden und Wände mit reichen

*) Napoleon hatte von Fontainebleau aus mit rasch gesammelten Truppen einen verzweifelten Angriff auf Paris machen wollen, um die Hauptstadt wieder zu gewinnen. Die Marschälle weigerten sich und drangen in ihn, sich der Nothwendigkeit zu fügen. Marmont besonders war empört, daß seine Kapitulation gebrochen werden solle und fiel mit seinem Korps offen ab. Napoleon knirschte, unterschrieb aber schließlich die Entsagungsurkunde vom 4. April. Am 4. Mai stieg er zu Elba ans Land.

Gobelins verziert. Napoleons Arbeitszimmer, — meist Gemälde seiner kriegerischen Thaten, — prachtvolle Vasen von Bernstein, Geschenke unseres Königs und ein Becken von Chrysopras, Geschenk vom russischen Kaiser. Garten ist reich an Fontänen und Wasserkünsten. In ihm liegt auch Klein-Trianon, enthält fast nur Zimmer für die Kaiserin. Hier soll sich der König von Rom am meisten aufgehalten haben.

10.: Marsch des Yorkschen und Kleistschen Korps über Versailles, Marly, St. Germain nach Ville de sec, wo wir ins Quartier kamen. Es war dies gewissermaßen der 1. Friedensmarsch.*)

15.: Märsche über Epiaix, Lavalette, Vieux Villers nach Amiens. Kathedrale nach Art der in Reims. Es befinden sich darin: l'ange pleurant, ein römisches Kunstwerk; je länger man den Engel betrachtet, desto täuschender wird der Ausdruck des Weinens. In der Mitte der Kirche befindet sich ein nicht großer Fleck von Steinen, die so gelegt sind, daß, wenn man auf jeden Stein tritt, man eine französische lieue gegangen ist. — Abends in der Komödie.

17.: in St. Paul. Weiße Fahnen hängen überall aus den Fenstern und Geschrei: „Vive Louis XVIII.!“

19.: Durch Aire, wo uns die Bürger mit Musik entgegenkamen. Abends Ball. Ich fand Lektüre.

29.: Ich bekam durch Wahl meiner Kameraden für die Gefechte von Laon bis Paris das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

In Aire stand das französische 13. Linien-Infanterie-Regiment, wir vertrugen uns mit den Offizieren gut. Sonst nichts Besonderes, als daß wir die ganze Zeit in Aire standen, einige Bälle hatten und uns auch durch einen glänzenden Ball, den wir gaben, revangirten.

1. bis 31. Mai 1814: Bis 16. Märsche über Valenciennes, Jemappe, links Namur vorbei nach Pernez le Marché. Ich vertrat den Lieutenant v. Siegroth in der Regimentsadjutantur.

Am 20. Ankunft in Tirlemont, erträgliches Quartier bei einem Tulpenliebhaber, deren es hier sehr viele giebt. Man giebt sogar Tulpenfeste. . . .

Am 23. erhielt ich durch Parolebefehl die Zusicherung, daß mein

*) Nachdem sich das französische Volk für die Wiederherstellung des bourbonischen Königshauses entschieden hatte, traten die Heere der Verbündeten langsam den Rückmarsch ins Vaterland an. Die Monarchen schlossen am 30. Mai zu Paris den Frieden und kehrten dann auch ihrerseits in die Heimath zurück. König Friedrich Wilhelm zog am 7. August mit allen Prinzen und den lorbeergeschmückten Generalen, allen voran „Fürst“ Blücher v. Wahlstatt, in Berlin ein; auf dem Brandenburger Thore stand wieder die zurückeroberte Quadriga, die stolz herabblickende Viktoria schwang aber an Stelle des früheren Palladiums das Eiserne Kreuz hoch über die Sieger.

Patent älter als das der Lieutenants v. Ciesielsky und Nettwitz erklärt sei. (Patent als Sekondlieutenant im 1. ostpreußischen Infanterie-Regiment Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz für den Kadetten-Unteroffizier v. Steinmetz, 5. März 1813.)

Bis 30. las ich die Komödien Racines und nahm Boileau zur Hand.

1. bis 30. Juni 1814: Am 1. wurde exerzirt. Ich bekam eine Differenz mit Lieutenant Thümmel, die aber beigelegt wurde.

Am 3. Oberst v. Lobenthal zum General ernannt. Das Jäger-Detachement marschirte nach der Heimath. Ich las Paméla, ou la vertu recompensée.

Am 9.: Kurnatowsky wurde Oberst.

Am 10. Marsch nach Laon. Ich vertrat Siegroth, der nach Antwerpen gereist war, in der Regimentsadjutantur.

Am 11. Marsch nach Lüttich. Bei einem Gewehrfabrikanten wurde mir eine neue Art Gewehre, welche fusils à piston heißen, gezeigt. Sie sind ohne Stein und bedürfen ein eigen bereitetes Pulver, welches durch den Druck einer Feder entzündet wird. — Die Gegend ist sehr schön.

Am 12. bis 14. über Fervagne nach Marche. Hier Brabanter Spitzenklöppelei, vor jedem Hause saßen Mädchen, in solcher Weise beschäftigt. . . .

Am 17. in Buret. Ich mußte hier Oberst v. Kurnatowsky die Meldung an den Prinzen Wilhelm wegen seiner Beförderung schreiben. Der Oberst selbst war das nicht im Stande, so gering war seine Bildung. — Da Siegroth von seiner Reise zurückkam, kehrte ich zur Kompagnie nach Gödingen zurück. . . .

Vom 19. bis 30. Kantonnements in Gödingen bei Clairvaux. Hier drei Kirmestage. Der Pastor sagte mir, Kirmes heiße beim Bauer so viel als „zwei Töpfe ans Feuer setzen," will sagen, besser essen und trinken. Er machte es ebenso, — es wurde viel bei ihm gegessen und getrunken, — dann folgte eine Stunde später Kaffee, dann wieder Wein, dann Branntwein, dann Abendbrot so reichlich wie das Mittagessen. Es herrschte hier die Mode des Gesundheitzutrinkens.

1. bis 31. Juli 1814: Am 7. bekam ich vom Hauptmann v. Williſſen vom Generalstabe eine Aufforderung, ihn im Croquiren dieser Gegend und im Zeichnen derselben in Lehmannscher Manier zu unterstützen. Ich nahm es an und reiste gleich nach Bassogne. Die dort vorgefundene Ordre enthielt aber nichts von Croquiren und Zeichnen, sondern verlangte eine Rekognoszirung der in unseren Kantonnements fließenden Flüßchen Clairve und Wily bis zu ihrem Einfluß in die Sure, und ebenso die Wege. Zu dem Ende fuhr ich am 8. nach Wily, wo die Rekognoszirung begann und am 9. beendet wurde.

Vom 22. bis 31. versuchte ich mich im Aufnehmen der Gegend, was aber bei dem Mangel aller Hülfsmittel sehr schwierig war.

1. bis 31. August 1814: Am 15. Kantonnementswechsel nach Ließen bei Bittburg. Ich bekam endlich Lektüre: Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges von Archenholtz, — ein wahrer Schatz in meiner Einsamkeit und Verlassenheit. Ich las und las und machte mir Auszüge, vorzüglich erfreuten mich Seidlitz' kühne Reiterangriffe.

1. bis 30. September 1814: In dieser Zeit bekam ich Briefe von meiner Mutter und Schwester und dem Onkel General (inzwischen zum Kommandanten von Wesel ernannt), der mir ein paar Friedrichsd'or schickte und sich theilnehmend nach meinen Verhältnissen erkundigte. Ich konnte ihm antworten, daß ich bisher gut ausgekommen und der 23. Sekondlieutenant sei, einst auch eine Karriere außer dem Regimente erstrebe und wünsche.

Am 15. wurde mir der Auftrag, mit Hauptmann v. Willissen gemeinsam eine Gegend zu croquiren. Die gemeinsame Grenze ging von Grevenmachern längs der Mosel und Sure bis Born und von da bis Mompach. Von hier machte meine Grenze wieder die Straße nach Grevenmachern.

Vom 18.*) bis 23.: Von morgens 6 Uhr bis spät abends aufgenommen und dann jedesmal nach Grevenmachern zurückgekehrt, wo ich seit dem 17. Quartier genommen.

Am 23. reiste ich nach Echternach und gab am 24. meine Aufnahme dem Kapitän Willissen ab. Da das Regiment zum Herbstmanöver morgen hier durchkommen muß, so erwarte ich es hier.

1. bis 31. Oktober 1814: Bis 13. Manöver und Besuch der Festung Luxemburg mit Major v. Pirch und Lieutenant v. Ciesielsky. Die Führung hier übernahm Ingenieurlieutenant Savigni.

Vom 13. bis 15.: Ich entnahm dem Journal vom Nieder- und Mittel-Rhein die von dem General v. York an das Armeekorps gerichteten Abschiedsworte bei Gelegenheit der Versetzung des Generals als Gouverneur nach Schlesien.

Am 16. Feier der Schlacht von Möckern, die Soldaten wurden bewirthet, die Offiziere vereinigten sich in Bittburg zu einem kopiösen Festmahl.

Am 17. exerzirte die Kompagnie. — Der Schauspieler Iffland ist am 22. September gestorben.

Am 21. machte ich mir einen Auszug aus dem Kriege gegen die Türken von 1683 bis 1699.

*) Am 18. September 1814 trat der Kongreß in Wien zusammen.

Am 22.: Ich las: „Les liaisons dangereuses“. On y trouve aussi la preuve et l'exemple de deux verités importantes qu'on pourrait croire méconnues en voyant combien peu elles sont pratiquées: l'une, — que toute femme qui consent à recevoir dans sa société un homme sans moeurs, finit par en devenir la victime; l'autre, — que toute mère est au moins imprudente qui souffre qu'une autre qu'elle ait la confiance de sa fille.

Am 23.: Ich las: Kolumella, eine Warnung vor dem trägen Genuß seiner Habe.

Vom 24. bis 31.: Es wurde mehrere Male exerzirt. Nächstdem Lektüre, II. Theil der Geschichte von Schmidt und einen Theil des 30jährigen Krieges von Schiller.

1. bis 30. November 1814: Ich setzte meine Lektüre fort, bekam auch einen Brief von Frankfurt, der sogleich beantwortet wurde. Das war aber auch alles Interessante, was sich in dieser Zeit ereignete.

1. bis 31. Dezember 1814: Mehrere russische Orden ins Regiment.

Am 19. und 20.: Gedanken — Eitelkeit — Größe — Unvorsichtigkeit — Narrheit.

Am 24. und 25.: Briefe von Mutter und Schwester und Antwort.

Am 27.: Ich wurde 18 Jahre. Den Tag vorher war ich mit mehreren Kameraden zu einem sogenannten Ball nach Viarden geritten, — ordinär.

Am 31. schrieb ich an den Onkel General und seine Töchter, ferner an meinen Kompagniechef, den Kapitän v. Grusczinsky, zum Jahreswechsel.

Das Jahr 1815.

1. Januar bis 5. Februar 1815: Wir standen fortwährend in demselben Kantonnement bei Bittburg, ich in Ließen. Es fiel wenig Besonderes vor; öfters wurde exerzirt, meine Hauptbeschäftigung aber war Korrespondenz mit meinem Wirthe in Frankfurt, meinen Tanten in Striegau, meinem Vetter dem Major v. Karger im Kadettenkorps zu Berlin ꝛc., und Lektüre, die ich glücklicherweise noch immer aufzutreiben im Stande war. So las ich La Nouvelle Heloise par J. J. Rousseau, ferner Meyers Reise in die Schweiz. Endlich bekam ich auch noch die Aesopschen Fabeln. Meine Wirthsleute waren kaum ein Umgang zu nennen, der Mann sehr einfach, die Frau eine Trinkerin, was unangenehme Szenen herbeiführte, auch Erz-Katholikin. Durch eine Abbildung des heiligen Rockes auf einem Flicken Seide kam ich bei meiner Wirthin sehr in Gunst. Die Reliquie wird in Trier aufbewahrt.

6. Februar 1815: Nach fast sechsmonatigem Aufenthalt in demselben

Kantonnement verließen wir dasselbe heute und machten einen Marsch bis Dudeldorf.

7. bis 28. Februar 1815: Bis 12. Märsche bis Coblenz. Vorbeimarsch vor Generallieutenant v. Hünerbein und General v. Pirch.

Mittels einer fliegenden Brücke, welche die Inschrift zeigte: „Heil und Dank den heimkehrenden Siegern", wurden wir über den Rhein geschifft. Die 1. Kompagnie kam nach Thal Ehrenbreitstein.

Bis 17. Märsche nach Gießen. Das hessen-darmstädtische Militär hat ganz französisches Ansehen. Am 20. in Marburg fanden wir das churhessische Militär preußisch gekleidet.

Am 23. Cassel. Vorbeimarsch beim Kurfürsten, einem alten Herrn mit einem Auswuchs am Halse. Besuch bei der Familie v. Heister, in deren Hause ich schon als Kind gewesen war. Ich brachte dort den Abend angenehm zu. Ball beim preußischen Gesandten v. Hänlein.

24. bis 28. Wilhelmshöhe gesehen. — Märsche bis Westerhof bei Nordheim.

1. bis 31. März 1815: Am 1. bis 5. Märsche. Gestern hatten wir zuerst die preußische Grenze beim Städtchen Oebisfelde betreten. Das 1. Bataillon marschirte auf dem Markte auf, wo ein stilles Gebet gehalten wurde.

Am 7. und 8. Gardelegen. Ball in Stendal. Sehr viel Damen. Der Ball recht hübsch, bis 3 Uhr morgens getanzt.

Am 15. über Zehdenik nach Templin. Die Kompagnie kam nach Gerswalde und machte heute 7 Meilen, d. h. den Marsch für Morgen gleich mit.

Am 17. Prenzlau. Am 20. Ordre, über Berlin nach Wittenberg zu marschiren; es hieß, wir sollten Sachsen besetzen, wo ein Aufstand gewesen. Man vermuthete einen Zusammenhang mit Napoleons Wiederauftreten, welcher den 26. Februar bei Frejus gelandet war und großen Anhang fand.*)

*) Auf dem Wiener Kongreß, der seit dem 18. September 1814 tagte, war die Zukunft des eroberten, zum Theil und namentlich in der Person seines Königs noch napoleonfreundlichen Sachsens, eine der umstrittensten Fragen gewesen. Schließlich war die einstimmige Erklärung der Eroberer dahin erzielt worden, daß sie aus freiem Willen bereit seien, die Hälfte des Landes an den König Friedrich August zurückzugeben, wenn er zuvor die Bewohner der anderen Hälfte ihres Eides entbunden und sich den Wiener Beschlüssen unterworfen hätte. Bis dahin verbleibe die Verwaltung des ganzen Landes in Preußens Händen.

Der kriegsgefangene Friedrich August kam Ende Februar von Berlin durch Schlesien in die Nähe Wiens nach Preßburg, lehnte dort den Bevollmächtigten des Kongresses gegenüber Alles schroff ab und verlangte trotzig die Wiederaufnahme der Verhandlungen. Ein langes Zerren und Feilschen um Nebensachen begann, und erst am 18. Mai kam

Am 25. nach Berlin. Ich besuchte meinen Vetter Karger und Lieutenant v. Nettwitz, welcher invalide geschossen ist.

Am 26. Ruhe. Wir erhielten statt der bisher gehabten französischen Gewehre preußische. Parade des 2. Garde-Regiments und Füsiliere des Regiments Alexander, — sehr schön. Ich kaufte mir Scharnhorsts militärisches Taschenbuch. Besuch im Kadettenkorps.

Vom 27. bis 31.: Märsche über Potsdam, Wittenberg nach Kemberg und Umgegend.

1. bis 30. April 1815: Weitermärsche nach Leipzig. Ich fungirte als 3. Adjutant und bezog auch die Zulage als solcher.

Vom 8. bis 24. Brief von meiner Mutter. Ich kaufte mir ein Pferd für 80 Thaler, da ich wirklich Adjutant war. Das Schlachtfeld von Wachau mit den Kameraden beritten.

Am 23. richtete ich ein Gnadengesuch um eine Pension für meine Mutter an des Königs Majestät.

Das Schlachtfeld von Möckern ebenfalls beritten. Einige Male ging ich ins Theater.

Am 26. an meine Mutter geschrieben, doch nichts von dem Briefe an den König erwähnt.

1. bis 31. Mai 1815. Bis 9: Märsche nach Halberstadt. Nachricht von einer Emeute von zwei Bataillonen Sachsen in Lüttich gegen Blücher, der sich nur durch eine Hinterthür hat retten können. Ebenso Nachricht von einem für Preußen glücklichen Vorpostengefecht in den Niederlanden.

Am 16. Märsche bis Münden. Das sächsische Grenadier-Garde-Regiment, welches in Lüttich revoltirt hatte, war gerichtet worden. Das Regiment hat aufgehört zu sein, die Fahne ist verbrannt, 7 Mann sind erschossen,

---

der Friede zwischen Preußen und Sachsen zu Stande, genau nach den Beschlüssen des Kongresses.

Diese Vorgänge riefen im Lande selbst Parteiungen und Unruhen hervor, und auch in den sächsischen Truppen, deren Stellung besonders schief war, ihres kriegsgefangenen Königs wegen, und die schon deshalb außerhalb der Grenzen in den anderen Armeen vertheilt standen, kam es zu Händeln und Exzessen, welche namentlich später in Belgien das weiter unten im Tagebuch erzählte tragische Nachspiel hatten.

Da die Monarchen noch in Wien versammelt waren, als Napoleon noch einmal in verwegener Weise sein Kriegsglück versucht, und so Alles mündlich und direkt verhandelt werden konnte, kamen die nun nothwendigen Maßnahmen schneller zum Beschluß. Blücher und Wellington wurden mit 210 000 Mann in die Niederlande disponirt, Barclay de Tolly mit 150 000 Russen an den Mittel-Rhein, Schwarzenberg, der auch wieder den Oberbefehl erhielt, mit 200 000 Oesterreichern und Deutschen nach dem Ober-Rhein und der Schweiz. York und Tauentzien erhielten Korps, die nicht in erster Linie zur Feldarmee bestimmt waren. Im Korps Tauentziens rückte das 1. ostpreußische Infanterie-Regiment und mit ihm der Lieutenant v. Steinmetz der Feldarmee nach bis Paris.

30 zeitlebens in Ketten gelegt. Die Uebrigen werden unter andere Regimenter gesteckt.

Am 23. Hausberge an der Porta Westphalica. Ich fing an, die Flöte zu lernen.

Bis 31.: Das Schreiben an den König hatte nur einen geringen Erfolg. Das Kriegsministerium war beauftragt, mir bekannt zu machen, daß der König meiner Mutter keine Pension, sondern nur eine extraordinäre Hülfe von 20 Thalern bewilligen könne.

1. bis 30. Juni 1815: General v. Klux, unser Brigade-Chef, war angekommen.

Bis 22. in Petershagen. Es verbreitete sich das dumpfe Gerücht von einer am 15. und 16. verlorenen Schlacht (bei Ligny und Quatrebras,) wobei wir viele Todte und Verwundete gehabt hätten, auch daß der Herzog v. Braunschweig todt und seine Leiche durch Minden gebracht sei.

Am 22. kam endlich Ordre zum schleunigen Marsch für die 21. Brigade, zu der das Regiment jetzt gehörte. Abschied vom Schloß, wobei ich mit Binden und Charpie versorgt wurde.

Am 23. gingen wir über Minden, wo wir die freudige Nachricht erhielten, daß Napoleon am 18. bei La Belle Alliance geschlagen worden und die alliirte Armee in vollem Marsch auf Paris sei. Vom Onkel General hieß es erst, er habe ein Bein verloren, dann, er sei allgemein schwer blessirt. Nach einer Schlacht gehen immer solche Schreckensgerüchte um, hoffentlich ist es nicht wahr. (Diese Hoffnung täuschte auch nicht.)

Am 24. Rückmarsch nach Petershagen. Jeder kam ins alte Quartier. Wir wurden aufs Freundlichste empfangen.

1. bis 31. Juli 1815. Am 6. Marsch bis Herford. Mein Adjutantengeschäft hatte ich auf Wunsch des Obersten v. Kurnatowski Ende vorigen Monats niedergelegt und nur ungern das Rechnungsführergeschäft angenommen, welches mir angeboten wurde.

Bis 28.*) Märsche. Bei Cöln über den Rhein, Jülich, Aachen.

*) Der kurze dramatische Verlauf des Belgischen und damit des ganzen Feldzuges von 1815 führte Blücher rasch vor die Thore von Paris. Am 7. Juli besetzte er die Stadt. Die verbündeten Monarchen hatten am 19. Juni den Kongreß in Wien aufgelöst und fanden sich am 10. Juli in Paris wieder zusammen, wo kurz vorher auch König Ludwig XVIII. von Gent, wo er nach Napoleons Wiedererscheinen Zuflucht gesucht hatte, wieder eingetroffen war.

Napoleon hatte am 22. Juni in Malmaison von Neuem dem Throne entsagt, und als er sich am 29. Juni in Rochefort nach Amerika einschiffen wollte, wurde er von den Engländern an der Flucht gehindert und verhaftet. Am 30. Juli fiel bei den Verbündeten die Entscheidung, daß er als Gefangener nach St. Helena verbannt würde und die britische Regierung ihn dort lebenslänglich bewachen solle. Am 4. August trat er die Reise ins Exil an.

Wir machten dem General der Infanterie Grafen Tauentzien v. Wittenberg, unserem jetzigen kommandirenden General, unser Kompliment. Derselbe sagte uns in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, wie lieb es ihm sei, das Regiment zu seinem Korps zählen zu können.

Nachher den Krönungssaal besehen, worin ein Bild unseres Königs in Lebensgröße war. Möge der treffliche Herr von seinen neuen Unterthanen so geliebt werden, wie er dies von seinen bisherigen Unterthanen gewohnt ist.

Am 30. Lüttich. Vormittags, es war Sonntag, besuchte ich eine katholische Kirche. Es fiel mir auf, daß hier der Klingelbeutel üblich war. Ich legte zum Erstaunen meiner Nachbarn 4 gute Groschen hinein, weil ich kleineres Geld nicht hatte und das Gezeigte nicht wieder einstecken wollte. Ich machte für mich die Bemerkung, daß man die Motive kennen müsse, wenn man die Handlungen der Menschen richtig beurtheilen wolle, und daß diese kaum je ganz rein seien.

1. bis 31. August 1815. Am 1. Namur. Onkel Moritz (Bruder des Vaters,) Kommandeur des 1. Bataillons 2. neumärkischen Landwehr-Regiments, lag hier als Blessirter.

Am 3. fuhr ich von Namur mit einem täglich von hier nach Lüttich gehenden Schiffe dahin, um für das Bataillon Geld zu empfangen. Wir fuhren an einer Eremitage vorbei, in welcher auch wirklich ein Eremit leben soll. Ich machte für mich Reflexionen über das Leben eines Eremiten und den Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen, den ich nicht fassen konnte.

Unseres Königs Geburtstags gedachte ich in stiller Feier.

Den 6. und 7. verbrachte ich mit Onkel Moritz, der sich mir sehr freundlich erwies und mir für die Zukunft seinen Beistand versprach.

Bis 18. Märsche auf Paris über Sains, — Tupigny nach Compiegne. Sämmtliche Offiziere wurden in die königlichen Schlösser einquartiert, ich lag im Hauptschloß. Prächtige Gobelingemälde, der große Saal sehr schön. Oben sahen wir eine Darstellung der Schlachten von Jena, Eylau und Austerlitz. Im Schlosse war der Buchstabe N vielfach als Verzierung angebracht, man war jetzt damit beschäftigt, diese Tausende von N's fortzukratzen und durch Lilien zu ersetzen. Ich fühlte eine gewisse Befriedigung in diesem Schlosse zu wohnen.

Am 20. Gonesse, 2 Stunden von Paris. Mit Major v. Billerbeck fuhr ich nach Paris hinein. Ich sah zum ersten Mal das Palais Royal, es ist ein Paris in Paris und, wie ich glaube, einzig in seiner Art. Was man nur wünscht, ist da zu bekommen und in einem Häuserkomplex zusammengedrängt, welcher drei Höfe umgiebt

Am 21. Ruhetag. Wir sollen morgen vor dem Könige Parade haben,

daher fuhr ich nach Goneſſe zurück, ohne von Paris mehr kennen gelernt zu haben.

Am 22. marſchirten wir zur Parade durch St. Germain nach Poiſſy. Die Parade war gut abgelaufen, der König war mit uns zufrieden.

Vom 23. bis 31. in Meudon. Von der Schloßterraſſe hat man eine prachtvolle Ausſicht auf Paris. Mein Rechnungsführergeſchäft gab mir viel zu arbeiten, oft bis tief in die Nacht hinein. Nächſtdem lebte ich in und mit der Familie meines Wirthes. Verſchiedene Male wurde exerzirt, und dann machte ich auch zweimal Ausflüge nach Paris. Das erſte Mal wurde in Paris der Namenstag des heiligen Ludwig gefeiert. Ich ſah bei dieſer Gelegenheit die Tuillerien, ſoweit es möglich war. Es ſchien große Cour angeſagt, es verſammelten ſich daſelbſt viele Offiziere in Gala, unter welche ich mich, obgleich keineswegs in Gala, was meine jugendliche Unerfahrenheit zunächſt nicht erwogen hatte, unbefangen miſchte und ſo alle dieſe ſchönen Zimmer zu ſehen bekam. Nur den König zu ſehen, wollte mir damals nicht glücken. Ich habe ihn ſpäter, d. h. das nächſte Mal, in einer Galerie geſehen, durch welche, wie man mir ſagte, der König nach beendigter Meſſe kommen werde. So war es denn auch, und ich ſah hier den auf ſeinen Füßen unbeholfen ſchlürfenden König, der aber deshalb kein König für Franzoſen iſt. Ferner den Duc d'Artois und eine Menge anderer Perſonen. . . .

Ich kehrte über Iſſy nach Meudon zurück, beide Orte zum Theil illuminirt. In Meudon machten meine Kameraden Feuerwerk und lebten im ſchönſten Einverſtändniß mit den Bürgern.

Einen anderen Ausflug machte ich nach Verſailles, wo ich alle meine Kameraden auch fand. Im Park ſpielten alle Waſſerkünſte, darunter die ſchöne Fontäne le grand dragon, ein ungeheures Baſſin, aus welchem nach und nach gegen 100 Fontänen ſpringen und ihre Strahlen verſchlingen. Das war unbeſchreiblich ſchön und wurde noch durch eine Unmaſſe von Menſchen belebt.

1. bis 30. September 1815: In den erſten Tagen einmal mit unſerer Garde manövrirt. Dieſes Manöver, wobei uns der Kronprinz und Prinz Friedrich kommandirt hatten, wollte nicht viel ſagen, der König war aber zufrieden.

Ich machte noch einen Ausflug mit meinem Wirthe nach Paris, um den König Ludwig XVIII. zu ſehen, was mir auch, wie ich ſchon im Auguſt bemerkt habe, gelang. Wir gingen zuſammen nach den Tuillerien, die Schildwache ließ nur mich ein, mein Wirth mußte unten bleiben. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit in eine Gallerie, denn in Zeit von zwei Minuten kam voran der Graf d'Artois, welchem „Vivent les Bourbons!“ „Vive le comte d'Artois!“ zugerufen wurde. Dann kam

der König. Seine Füße erlaubten ihm nicht, majestätisch zu gehen, sein Gesicht sprach viel Güte aus. Man rief: „Vivent les Bourbons!“, „Vive le bon roi!“, „Vive Louis XVIII.!“; jedoch auf alle diese Ausrufungen von Seiten des Königs kein Zeichen der Befriedigung; er ging seinen langsamen Schritt immer weiter, nahm eine Bittschrift ab und verschwand dann meinem Auge. Wie anders erschien mir mein König! Ich ging noch einmal so stolz von dannen, als ich gekommen war.

Ehe wir nach den Tuilerien geritten waren, hatten wir noch die Fabrique des gobelins angesehen. Es wurden hier die kostbarsten und kunstvollsten Teppiche und Gemälde gefertigt. Sonderbar ist die Arbeit an denselben: der Arbeiter hat ein Gestell vor sich, an welchem die Fäden dicht aneinander aufgezogen sind, so daß nur wenig Licht nach hinten kommt. Hinter dem Arbeiter ist das Gemälde, nach welchem er arbeitet, bei jedem Stich, den er thut, muß er sich umsehen. Damit seine Phantasie nicht zu viel Spielraum hat, ist nur ein kleiner, nämlich der Theil des Gemäldes offen, an welchem er gerade arbeitet. Die Arbeit selbst wieder ist nicht auf der Seite sichtbar, die der Arbeiter vor sich hat, sondern immer auf der Seite, die er gar nicht sieht. Es ist kaum zu begreifen, wie man etwas so Schönes arbeiten kann, ohne zu sehen, was man macht, die Erfahrung lehrt aber doch, daß es möglich sei.

Wir ritten über die place du Panthéon nach den Katakomben, kamen aber hier zu spät an und konnten nicht mehr hinein. Im Jardin des plantes nochmals die wilden Thiere gesehen und dann nach Meudon zurückgeritten.

Bei einem Ausflug, den ich vor einigen Tagen nach St. Cloud gemacht, hatte ich auch die Porzellanmanufaktur in Sèvres gesehen.

Nachdem mein Regiment der auf dem champ de Mars in Paris vom Könige befohlenen Fahnenweihe und tags darauf einem Manöver mit unserer Garde beigewohnt hatte, erhielten wir zum 7. d. M. Marschordre.*)

Vom 7. bis 14.: Nach freundlichem Abschied von meinen Wirthsleuten Märsche über Versailles und Dreux nach Schloß La Mesnière bei Mortagne. Hier sprach ich den Onkel Moritz und erhielt von ihm eine silberne Uhr.

Am 15. Marsch nach Alençon. Hier sprach ich den Oberstlieutenant v. Karger, meinen Vetter, welcher endlich vom Kadettenkorps versetzt worden war zu einem pommerschen Landwehr-Regiment, aber doch keinen Antheil mehr an den kriegerischen Ereignissen dieses Jahres hatte nehmen können, weil er zu spät zur aktiven Armee kam.

*) Die nicht zur Okkupation bestimmten Truppen traten ihren Rückmarsch in die Heimath an. Der zweite Pariser Friede wurde aber erst am 2. Oktober perfekt.

Am 16. Marsch nach St. Denis, drei Stunden von Alençon. Ich kam mit Scheffler in das Schloß des Generals Bonnet zu liegen, dem man nachsagte, er habe in Deutschland und Spanien sich zu bereichern gewußt.

Am 17. hatte ich Kassenrevision, es stimmte Alles. Am Abend Klage, daß mehrere Bauern thätlich gegen unsere Soldaten verfahren, was gar nichts Neues war. Es geschah den Uebelthätern aber nichts, Gutmüthigkeit und Schwäche auf unserer Seite kamen ihnen zu gut.

Am 19. auf fast ungangbaren Wegen immer bergauf und bergab nach Oisseau, einem Dorfe mehrere Stunden lang, in dem alle Gehöfte einzeln lagen. Schon von Alençon an wurde das Terrain sehr coupirt, fast um jedes Stückchen Acker ist ein Graben oder Hecke. In dieser Weise ist die ganze Bretagne beschaffen. Ihre Bewohner haben ein dementsprechend verwildertes Ansehen, es sind dies die bekannten Chouans.

Vom 20. bis 30.: In dieser Zeit kamen wir bis Caën, wo wir längere Zeit kantonirten. Es läßt sich von dem Aufenthalt in dieser Stadt nicht viel sagen; an einem Tage wurde ein Ritt zur Nordsee gemacht und, wie kalt das Wasser auch war, darin gebadet. Dann Austern, von mir zum ersten Male gegessen, und zwar ganz frisch, wie sie eben aus dem Meere für uns geholt waren, wo sie auch wirklich pikant schmeckten.

1. bis 31. Oktober 1815: In dieser Zeit waren wir von Caën nach Rouen, einer großen Handelsstadt an der Seine, marschirt. Die Bevölkerung war so unsicher wie in Paris, daher wurden auf allen Plätzen und an der Seine-Brücke geladene Geschütze, die Kanoniere mit brennender Lunte dabei, aufgefahren und starke Infanterieposten zur Sicherung dieser Geschütze gegeben. Ich lag bei einem Kaufmann recht gut und hatte, soviel Klagen ich auch von Anderen über Insulten hörte, auch nicht das Mindeste der Art erfahren, obgleich ich sehr oft unbewaffnet spazieren ging. In Rouen kaufte ich ein normännisches Pferd, einen kleinen Fuchs, so daß ich nun zwei Pferde hatte. Der Morgen wurde durch Arbeiten ausgefüllt, nachmittags spazieren gegangen ꝛc.

1. bis 30. November 1815: Vom 11. bis 29. in Amiens. Meine Zeit brachte ich größtentheils mit Arbeiten zu. Ich besuchte auch fleißig das Theater, lernte auch Msr. Caron, den Wirth des Lieutenants v. Roſczynski und dessen Familie kennen; er hatte eine sehr liebenswürdige Tochter Adèle, welche gut Klavier spielte. Ich hatte schon mehrfach in Frankreich Gelegenheit gehabt, inne zu werden, wie gut es sei, etwas gelernt zu haben; hier kam mir wieder mein Französisch zu statten, es verschaffte mir den Genuß eines gebildeten Umganges.

Den Tag vor unserem Abmarsch von Amiens hatte die Nationalgarde Parade. Im Moment des Defilirens beim General v. Tauentzien

schwenkte jeder Zug seine dreieckigen Hüte und rief: „Vive le roi!“, „Vivent les Bourbons!“, ein Schauspiel, an das wir gar nicht gewöhnt sind. Amiens gehört zur Picardie, les Picards sind freundlicher und entgegenkommender als die Normannen, von denen schon bei und vor Rouen die Rede gewesen ist. Es kam in Amiens kein einziger derartiger allgemeiner Tumult vor wie in Rouen dergleichen sehr oft stattgehabt hatte.

1. bis 31. Dezember 1815: Bis 6. Märsche über Jemappe ins Belgische nach Sions. Scheffler stürzte mit seinem Pferde und beschädigte sich beide Füße stark. Ich übernahm für ihn nun auch das Adjutantengeschäft. Mit dem Obersten hatte ich ein Zerwürfniß, er hatte die Gewohnheit, mitunter ausfallend zu werden.

Am 9. fuhr ich nach Brüssel, da wir einen Ruhetag hatten. Abends französisches Theater, nicht besonders.

Am 10. kam das Regiment gegen Mittag in Brüssel an und wurde hier einquartiert. Ich sah hier die ersten Bergschotten. Die Engländer müssen beständig angezogen sein, weil sie zur Erhaltung der Disziplin und Verhüten von Desertionen dreimal täglich Appell haben, der jedesmal ein paar Stunden dauert, indem erst die Korporalschaft in sich besichtigt, dann zur Kompagnie, dann zum Bataillon, dieses wieder zum Regiment geführt, und in allen diesen Abstufungen nachgesehen wird. Zuletzt wird noch das Regiment vor den Brigadegeneral geführt, der es in Parade vorbeimarschiren läßt, womit die Ceremonie zu Ende ist. Auf diese Weise kann der Soldat trotz seines guten Gehaltes, da er die ihm übrigen Stunden zum Putzen verwenden muß, selten auf Abwege gerathen.

Am 16. durch Mastricht, eine belgische Festung an der Maas. Es war abscheuliches Regenwetter. Der Kommandant brauchte gegen alliirte Truppen ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln, ließ immer nur ein Bataillon durch die Festung marschiren, welche von belgischem Militär wimmelte, von dem ein Bataillon auf dem Marktplatz aufgestellt, außerdem aber die Hälfte der Garnison noch angezogen und bereit war, in jedem Augenblick formirt zu werden.

Am 21. Ruhe auf dem Schlosse Aertzen. Es wurde heute ausgemacht, daß der Major eine an den Regimentschirurgus Schmackpfeffer verlorene Wette über die Bedeutung zweier Fremdwörter, im Betrage von zwei Bowlen Punsch à 1 Louisd'or, morgen in Wesel abtragen sollte, wo wir den Rhein passiren würden.

Am 23.: Gestern in dem Wallfahrtsort Kevelaar, heute mittelst kleiner Kähne bei Xanten über den Rhein. Der Stab des Bataillons kam nach Ditfurth. Die Familie meines Onkels war nicht mehr in Wesel, sondern zu diesem nach Trier (wo der General die Brigade hatte) gereist. Die schon erwähnte Wette wurde heute in Wesel erledigt. Die Kameraden

fanden sich zahlreich dazu in einem Gasthause ein, wo es etwas sehr lebendig wurde.

Am 27.: Ich wurde heute 19 Jahre und verbrachte diesen Tag wie schon die vorangegangenen mit Rechnungsarbeiten.

Am 29. in Münster, am 31. in Osthoff. Ich spielte heute zum ersten Mal Whist.

Das alte Jahr wurde munter beschlossen voll Freude und Dank, daß wir an Erfahrungen reicher ins Vaterland zurückkehren.

Das Jahr 1816.

1. bis 26. Januar 1816: Das neue Jahr wurde innerlich mit manchen frommen Vorsätzen, äußerlich auch recht vergnügt im Kreise der Kameraden begonnen und gefeiert.

Marsch nach Glandorf im Hannöverschen.

Am 9. nach Hannover in ungeheurem Schmutz; es regnete viel. Abends Theater, das groß und hübsch ist: „Das unterbrochene Opferfest", eine Demoiselle Braun spielte und sang wundervoll.

Am 10. hatte das Regiment Revue vor dem Herzog von Cambridge, er war sehr zufrieden.

Am 15. Marsch nach Oebisfelde, dem ersten preußischen Städtchen, wo wir auch sehr hübsch empfangen wurden. Die Bürgergarde war vor dem Thore aufmarschirt und begrüßte uns mit einer dreimaligen Salve, dann schwenkte sie ab und führte uns voranmarschirend in die Stadt. Junge Mädchen kamen uns mit Kränzen entgegen. Ich hatte, da ich in die Stadt vorausreiten mußte, den ersten Kranz von einem hübschen Mädchen erhalten. Wir gingen durch Oebisfelde nach dem Dorf Retzlingen. . . .

Hiermit enden die Aufzeichnungen über die Erlebnisse während des Krieges.

Aus Frankreich marschirte das 1. ostpreußische Infanterie-Regiment nach Königsberg i. Pr., wo Sekondlieutenant v. Steinmetz bis 1818 in Garnison verblieb. In diesem Jahre wurde er in ihn auszeichnender Weise in das 2. Garderegiment z. F. versetzt und durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 17. April 1819 zum Premierlieutenant befördert.

Drittes Kapitel.

Premierlieutenant.

1819 bis 1829.

Premierlieutenant v. Steinmetz hatte am 5. Juni 1820 einen viermonatlichen Königsurlaub erhalten, den er benutzte, seine Verwandten in Schlesien und den Kurort Reinerz zur Wiederherstellung und Kräftigung seiner Gesundheit aufzusuchen. Ueber diese Reise erzählt sein Tagebuch:

5. Juni 1820, Montag: Um Mittag reiste ich von Berlin ab, um den erhaltenen viermonatlichen Königsurlaub anzutreten. Nach sieben vollen Jahren fühlte ich mich nun erst wieder einmal frei, und ein freudiges Gefühl wohnte in mir, welches mich in der Empfindung meines Glückes den zufriedensten Menschen gleichstellte. Tausend Gedanken stiegen in mir auf; die Freude, meine Verwandten*) wiederzusehen, erhöhte den Schwung der Phantasie, die mit Blitzesschnelle bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen verweilte und doch nie in ihrer Vorstellung endigen konnte. Hauptsächlich und wohl sehr natürlich dachte ich daran, wie ich Mutter und Schwester wiederfinden würde. Die ungünstigen äußeren Verhältnisse wurden mir jetzt um so drückender, da ich ein Augenzeuge hiervon werden mußte und doch so gerne hülfreich erschienen wäre.

Unter solchen Gedanken fuhr ich durch die Straßen von Berlin und machte ein Kreuz, als ich es verlassen hatte. Es ist dies wirklich der erste Ort, dessen ich mich entsinne, den ich ganz ohne ein inneres Mißbehagen verließ, weil gar kein Interesse in mir geweckt war. Hunderte von Neigungen binden so manchmal die Menschen an Oerter, welche sie zu verlassen genöthigt werden; mich fesselte in Berlin nur mein militärisches Interesse, und dies konnte, da es durch meine Reise nicht litt, gar nicht in Betracht kommen. Doch auch zu hart sollte mein Urtheil nicht werden. Es würde undankbar sein, wenn ich die Menschen, welche mir in Berlin mit viel Freundschaft entgegengekommen sind, als gar nichts Schätzenswerthes ansehen sollte. O nein! Ich bleibe ihnen stets verpflichtet, um so mehr, da ich es in mir fühle, daß ich ihre Gefühle nicht mit gleicher Wärme erwidern kann. Doch bei der Parallele mit den Meinigen, denen mich meine Reise zuführte, konnte der Verlust nicht mit dem Gewinn

*) Auch der „Onkel General" lebte jetzt in Schlesien. Nachdem er nach dem Kriege die Brigade in Trier gehabt hatte, nahm er als Generallieutenant 1817 seinen Abschied und zog mit den Töchtern auf das ihm als Dotation verliehene Landgut Schönwalde bei Frankenstein in Schlesien.

balanciren, geschweige denn diesen überwiegen. Wo könnte man sich glücklicher fühlen als bei den Seinigen, wenn diese nicht bloß dem Namen nach Verwandte sind, sondern wenn in ihnen das verwandtschaftliche, befreundete, von den Gesetzen der Natur geheiligte Gefühl wohnt. Wohl mir! Nur von dieser Seite kenne ich meine Verwandten. Möchte mich der Himmel vor Erfahrungen vom Gegentheil bewahren!

Meine Reisegesellschaft bestand aus dem Hauptmann Grafen Monts meines Regiments, welcher auch nach Reinerz wollte, aus einem Proviantmeister Müller und einem Unteroffizier des 1. Garde-Regiments.

6. Juni 1820 kam ich in Breslau an. Mein erster Gang war zu meiner Mutter. Sie wohnte vor dem Oderthor Nr. 29 bei einem Kaufmann Lütke, hinten auf dem Hofe in einer sehr kleinen Stube. Als ich anklopfte, da die Thür verschlossen war, fragte eine Stimme von innen: „Wer ist denn da?“ worauf ich erwiderte: „Nur aufgemacht!“ Ein junges, niedliches Mädchen, der eine ältere Frau auf dem Fuße folgte, öffnete mir die Thür. Beide sahen mich verwundert an, — so können sieben Jahre Trennung entfremden, — bis ich das Stillschweigen brach und fragte: „Nun, Mutter, kennst Du mich gar nicht mehr?“ An meiner Stimme wurde ich nun erkannt, und es folgte eine herzliche Szene, die außer der Beschreibung liegt, und von der doch die nur einen wahren Begriff haben können, welche ähnliche Verhältnisse erlebten! Auf mich wirkten die Freude des Wiedersehens, die Herzlichkeit der Meinigen und die Lage, in welcher ich sie fand, recht verschiedenartig ein. Es entquollen meinen Augen Thränen der Freude und auch des Schmerzes. Warum mußte diese reine Freude durch einen bitteren Zusatz getrübt werden!? Die Fügungen des Höchsten sind unergründlich, doch sicherlich weise. Dieser Gedanke erhob auch mich in diesem Augenblick, und ich war fähig, mich ganz meiner Freude über ein so lange ersehntes Glück hinzugeben.

Der sorgsamen Mutter mußte ich sogleich über meine Gesundheit Auskunft geben und ihre Besorgnisse verscheuchen, und als dies geglückt war, mich zu ihrem Mittagbrot, bestehend in ein paar Tassen Kaffee, hinsetzen. So eingeschränkt hätte ich mir die Lage der Meinigen nicht denken können; doch die ganze Umgebung trug das Gepräge der Armuth. Solche Verhältnisse konnten unmöglich günstig für die Erziehung eines jungen, lebhaften Mädchens sein.

9. bis 18. Juni 1820: Während dieser Zeit blieb ich in Breslau bei meiner Mutter. Trotz der Beschränktheit des Raumes mußte ich doch bei ihr wohnen und ihre Stube einnehmen. Des Abends zogen Mutter und Schwester in die Küche, und ich schlief in der Stube.

Die Zeit meines Hierseins benutzte ich zum Theil dazu, den Gönnern der Meinigen meine Aufwartung zu machen. Dem Religionslehrer

Mathildens, Herrn Senior Gerhardt, machte ich ebenfalls meinen Besuch; er ist ein würdiger, einnehmender Mann, vielleicht zu nachsichtig gegen seine Schülerinnen. Ich hörte auch eine Predigt von ihm in der Elisabeth-Kirche, von der ich sehr entzückt wurde. Herr Gerhardt gehört unter den Predigern, welche ich gehört habe, zu den vorzüglichsten. Es ist nicht möglich, bei seinem Vortrage unaufmerksam zu sein, denn er spricht zum Herzen und ermüdet nicht seine Zuhörer. Eine gute Predigt ist hoher Genuß, stimmt zur Andacht und erweckt gute Gefühle. Eine schlechte Predigt dagegen ist ein sandiger Boden, der den etwa noch guten Samen, der im Innern der Hörenden ausgestreut ist, verdirbt. Sie setzt die Verehrung Gottes zu einem einmal eingeführten Gebrauch herab; sie verwirrt die Ansichten. Prediger müßten lauter Apostel sein, dann würden ihre Lehren mehr Eingang finden.

Nachdem alle diese Besuche abgestattet waren, lebte ich die kurze Zeit, die ich fürs Erste für meinen hiesigen Aufenthalt bestimmt hatte, den Meinigen und suchte mich in der mir äußerlich entfremdeten Heimath zu orientiren. Die Meinigen boten Alles auf, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, und in dieser Anerkenntniß hätte ich sehr glücklich leben müssen, wenn nicht einzelne unangenehme Augenblicke sich beigemischt hätten. Mit wahrer Betrübniß nahm ich gleich in der ersten Zeit wahr, daß das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter nicht so war, wie es sein sollte. Eine hatte die Andere verwöhnt; das Kind wollte nicht mehr Kind sein. Ein Geist des Widerspruchs, ein störriges, vertrauensloses, unkindliches Wesen hatte sich seiner bemeistert und zeigte sich in Reden und in Handlungen. Ich staunte und war ruhig, da ich Niemand kränken wollte. Dann sah ich wieder einmal unzeitige Strenge, kurz, ich sah fast immer eine Handlungsweise, die der Augenblick erzeugte, aber eben darum keinen Erziehungsplan verrieth. Die ersten Eindrücke bei Kindern sind bleibend für das ganze Leben; darum müssen diese vorzüglich gut sein. Die Liebe ist die beste Erzieherin; sie zeigt dem Erzieher, wie er sich dem Zögling angenehm und doch geachtet machen kann, und Beides ist nöthig, sonst schwindet das Vertrauen. Das Gute befördern, darauf den Zögling hinführen, das Böse konsequent unterdrücken durch Warnungen oder durch Strafen, die nur im Nothfall und bei Mädchen nie körperlich sein sollten — das ist die beste Erziehungsmethode, worin unzeitige Güte nie mitsprechen darf. Ebenso halte ich viele Worte, die das Kind überhört, für verderblich; hat es gefehlt, so muß ihm sein Fehler vorgehalten, auf sein Gemüth gewirkt und dann ihm überlassen werden, das Gesagte weiter auszuarbeiten. Das reuevolle Geständniß, welches dann seinem Munde entströmt, ist auch gewiß seine Ueberzeugung. Auf dieses Geständniß muß aber stets hingewirkt werden, sonst wird das Kind verstockt. Das Geständniß nähert, wie der Fehler entfernt.

Von dieser Ansicht ausgehend, behandelte ich Mathilden, die mir ausnehmend gut war. Ich konnte aber auch nichts Anderes als ihr in gleichem Maße meine Liebe zu schenken; doch versäumte ich nicht, über ihrer Handlungsweise zu wachen. Zweimal entstanden hieraus für mich sehr unangenehme Auftritte, da Mathilde versuchte, gegen mich ein imponirendes Betragen anzunehmen. Das war ein böses Zeichen; hiergegen kämpfte ich konsequent und hatte jedesmal den Triumph, daß Mathilde mir ihr Unrecht bekannte; doch hielt es schwer. Die gute Mutter wäre gern einmal wieder zur Unzeit gut gewesen; doch wußte ich dem vorzubeugen. Soviel wurde mir klar, daß Mathilde keineswegs unbeugsam, sondern nur nicht richtig geleitet worden sei. Sie ist dadurch in jeder Hinsicht zurückgeblieben, und es ist nöthig, daß sie unter eine Aufsicht kommt, die das Versäumte nachzuholen im Stande ist. Ich bin überzeugt, es wird ohne große Strenge gehen, wenn der Erzieher sich nur die nöthige Achtung erhalten wird.

Da in diese Zeit der Wollmarkt fiel, hatte ich das Vergnügen, meinen Onkel, den General, nebst seiner zweiten Tochter Caroline früher zu sehen, als es sonst geschehen wäre. Caroline hätte ich nicht wieder erkannt. Ein Mädchen ändert sich in sieben Jahren auffallend. Wohl dem Wesen, das sein besseres Ich nie ändert, denn dem können äußere Vorzüge eher entbehrlich werden. Caroline war immer noch ein liebenswürdiges Mädchen und ganz mit der Offenheit und Herzlichkeit begabt, die mich vor sieben Jahren so oft an ihr erfreuten. Welch eine herrliche Frau müßte sie werden, wenn man zu diesen Vorzügen noch die hinzudenkt, die sich erst bei längerer Bekanntschaft entfalten; sie vereinigt das gebildete mit dem häuslich erzogenen Mädchen und ist gut. Darum achte und liebe ich sie herzlich und war recht fröhlich, meine liebe Caroline, das liebe, gute Mädchen, wiedergefunden zu haben. Sie mußte mir von ihren Schwestern erzählen, wovon ich die beiden jüngsten als Kinder verlassen habe. Diese sollten niedliche Mädchen geworden sein, beide sehr froh, Julie*) etwas streng aber, wie es schien, Carolinens Liebling; sie sagte, es wäre ein Mädchen, dem Alles glücke. Emma**) dachte ich mir schon ihres netten Briefchens wegen, den ich in Berlin von ihr erhalten hatte, recht liebenswürdig. Auf Julie war ich etwas böse, da sie nicht an mich geschrieben hatte. Emilie soll die thätige Hausfrau und die wahre Mutter ihrer jüngeren Geschwister sein. Von der Natur vernachlässigt, sucht sie dies nicht zu verbergen, sondern macht gar keine Ansprüche und ist in dem Glücke ihrer Geschwister glücklich. Welch seltenes, schönes Herz! Alle diese Mädchen hängen mit unbegrenzter Liebe an ihrem Vater, der ihnen

*) Julie wurde nachmals die Gattin des Premierlieutenants v. Steinmetz.
**) Emma, nachmalige Frau v. Sydow.

Alles ist. Glücklicher Vater! Glückliche Kinder! Möchte es Euch recht wohl ergehen! Der schönen Augenblicke, welche ich in dieser Familie zubringen würde, gedachte ich mit freudigem Erbeben.

Der Onkel blieb nur ein paar Tage hier und reiste dann nach Hause. –

Ich beschloß, meine Tanten in Striegau zu besuchen und setzte dazu den 19. d. M. fest.

Montag, 19. Juni 1820. Heute reiste ich nach Striegau ab, Station Schweidnitz. Hier blieb die Post liegen, ich wollte daher mit einer Lohnfuhre nach Striegau, bekam aber nicht gleich eine solche, und indem ich mich deshalb umsehe, begegnet mir Lieutenant v. Hardt, der hier auf Festung saß. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen und nahm sein Anerbieten an, die Nacht bei ihm zu bleiben. So verschwatzten wir den Rest des Tages, und

am Dienstag, 20. Juni 1820, wurde beschlossen, zu Fuß nach Striegau zu wandeln und die Sachen mit der Post nachkommen zu lassen. Hardt begleitete mich zwei Drittel des Weges und erzählte mir von unserem beiderseitigen Kadettenkameraden v. G., daß er sich sehr zu seinem Nachtheil hinsichtlich des Charakters geändert habe.

Gegen Mittag war ich in Striegau und überraschte meine alten Tantchen durch meine Ankunft; sie empfingen mich recht mütterlich. Cousine Caroline v. Karger, die bei den Tanten lebte, war bedeutend älter geworden, aber hatte immer noch einen regen Geist. Die alten Tanten hatten sich wenig verändert.

21. bis 28. Juni 1820. Obgleich meine Absicht gewesen war, nur ein paar Tage hier zu bleiben, um vor meinem Abgange nach dem Bade noch bei dem Onkel verweilen zu können, so ließen mir die Tanten keine Ruhe, bis ich wenigstens eine Woche zu bleiben versprach. Ihre Liebe gaben sie mir deutlich zu erkennen, und sie sowohl wie Caroline suchten mir den dortigen Aufenthalt nach Möglichkeit angenehm zu machen. Die klösterlichen Gewohnheiten der Abatissin hatten sich auch in ihr jetziges weltliches Leben übertragen, und die Lebensweise und Hausordnung der beiden Tanten glich einer gewöhnlichen Klostereinrichtung; nur dann und wann machte die weltlich erzogene, sehr gebildete, über kleinliche Vorurtheile sich hinwegsetzende Daun (wohl Spitzname der jüngeren Tante) eine Ausnahme. Um 6½ Uhr wurde gefrühstückt, dann betete die Abatissin wie die Daun. Da ich nun kein Mönch, sondern ein rechtes Weltkind war, so betete ich nicht, sondern setzte mich, wenn ich nicht ausging, in die Küche, und dann wurde, statt zu kochen, dummes Zeug gemacht, wobei Caroline mir treulich half. Hatten die Tanten gebetet, so wurden ihnen einige Schwänke vorgemacht, damit sie sich ihres Daseins auf dieser Erde

erinnern konnten. So viel ist gewiß: ich war ein rechter Störenfried dieses geregelten Klosterlebens, denn wo ich nur konnte, ohne die Abatissin zu sehr anzufeinden, wurde das Haus hübsch mobil erhalten, die gute Daun lachte dann herzlich und drohte bloß mit dem Finger, denn trotz ihrer 75 Jahre wußte sie sich immer noch in ihre Jugendjahre zu versetzen.

Um 11 Uhr wurde Mittagbrot gegessen. Den ersten Tag konnte ich fast nichts essen. Nach Tische schlief die Daun eine Viertelstunde, die Abatissin betete bis zum Abend; der Einen wurde also regelmäßig eine gute Nacht gewünscht und die Andere gebeten, für mein Seelenheil mit zu beten. Caroline und ich mußten uns die Zeit, so gut es anging, vertreiben, wir wanderten also öfter aus oder lasen etwas oder, was am besten ging, wir kehrten das Haus um, wobei jedoch alles Lachen unterbleiben mußte.

Um 2 Uhr wurde Kaffee getrunken, dann der Daun Zeitungen vorgelesen, Besuche gemacht und dergl.

Um 6 Uhr kam das Abendbrot, und nach demselben sammelte sich eine Partie Rabouge, bestehend aus der Tante Daun, der Frau Pastorin Hausche, der Steuereinnehmerin Bürgel und der Klosterjungfrau Marianne, oder wenn eine fehlte, mußte ich den Platz einnehmen. In diesem Falle sorgte ich dafür, daß wir nicht einschliefen.

Punkt 9 Uhr hatte die Festlichkeit, während welcher Goldwasser und Zuckerwerk präsentirt worden war, ein Ende, und man eilte, sich ins Bett zu legen. Ich Aermster betheuerte vergebens, daß ich noch zu munter sei, man gab mir ein Licht, schloß die Hausthür zu und wünschte mir gute Nacht. Bis 10 Uhr wandelte ich daher in meiner Stube auf und ab.

So ging es den ersten und alle folgenden Tage, nur mit dem Unterschiede, daß Caroline mir den Hausschlüssel auswirkte, durch dessen Hülfe ich denn jedesmal um 9 Uhr aus dem Hause kam und bis 10 Uhr spazieren ging. Zu den Personen, die ich kennen lernte, gehörte der Pastor Hausche, in dessen Hause meine Schwester bei ihrem Hiersein oft gewesen war, ein lieber Mann, aber nicht mein Prediger.

Die Umgebungen von Striegau sind ausnehmend schön, man sieht das ganze Gebirge von der sächsischen Grenze bis zur Grafschaft Glatz, das berühmte Hohenfriedberg und die Striegauer Berge. Es fand sich hier auch eine Schauspielerbande ein, die Preise der Plätze: 1. — 4 g. Gr., 2. — 2 g. Gr., 3. — 1 Slbgr., lassen auf das übrige Erbärmliche schließen. Der beste Schauspieler war der Souffleur, den man wenigstens deutlich hören konnte.

Am 25., Sonntags, war auch Ball hier, den ich besuchen mußte.

Ich machte hier in der Frau v. Seidlitz, Frau v. Tschammer und der Ersteren Bruder angenehme Bekanntschaften. Sie haben eine Besitzung Pilgramshain in der Nähe von Striegau, wo ich ihnen am 27. einen Besuch abstattete und freundlichst aufgenommen wurde.

Donnerstag, 29. Juni 1820: Der Tag meiner Abreise von hier. Die Tanten zeichneten sich in mein Stammbuch ein, so auch meine gute Caroline. Ueber Station Schweidnitz bis Station Reichenbach. Bis hierher hatte mir der Onkel seine Pferde entgegengeschickt. Zu meiner großen Freude vernahm ich, daß Emilie und Caroline (die Cousinen aus Schönwalde) auch hier und bei einer Madame Steinert, geb. v Steinmetz, einer weitläufigen Tante, abgestiegen waren. Bei dieser Tante fand ich noch zwei Töchter Meine lieben Cousinchen empfingen mich recht herzlich, die lieben, guten Mädchen! Die Fahrt bis Schönwalde stimmte mich innerlich recht sehr froh, ich war wirklich glücklich, ein seltenes Gefühl! Wir kamen in Schönwalde spät an, freudiger Empfang! Meine Augen hatten viel zu sehen. Julie und Emma, zwei nette Mädchen; Erstere hatte einen schwermüthigen, sehr interessanten Zug, Caroline ist auch nicht immer heiter. Was kann diese guten Mädchen betrüben? Möchtet Ihr doch nie herbe Erfahrungen machen und so glücklich werden, als Ihr es verdient und mein Herz es wünscht!

Es war Zeit, schlafen zu gehen.

30. Juni bis 13. Juli 1820: Vierzehn schöne, herrliche, mir unvergeßliche Tage! Der wahrlich so wenig zur Heiterkeit sich hinneigende Carl war seit Beginn seines Urlaubs wie umgeschaffen und wurde hier neu belebt. Werde ich immer so froh sein? Gewiß nicht, wer sich kennt, kann dies mit prophetischem Geiste aussprechen. Wie wenig bedarf es, mich aus der heitersten Laune in die trübste, nicht zu überwindende Stimmung zu versetzen, und wie oft ergriff mich in dieser Zeit in meinem Frohsinn eine Ahnung, der Wechsel würde bald eintreten. Dies allein hat mich manchmal gedrückt. Jeder Tag gab mir neue Gelegenheit, mich des Glückes zu freuen, das mir solche Verwandte erhielt. Sieben volle Jahre waren bis zu unserem Wiedersehen verflossen, wie viel hatte sich geändert, Emilie und Caroline waren in meinen Augen dieselben wie damals, und so mag ich ihnen auch erschienen sein. Dagegen waren die Kinder Julie und Emma in dieser Zeit zu lieben Mädchen herangewachsen, wodurch für mich ein neues Interesse entstand. Auch ihnen bin ich anders als damals erschienen, ich sah die klarsten Beweise, wie lieb sie mich hatten und wünschten, von mir in gleicher Weise geliebt zu werden. Was konnte ich ihnen geben, ein Herz für Zwei, doch dieses eine Herz schließt Euch, holde Mädchen, Beide ein!

Hat keine den Vorrang darin? Täusche Dich nicht, es giebt auf

dieser Erde nirgend zwei ganz gleiche Dinge, und Deine Thränen haben Dir selbst ja schon dieses Geheimniß verrathen!

Mancher schöne Morgen, z. B. ein Sonntag. Der Onkel las eine Predigt vor. Die Zeit der Patriarchen fiel mir ein. Großer Eindruck der Predigt auf mich, ich mußte in mein Zimmer, ich war sehr unruhig. Gute Vorsätze geben Kraft und beruhigen. So hat jede Freude auch eine Schattenseite.

Partien gemacht nach Frankenstein zur Tante (eine Schwester des Vaters?). Meine liebe, liebe Tante, wie gut bin ich Ihnen! Sie hat das Tagebuch meines Vaters; ich scheute mich, sie um die Einsicht davon zu bitten. Was fürchte ich? Nur Lehren kann ich daraus ziehen, und das wäre doch ein würdiges Andenken an meinen unglücklichen Vater. Darum will ich ein anderes Mal meine Bitte vortragen.

Eine Partie nach Silberberg in Begleitung der Tante, Caroline, Julie, Emma. Schöne Festung, herrliche Aussicht auf zehn Meilen. Thee beim General v. Kikebusch. Gegründete Vorwürfe der Tante bei der Rückfahrt, man muß sich vor falschen Urtheilen hüten.

Fahrt nach Lampersdorf zum Herrn v. Thielau allein und nachher mit dem Onkel. Hübscher, von der Natur begünstigter Garten. Insel „Klein Otaheity", Böhms-Berg, künftig nach dem Projekt „Blücher-Berg", eine gute Idee. Thielau ein recht angenehmer Mann, etwas gezwungen, sein Bruder freier.

Fahrt nach dem Peterwitzer Garten. Tante v. Frankenstein auch dahin. Der Onkel war nicht heiter bei unserer Abfahrt gewesen, und eine ähnliche Stimmung war mir schon früher aufgefallen. Bin ich wieder schuld mit meinem schuldlosen Wesen? Im Frohsinn kann ich nicht erwägen, wem ich also da zu nahe trete, der verzeihe mir, denn ich fehlte unbewußt. Solche Momente drücken mich indeß mit Centnerschwere, wenngleich es mir fast immer gelingt, mein Gefühl dabei zu verbergen.

Die Zeit nahte heran, die ich für meinen Aufenthalt in Reinerz bestimmt hatte.

Freitag, 14. Juli 1820. Nachmittag schickte mich der Onkel bis Glatz. Wie ganz anders fühlte ich, als mein Gesicht es ausdrückte, ich wußte, mit dieser Verstellung that ich recht. So schieden wir froh voneinander mit dem Versprechen, daß ich bis zum 3. August wieder dort sein sollte. Es war mir ganz eigen, als ich Schönwalde hinter mir hatte; ich bildete mir ein, es nie so froh wieder betreten zu können. Was wäre wohl unmöglich!

Der Paß bei Wartha brachte mich auf andere Gedanken; der Soldat erwachte, und mit vielem Interesse fuhr ich durch die steilen Thorflügel

dieses merkwürdigen Durchbruchs. Jenseits Wartha steigt das Terrain allmählich auf, die Ufer der Neiße sind steil, Wartha ein Nest. Wir kamen gegen 6 Uhr abends in Glatz an; es schien mir eine tüchtige Festung zu sein. Die Stadt ist nur befestigt; die Hauptwerke liegen rechts und links der Stadt, durch die Neiße getrennt. Eine Mittelstadt. Lieutenant v. D. hier; mir sehr unangenehm, mit ihm in Berührung zu kommen.

Gleich weiter nach Reinerz, um 9½ Uhr war ich dort. Ein trauriger Ort, der wie ein Verbannungsort, wenigstens mir vorkam. Wohnung beim Schneider Hausmann schlecht.

Sonnabend, 15. Juli 1820: Anfang der Kur ½ Quart Molken mit ebensoviel Brunnen. Unangenehme Stimmung, Brustschmerzen. Graf Wartensleben vom Garde-Jäger-Bataillon und Graf Stosch vom 1. Garde-Regiment hier. Ständchen der Stadtmusikanten; eine gemeine Bettelei.

16. und 17. Juli 1820: Viel Langeweile während meiner Promenaden.

18. Juli 1820: ¾ Quart Molken und erstes Bad, beides that mir sehr gut. Spaziergang in die beiden Thäler bei Reinerz, recht romantisch, aber allein nicht genußreich genug.

Donnerstag, 20. Juli 1820: Gestern war Lieutenant v. Falckenstein vom Regiment Kaiser Franz mit einem Herrn v. Luck hier angekommen. Es wurde heute eine Partie nach den Seefeldern und Heuscheuer projektirt und unternommen.

Freitag, 21. Juli 1820: Falckenstein, Luck und ich gingen auf den Schlemmer-Berg, dicht bei Reinerz, wo ein einfaches, aber das einzige Echo um die Stadt ist. Von hier nach dem Kapellen-Berg, dicht bei Ersterem, stiegen 141 Stufen hinauf und kamen zu einer Kapelle nebst Einsiedelei. An der Thür der Letzteren war ein Zettel mit folgenden Worten:

Quisquis amat dictis absentum rodere famam
Hanc mensam vetitam noverit esse sibi.
Der mit Schwätzen will verletzen
Seines Nächsten Nam' und Ehr' —
Von mir bleibe; dies ihm schreibe,
Kein' Besuch von ihm begehr'.
Cum licentia Superiorum.

Nun besahen wir eine Papiermühle und die katholische Kirche, ein hübsches Gebäude mit einem schönen Altarstück von Brendel, den Abschied der Apostel Petrus und Paulus darstellend. Die Kanzel der Kirche ist wie ein Walfischrachen gearbeitet, der übrige Theil des Fisches schlängelt sich zur Seite fort. Die Todtenkapelle, welche man vom Kirchhof aus sieht, ist bei dem Lichtfenster mit biblischen . . .

Weitere, anscheinend beschrieben gewesene Blätter des Tagebuches sind herausgeschnitten.

Vom Oktober 1820 ab besuchte Premierlieutenant v. Steinmetz die allgemeine Kriegsschule, die heutige Kriegsakademie, und widmete sich mit rastlosem Fleiß seiner weiteren Ausbildung und seinen Studien. Ganze Stöße von Auszügen, Nachschriften und Arbeiten verschiedenster Art erbringen den Beweis seiner ernsten und gründlichen Thätigkeit.

Auch in dieser Zeit führt er Tagebuch, jetzt „Vademekum" genannt: . . . 9. April 1821: „O Unsinn, du hast gesiegt!" sagte Jemand, als man ihm erzählte, heute sei ein Offiziermanöver bei Potsdam, bei welchem die Offiziere aller Grade, selbst Kavalleristen als Infanteristen agirend, die Rollen der Gemeinen übernommen hätten. Er fragte mich: „Wie? ist dies die Zeit, in welcher man rückwärts geht? Der Offizier soll vorwärts streben, den unteren Wirkungskreis muß er kennen, sonst muß er nicht Offizier sein." Ich erwiderte, diese Sache sei ein Scherz, so etwa wie man zusammen Ball oder Jagd spielt, und nebenbei sei es eine Belustigung für den Großfürsten. „Die Offiziere nahmen also doch freiwillig Theil an diesem Scherz?" Dies ist sehr unentschieden; wagt es der Subalterne, sich auszuschließen, wenn es seine Oberen nicht thun? Sind doch die Prinzen unseres Hauses auch dabei. — „Verlassen Sie sich auf mich, das giebt ein großes Gerede, in der heutigen Zeit muß man etwas Großes unternehmen, das macht geachtet und ist mehr werth als Popularität gegen einen sehr kleinen Theil der Nation." — Sie sehen die Sache zu ernst. — „Ich wünsche, daß ich mich täusche!"

Das Manöver ist beendet. Ein Theil, der es als Scherz ansah, hat sich befriedigt gefunden, verlangt aber doch keine Wiederholung. Ein anderer Theil hätte mehr Ernst gewünscht, und ein anderer Theil äußert sich gar nicht. Was ist das Resultat? Nichts! Ist kein Titus unter Allen?!

Das Manöver war ermüdend, das ist gut, es übt die Körperkräfte. Die Wahl des Ortes für den Zweck gut, für die große Masse der Theilnehmer, Subalternen, rücksichtslos. Die Sache war kostspielig. Der Großfürst hat wie ein tüchtiger Soldat, ganz feldmäßig bepackt, manövrirt und im Biwak gekocht. Zu dem Ende hatte er Fleisch und Reis und Brot in den vorschriftsmäßigen Quanten mit, da er aber das Salz vergessen hatte, so wurde ihm eine Pulverpatrone gereicht, die zu diesem Zwecke verwandt wurde. Die Prinzessinnen kosteten dieses seltsame Gericht. Der König hat dem Manöver zugesehen, viel gelacht, auch die Parade abgenommen. Erst wurde präsentirt, wobei die Kavalleristen mitunter improvisirten, dann en parade vorbeimarschirt, wie natürlich schlecht. Dann begann das Manöver. Nach demselben hielt General

Block, Kapitän der einen Abtheilung, eine Rede und belobte den Großfürsten. Als er geendet, trat dieser mit geschultertem Gewehr vor, präsentirte, wahrscheinlich nach russischer Sitte, vor dem General und bedankte sich. Die andere Partie kommandirte der General v. Witzleben. . . .

Das Offiziersspiel wurde heute im Grunewald erneut, mit vieler Mühe, nur auf großes Zureden der Regimentskommandeure ließ sich ein großer Theil Subalternen zur Theilnahme daran bewegen, ein anderer Theil schloß sich dennoch aus. Ich will wünschen, daß dies der letzte Versuch war, ein solches Vergnügen zu arrangiren, es wäre nicht gut, wenn es den niederen Chargen Gelegenheit geben könnte, gegen den Wunsch ihrer Oberen zu handeln oder eher zu fühlen, daß die ganze Sache als Scherz nur einmal stattfinden sollte und konnte. . . .

Am 16. Mai 1821 hatte sich Premierlieutenant v. Steinmetz mit seiner Cousine Julie v. Steinmetz verlobt, zunächst nur schriftlich. Die Kriegsschulferien während des Juli – August benutzte er zu einer Urlaubsreise nach Salzbrunn in Schlesien, wo seine Braut eine Kur gebrauchte.

Das Vademekum fährt fort:

. . . Bei Tasdorf zwischen Berlin und Müncheberg ist ein militärisch wichtiges Defilee.

Der Landstrich von Frankfurt bis Guben ist meistentheils Sandsteppe. Das Kloster Neuzelle liegt wie eine Oase darin. In der Klosterkirche, welche hübsch ist und Plafondsmalerei hat, ist ein seltsames Gemälde, welches, je nachdem man es von vorn, von der rechten oder linken Seite betrachtet, entweder Gott den Vater oder Gott den Sohn oder den Heiligen Geist darstellt.

Das Sandland setzt sich gegen Sorau fort. Waldungen bestehen aus Fichtenholz. Die Neiße zeigte kleines Wasser, flache Ufer. . . .

Fußpromenade von Bunzlau, Goldberg südlich lassend, nach Jauer über die Katzbach, die jetzt, da es lange nicht geregnet hatte, ganz ruhig floß. Von Bunzlau an steigt man gegen das Katzbach-Gebirge auf mittelst hoher Flächen, die von Thälern durchrissen sind. Jauer liegt auf einer solchen bedeutenden Hochfläche. Das Schlachtfeld von Rochlitz blieb mir wohl eine Meile südlich liegen.

Gespräch mit einem Schulmeister über Wohlfeilheit des Getreides; ihm bewiesen, daß, wenn der Segen des Himmels den Landmann so wie jetzt seit einigen Jahren heimsuche, dieser ganz füglich und unbeschadet seines früher gewonnenen Ertrages sein Getreide wohlfeiler verkaufen könne. So kamen wir auf die Abgaben. Der Schulmeister fand sie sehr hoch und glaubte, daß unsere Länder im Vergleich zu Nachbarstaaten zu hoch belastet würden. Das Erste räumte ich ein, weil es wahr ist, das

Zweite widerlegte ich mit aller Anstrengung, weil ich sah, daß auch bis zu diesen friedlichen Leuten die Idee gedrungen war, als könnten sie sich dadurch Erleichterung von den Abgaben verschaffen, wenn sie sie zu geben verweigerten. Ich machte aufmerksam auf die Person des Königs, welche Hoffnung erweckend sei, sagte, die Lasten würden sich mit der Zeit mindern, jetzt seien sie nöthig, weil der Krieg große Ausgaben verlangt hätte, zeigte das Unsinnige der Widerspenstigkeit und ermahnte zum Gehorsam und zur Treue, dann würden bessere Zeiten kommen. Wir kamen auf die Vergangenheit und natürlich auch auf Napoleon. Der Landmann wollte die jetzt von St. Helena gekommene Nachricht seines Todes*) nicht recht glauben. Wir rühmten beide Napoleons Geist und Thaten, ich machte aufmerksam auf das Unglück, welches er gestiftet hatte. Der Schulmeister wollte Napoleon über Friedrich den Großen setzen, das konnte ich als guter Preuße nicht leiden und bekämpfte mit Glück seine ausgesprochene Meinung. Wir trennten uns, und der ehrliche Schulmeister schüttelte mir herzlich die Hand.

Ankunft in Striegau, Freude meiner beiden alten Tanten.

Ankunft in Salzbrunn den 21. Juli. Himmlischer Empfang! außer den Grenzen einer Beschreibung liegend; die Braut lag an meiner Brust und ergoß ihr Gefühl in Worte, die nur ein so reines, edles Wesen zu finden weiß. Will unser Geschlecht sich überzeugen, daß wir sehr gesunken und tief unter dem anderen, zarten Geschlecht stehen, der erlebe eine solche Szene und frage sich, ob er fähig ist, so zu empfinden, so sein Gefühl auszudrücken. Welch eine traurige Ueberzeugung bei dem ersten Umarmen einer Braut! Hier liegt ein Keim zur Spannung, wir scheuen wie der Nachtvogel das Licht und verletzen dadurch nicht selten. Ich überraschte Julie mit meinem Porträt. . . .

Am anderen Tage Versammlung mehrerer Brunnengäste im Gesellschaftssaal. Spiele, die ich einleitete; ich mußte länger dableiben als die Meinigen; Mißdeutung; ich sah, daß ich beobachtet wurde, mein Handeln war seitdem nicht frei. Auch Julie verkannte mich und zeigte mir, daß ich noch nicht das Vertrauen gewonnen hatte, welches Bedingung unseres Glückes ist, sonst hätte sie sich nicht gegen den Vater, wohl aber gegen mich geäußert, auch des anderen Morgens es mir nicht zu verhehlen gesucht, daß ich ihr wehe gethan hatte. So nahe streifen Liebe und Qual!

Am 3. August Feier des Geburtstages des Königs. Große Mittagstafel. Mein Onkel brachte die Gesundheit des Königs aus, und darauf sprach der Bischof Eylert einige gute, herzliche, dem Tage angemessene Worte. Späterhin trat ein Pfarrer Scherer auf und las einen langen,

*) Napoleon war am 5. Mai d. J. gestorben.

diesem Tage gewidmeten Aufsatz ab, welcher, besser vorgetragen, mehr Eindruck gemacht haben würde, weil er viel Wahres enthielt. Ich fand es nicht ganz passend an einem Tage, wo jeder Unterthan durch Schilderung der Vorzüge des Regenten mit Leichtigkeit in seiner Liebe zu diesem befestigt werden kann, dies einigermaßen durch Einmischung menschlicher Schwächen, denen auch der Regent unterworfen bleibt, zu hemmen, und dies lag zum Theil in der Rede des Herrn Scherer. Dennoch war die Rede gut und zeigte, daß sie von einem Patrioten geschaffen sei. Herr Scherer ist katholischer Pfarrer dem Worte nach, doch nicht dem Sinne nach, weil seine Meinung sehr von der seiner Kirche abweicht. Dies zeigen die Einrichtungen, welche er bei seiner Gemeinde getroffen hat: die Abschaffung des Rosenkranzes, das Lesen der Messe im Deutschen ꝛc.

Bekanntschaft mit der Familie des Geheimen Staatsraths v. Quast, — ein sehr feiner Ton. Am Abend war Ball, Julchen hatte es vorgezogen, diesem beizuwohnen und mittags zu Haus zu bleiben. Sie trug ihre Lieblingsfarbe, blau, und einen Kornblumenkranz auf dem Kopf, wozu ich ihr die Blumen den Nachmittag suchte. Da sie nicht tanzen durfte, so hatte sie mir einige Damen anempfohlen, nämlich ihre Freundin Eveline v. Quast und drei Fräuleins v. Szimietzky. Knietour in der Quadrille, — viel Spaß darüber. Der Abend bekam Julchen recht gut, sie war heiter und hustete nicht. . . .

Die Eintheilung der Tage in Salzbrunn war folgende: Von 6 oder 7 Uhr bis 9 Uhr morgens wurde Brunnen getrunken, dann nach Haus gegangen, gefrühstückt, dann bis zum Mittag entweder im Garten geblieben oder spazieren gegangen; gewöhnlich ging ich mit J. allein, und zwar den Weg nach dem Hochwald zu. Köstliche, herrliche Stunden, in denen sich allmählich die Sprache des Vertrauens entwickelte, — auch die trüben Momente, die kleinen Zweifel haben in der Erinnerung großen Reiz. Mein erstes Auftreten in Salzbrunn war etwas peinlich, ich sollte etwas sein, ohne es doch auch wieder zu sehr zu zeigen. Warum? frage ich, daß es so nicht gut war, habe ich empfunden. Die Nachmittage waren in der Regel zu Partien bestimmt. . . .

Am 11. August fuhr ich von Salzbrunn nach Schönwalde, um meine Cousinen Emilie und Emma nach Salzbrunn zu holen. In Schönwalde fand ich die Tante Caroline und meine Schwester. Freundlichster Empfang. Mein liebes Schönwalde! Juliens Platz allerliebst. Hier war ich recht zu Hause, Alles mir bekannte Gegenstände mit unzähligen freundlichen Erinnerungen. Und doch trieb's mich fort, ich bat, und so wurde beschlossen, des anderen Tages, wenn es irgend möglich sei, von hier abzureisen.

Abfahrt von Schönwalde bei günstigem Wetter. Emilie und Emma

verschafften mir hohen Genuß, indem sie aus der Vergangenheit Szenen aushoben, die deutlich zu meinem Herzen sprachen. O Julie, wie sehr verdienst du, geliebt und glücklich zu werden! Die Fahrt ging nur langsam wegen des schlechten Weges. . . .

Wohlbehalten langten wir an Ort und Stelle an, der Jubel war allgemein und groß, meine Julie machte mir auch diesen Tag unvergeßlich. Seit diesem zweiten Wiedersehen störte nichts die allgemeine Harmonie, ein froher Tag kettete sich an den anderen; ach, diese schöne Zeit verfloß darum um so schneller, und je glücklicher ich mich fühlte, je öfter dachte ich mit Bangigkeit daran, daß es bald anders sein würde. Ehe jedoch unsere Trennung erfolgte, genossen wir des Guten und sahen des Schönen so viel, daß es wohl einiger flüchtigen Bemerkungen verdient, um für immer dem oft nur schwachen Gedächtniß erhalten zu werden. Tage wie diese, wo neben den Herrlichkeiten, welche eine reiche Natur mir darbot, neben den Freuden, die ein herrlicher Kreis von Menschen, die das gemeinsame Band der Liebe vereinte, mir zu Theil werden ließ, auch dieser höchste Wunsch, den ich damals auszusprechen wagte: die Gesundheit meiner heißgeliebten Julie immer mehr sich befestigte, — Tage von solcher reichen Ausbeute kehren selten wieder. Julie blühte, nachdem ihr Gemüth heiterer wurde, immer mehr auf, so mächtig wirkt die Freude, sie baut auf, was der Schmerz zerstört, und wahrlich, sie hat Großes bei meiner Julie bewirkt.

Vor meiner Abreise von Berlin hatte ich Julie für einen Verlobungsring mit meinem Namen und „Den 16. Mai 1821“ anfertigen lassen nach der gewöhnlichen Schlangenform. Diesen beschloß ich den 16. August ihr einzuhändigen, um wenigstens im Datum den Tag zu feiern, wo der Vater uns verlobt hatte. Der 16. August war wieder einer der schönsten Tage meines Lebens. Ich ging den Morgen nicht mit auf die Promenade, sondern machte Vorbereitungen zur Einhändigung meines Ringchens. Dieser wurde in mehrere kleine Papiere eingewickelt, deren jedes mit einer bezeichnenden Devise versehen war. Hierdurch entstand ein kleines Päckchen, auf welchem ein Myrthenkränzchen aufgeheftet war, in dessen Mitte eine Inschrift die Nachfeier des 16. Mai ankündigte. Der kleine Kranz hatte Bezug auf den größeren, welcher an jenem Tage mit des Vaters Einwilligung, als er uns verlobte, Julie aufs Haupt gesetzt wurde. Um nun noch etwas die Neugierde zu spannen, schlug ich dieses Päckchen in mehrere Couverts mit verschiedenen Adressen ein, so daß der Brief zweimal an Julie kam. Sowie sie ihn zum zweiten Male erhielt, setzte ihr Carolinchen, mit welcher ich mich verabredet hatte, einen von mir geflochtenen Kranz von Myrthen und Rosen aufs Haupt, und hiermit war zugleich die Sache deutlich gemacht und die Königin des Festes be-

nannt. Meine Julie sah engelschön und in ihrer Ueberraschung und Freude so liebenswürdig aus wie eine glückliche Braut, der schönste Lohn für mich, als den Urheber dieser Freude! Wohlgefallen des Vaters, — Theilnahme der Geschwister an dieser Szene, — grenzenlose Dankbarkeit von Seiten meiner Julie. Wir zeigten das lebende Bild einer glücklichen Familie. Gott lasse es immer so sein!

Ehe wir Salzbrunn verließen, machten wir noch einige Ausflüge in die Nachbarschaft. . . .

Hiermit schließt sich die freudenreiche Zeit in Salzbrunn. Am 21. August wurde die Abfahrt bestimmt, uns Allen, doch mir am meisten, würde der Abschied recht schwer geworden sein, wenn wir nicht neuen Herrlichkeiten entgegengesehen hätten, die wir auf einer Reise durch das Riesengebirge anzutreffen hofften. Salzbrunn war mir durch die letzte Zeit sehr lieb geworden, anders war es in den ersten Tagen meines Dortseins. Einmal war das Gewühl der Fremden mir unter den derzeitigen Umständen ganz zuwider, weil mir dadurch ein gewisser Zwang aufgelegt war: ich durfte gegen Julie nicht ein gleiches Benehmen beibehalten, und ebenso mußte sich Julie gegen mich zeigen. Hierdurch entstand ein Verhältniß dem ähnlich, als ich vergangenes Jahr von Breslau zum zweiten Male nach Schönwalde reiste. Hierzu gerechnet die zuweilen eingetretenen Disharmonien, Produktionen des Vorurtheils, so ist ganz erklärlich, daß ich dem Orte wenig Reiz abgewinnen konnte und ich mich oft nach Schönwalde sehnte, wo die Liebe allein gewaltet hatte, jede Schwierigkeit überstiegen wurde, nichts, selbst der väterliche Zuspruch nicht das Gefühl in engere Grenzen dämmen konnte. Daß es so war, daß Julie mich damals so unbedingt liebte, daß sie es vermochte, mir so große Opfer zu bringen, das knüpfte mein Geschick für die Ewigkeit an das ihrige. Jetzt waren die Hauptschwierigkeiten von damals beseitigt, wir waren verlobt, wir hätten daher ebenso glücklich und fast noch glücklicher sein müssen, wenn nicht der Aufenthalt im Bade neue Uebelstände erzeugt hätte, nämlich ein erkünsteltes Benehmen und die daraus fließenden Mißdeutungen, wozu Liebende, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, nur gar zu leicht geneigt sein mögen. Allmählich wurde indeß unter den Brunnengästen, mit welchen wir Umgang hatten, das Verhältniß zwischen Julie und mir bekannter. Dies löste etwas die Fesseln des Zwanges, und nun gewann unsere Lage mit jedem Tage. Ich war fast immer in Juliens Gesellschaft, und das war es ja, was ich wünschte. . . .

Eine sehr große Freude wurde mir durch Juliens Genesung, alle Wünsche und Hoffnungen gehen von einer Basis aus: Juliens Gesundheit.

Adieu Salzbrunn, — nun zu unserer Gebirgsreise.

21. bis 28. August 1821: . . . Wir kamen schon im Abendschimmer nach Landeshut und stiegen im „Schwarzen Raben" ab. Ein schöner Abend, ich stand lange mit Julie in einem Fenster. Ich führte sie auf eine Stelle ihres zweiten Briefes an mich zurück, wo sie sagte: „Verlobte kennen und wissen nichts als nur sich und ihre Liebe." Wir hatten wohl Beide diesen Satz nicht ganz festgehalten, so sehr wir ihm beipflichten mußten. Ich verglich die Zeit in Schönwalde und in Salzbrunn, hob erste sehr heraus; ich that ihr hierbei weh, es entging mir nicht, und es that mir sehr leid, daß ich dieses Kapitel angeregt hatte. Doch da es geschehen war, mußte ich wahr bleiben. Ich sagte Julie, daß ich glaubte, sie kenne mich noch nicht, ich zog diesen Schluß aus mehreren Beispielen. Sie bat mich, ihr dies mehr auseinanderzusetzen; wer deckt aber gern seine Eigenheiten, die meist Mängel sind, auf; ich konnte es auch nicht, obgleich ich wohl einsah, daß davon, wie sie mich erkannt haben und einst nehmen würde, ein großer Theil meiner Zufriedenheit abhinge. Bei dieser innigen Liebe Juliens zu mir glaubte ich um so weniger nöthig zu haben, diese kleinen Mißklänge weiter auszuführen, ich glaubte die Andeutungen derselben genügend, da der wahren Liebe nichts unergründlich bleibt, und so glaube und hoffe ich auch, daß sie nicht nachlassen wird, zu erforschen, was mich beglückt, was mich verletzt. Auf jeden Fall ist es rühmlicher, durch eigenes Bemühen dahin zu gelangen als durch meine Mitwirkung; im ersten Falle entspringt für mich die wohlthuende Ueberzeugung aus diesem Streben, daß Julie wirklich mich über alles Irdische setzt und nur den einen Gedanken festhält, wie sie mich glücklich machen kann. Etwas zu lassen, was einem Andern nicht angenehm ist, nachdem es von diesem ausgesprochen ist, erfordert nur ein gutes Herz, keineswegs aber ist das so innige Verständniß, welches die Liebe bewirkt, nöthig. Die Selbstthätigkeit, das eigene Streben, das geliebte zweite Ich zu erforschen, das sind Bemühungen, dieses göttlichen Gefühles würdig.

Am 22. fuhren wir nach Kloster Grüssau. Der Weg dahin, von schönen Umgebungen begleitet, ist selbst nicht der beste. Wollten die Herren Aebte damit etwa sagen, daß man keine Mühe scheuen müsse, das Himmelreich zu erwerben? . . .

. . . Hier auf der Koppe als dem höchsten Punkt des Riesengebirges hatten wir die weiteste Aussicht, und das gesegnete Schlesien war mit einer so großen Zahl von Ortschaften bedeckt, daß es nur dieses Anblicks bedurfte, um sich zu überzeugen, ein wie reiches und von der Natur mütterlich ausgestattetes Land Schlesien ist. Hierher müßte der gute König jährlich einmal wallen, damit er seiner Regierung froh werden könnte. Die Natur ist hier so lieblich, man muß der Sorgen vergessen, — wie viele mag deren ein Regent haben!

Ich machte wieder den Führer meiner Julie und brachte sie glücklich den Hang hinunter, trotz des unsicheren Trittes, den wir Beide wegen der auf dem Fußpfad liegenden losen Steine hatten. So möge es Gott gefallen, daß ich auch als Mann mein theures Weib einst durchs Leben führe, wo nicht selten der Weg ebenso beschwerlich und unsicher wie jener ist! Wir gingen sämmtlich auf dem Plateau des Hauptrückens über die „weiße Wiese" zur Wiesenbaude. . . .

. . . In Erdmannsdorf hielten wir wieder an, weil der Onkel den hier wohnenden Grafen Gneisenau besuchen wollte. Der Onkel ging allein zu ihm, wir Uebrigen wurden aber auch nachgeholt. Schönes Gebäude, nach Gneisenaus Geschmack von Grund aus erbaut. Wir wurden mit einem Frühstück regalirt, Gneisenau machte aber einen nachlässigen Wirth, doch das schadet ihm nichts. Was mir an ihm nicht gefiel, war, daß er gegen meinen Onkel ein wenig fremd that, obgleich er früher mit ihm in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte. Wir besahen die Gartenanlagen ꝛc. . . . Wir empfahlen uns und setzten unsere Reise nach Warmbrunn fort. . . .

27: . . . Der Onkel fuhr nach Ruhberg, unsern Schmiedeberg, welches zum Verkauf stehen und wohlfeil sein sollte. Daher wollte er es besehen.*)

Der Onkel kam von Ruhberg sehr erfreut zurück, es hatte ihm sehr gefallen, es schien nun gewiß, daß er Willens sei, diese Besitzung zu kaufen. Wo blieb meine Hoffnung auf Berlin! Julie von dem Vater und den Geschwistern getrennt würde eine traurige Szene herbeiführen. Soll sie recht glücklich sein, so müssen die Ihrigen ihr nachfolgen. Darum mag es dem Himmel gefallen, des Onkels Wahl für Berlin zu bestimmen . . .

Am 28. überraschte mich meine Julie mit einem ähnlichen Ringe wie der ist, den ich ihr gegeben hatte. So hatten wir also gegenseitig und freiwillig das Versprechen unserer Liebe und Treue gegeben; sei versichert, du englisches Mädchen, daß ich nie wanken werde, nimm nochmals Hand und Schwur von mir!

Nachmittags fuhren wir nach Hirschberg, weil ich von dort auf die Post steigen mußte, um den 31. d. M. in Berlin sein zu können, da mein Urlaub an diesem Tage zu Ende war.

Schmerzlicher Abschied, — Julie war sehr bewegt.

Die Post ging erst eine halbe Stunde später ab, und ich kehrte daher nochmals zu meiner Julie zurück und überraschte sie höchst freudig. Es flossen keine Thränen mehr; wir nahmen dies als gutes Zeichen, daß unsere Trennung immer nur kurz sein würde, und schieden nun wirklich um Vieles beruhigter. Es war, als könnte ich mich nicht trennen, ich kam zum dritten

*) Dem Onkel war für sein Schönwalde ein so günstiger Preis geboten worden, daß er mit dem Gedanken umging, es zu verkaufen.

Male zurück, mein Schnupftuch zu suchen, es erwies sich aber, daß ich es bei mir hatte.

Dieses dritte Lebewohl war aber auch das letzte, ich mußte machen, daß ich auf die Post kam, und nun rollte es auf der Landstraße nach Berlin fort.

Traurige Stimmung, schlechte Reisegesellschaft. Die Rückreise nach Berlin war durchaus ohne alles Interesse.

Nach Berlin zurückgekehrt, treten militärische Gedanken wieder in ihr Recht und in den Vordergrund. . . .

Am 12. September 1821 nahmen die großen Herbstübungen aller vereinigten Waffen ihren Anfang und dauerten bis zum 15. Das Manöver am 14. zeigt deutlich, welchen nachtheiligen Einfluß ein übertriebenes Paradewesen hat. Die Idee eines Manövers, wo jeder Befehlende zwar im Einklange mit dem Ganzen, jedoch nach seiner speziellen Ansicht, die aus der Oertlichkeit und den gegen sich habenden Feind hervorgeht, handelt, wird bei längerem Frieden und bei dem allmählichen Aussterben kriegserfahrener Männer immer mehr verschwinden, und das Paradewesen wird immer mehr überhand nehmen. Schon jetzt sind wir unmündige Kinder, die von der Amme Paradewesen an zwei Gängelbändern: Richtung und richtige Intervalle, wie an Fesseln gehalten und dadurch verhindert werden, das ohnehin schon sehr unähnliche Bild des Krieges im Frieden wenigstens so treu darzustellen, als es möglich ist . . . Der Feind hatte die Rauhen Berge südlich Schöneberg besetzt, die Infanterie unsererseits hatte sich gegen den rechten Flügel des Feindes in zwei Treffen in Bataillonskolonne, die Treffen aufgeschlossen, gestellt. Nun zog sich unsere Infanterie halbrechts, um parallel gegen die feindliche Aufstellung zu kommen, und deployirte rechts unter dem feindlichen Artilleriefeuer, ohne daß von unserer Seite auch nur eine Kanone vorgeschickt worden wäre, um das feindliche Artilleriefeuer von unseren gar nicht zu fehlenden Infanteriemassen abzuleiten. Der Kronprinz rügte diesen Fehler, und endlich fuhr auch eine Batterie vor unserer Front auf und erwiderte das feindliche Feuer. Warum kam die Batterie nicht früher? Weil General v. Alvensleben, obgleich er sehr wohl einsah, daß diese Maßregel nöthig war, dennoch sich nicht erlaubte, etwas zu thun, was nicht vorgeschrieben war.

Im Kriege fragt man nicht, sondern thut, was nöthig ist, warum der schädliche Zwang im Frieden?

Die Infanterie war entwickelt, und das 1. Treffen, in welchem ich stand, avancirte in Kolonnen mit Tirailleurs in den Intervallen, genau gerichtet. Die Kolonne, in welcher ich stand, stieß auf drei markirte feindliche Bataillone, sie mußte aber vorgehen, weil sie in der Richtung bleiben

mußte, und alles Rufen von Uebermacht des gegenüber kommandirenden Majors v. Wichert half nichts, es mußten seine drei Bataillone unserer Bravour weichen. Im Felde würde es uns wenigstens aufgehalten haben, wenn unser Angriff überhaupt geglückt wäre. Nun wurde unsere Infanterie von den Rauhen Bergen wieder zurückgeworfen, es folgte uns Niemand, meine Kolonne mußte aber entsetzlich laufen, um mit den anderen Kolonnen wieder in Richtung zu kommen, weil wir uns etwas verspätet hatten. Ruhe beim Rückzug ist aber meines Wissens ein Haupterforderniß, sonst geht auch der letzte Funke von Contenance verloren.

. . . Der 6. September 1821, als der Tag der Schlacht von Dennewitz, wurde diesmal vom Herzog von Cumberland durch eine Mittagstafel gefeiert, und dabei soll zwischen General v. Tauentzien und v. Gneisenau ein sehr ernster Zwiespalt entstanden sein. Der Herzog von Cumberland soll dem Sieger von Dennewitz einen Toast ausgebracht haben und darauf Gneisenau aufgestanden sein, dem verewigten Bülow die Ehre des Sieges zugesprochen und gesagt haben: da dieser jetzt Preis und Ehre im Himmel genieße, so käme der ausgebrachte Toast auf einen anderen hier anwesenden Mann, welcher zum glücklichen Ausgang der Schlacht viel beigetragen habe, nämlich auf den General v. Borstell.

General v. Tauentzien, welcher bekanntlich auch an der Schlacht von Dennewitz theilnahm und in dieser Gesellschaft gegenwärtig war, soll sich durch diese Erklärung Gneisenaus gekränkt gefühlt haben, nach Tisch an Gneisenau herangegangen sein und diesen gefordert haben. Beide sollen ihre Sekundanten schon bestimmt und Ort und Zeit ausgemacht haben. Einer dieser Sekundanten entdeckt die Sache aber an den Herzog von Cumberland, dieser fährt zum König und bittet ihn, das Duell zu verhindern. Der König soll eigenhändig an beide Generale geschrieben und ihnen vorläufig bei seiner höchsten Ungnade verboten haben, sich zu duelliren. Bald darauf soll er beide Generale haben zu sich kommen lassen und die Sache beigelegt haben.

. . . 10. März 1823: Ich war beim Ingenieurhauptmann Blesson, mir von ihm den Plan für ein im Jahre 1813 bei Wartha in Schlesien projektirtes Lager zu erbitten. Das Gespräch wandte sich auf Rußland. Blesson war mit dem General v. Rauch dort gewesen und hatte außer mehreren Befestigungen auch das Land näher kennen gelernt, wozu die Bereitwilligkeit des Kaisers, Alles selbst zu zeigen und über Alles sich auszulassen, viel beigetragen hat. Aus Allem geht hervor, daß der Kaiser das Bestreben hat, das Vorhandene zusammenzuhalten, worauf mehrere merkwürdige Aeußerungen von ihm hinzielen. So sagte er: Andere müßten Befestigungen anlegen, um sich nach außen zu schützen, er

hingegen, um sich gegen den inneren Feind zu sichern. Ferner: „Meine Russen besitzen große mechanische Fertigkeiten, doch wenn sie einmal vom Ingenium beseelt werden, dann fällt auch das Ganze auseinander. Diesem vorzubeugen, muß die Sorge meiner Nachkommen sein.“ Auf dieser Ansicht, das Volk zu zügeln, beruht auch die Maßregel, soviel wie möglich eine militärische Verwaltung einzuführen, bei der Alles auf Gehorsam begründet ist. So findet militärische Disziplin bei den großen Fabrikanlagen statt, so werden die Findelkinder in großen Anstalten, die Söhne der Adligen in Kadettenanstalten nach gleichen Ansichten erzogen, dahin wirken die Militärkolonisationen ꝛc. . . .

20. April 1823: Ich war beim Generallieutenant v. Müffling eingekommen, um zu den topographischen Arbeiten des Generalstabes kommandirt zu werden. Zur Unterstützung meines Gesuches mußte ich ein Attest meines Regimentskommandeurs einreichen, welches glücklicherweise günstig lautete, wie folgt:

Dem Premierlieutenant v. Steinmetz des 2. Garde-Regiments z. F. wird hierdurch das pflichtmäßige Zeugniß ertheilt, daß sich derselbe während seiner zehnjährigen Dienstzeit sowohl durch die höchste Moralität und eine in jeder Beziehung lobenswerthe Führung als auch durch große Umsicht und einen regen, unermüdlichen Eifer im Dienste die Liebe, das Vertrauen und die Achtung aller seiner Vorgesetzten in ihrem ganzen Umfange erworben hat. Er hat die Feldzüge 1813, 1814, 1815 mitgemacht und besitzt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. v. Quadt, Oberst und Kommandeur.

Mit dem Juli 1823 schloß das Kommando zur Allgemeinen Kriegsschule, Premierlieutenant v. Steinmetz brachte folgendes Attest von dort zum Regiment zurück:

Attest.

Der Premierlieutenant v. Steinmetz im 2. Garde-Regiment z. F. hat in der Königlichen Allgemeinen Kriegsschule vom Oktober 1820 bis zum Juli 1823 folgende Vorträge gehört.

Im 1. Cötus:	Im 2. Cötus:	Im 3. Cötus:
~~Reine Elementarmathematik.~~	~~Sphärische Trigonometrie und das Unentbehrlichste aus den mechanischen Wissenschaften.~~	Das Unentbehrlichste aus den optischen und astronomischen Wissenschaften.
Analysis der Endlichen Terrainlehre.	Analysis des Unendlichen.	Höhere Geodäsie.
Allgemeine Geschichte.	Militärgeographie.	Geschichte einiger Feldzüge.
Statistik.	Allgemeine Geschichte.	Festungskrieg.
Artillerie.	Befestigungs-Wissenschaft.	~~Allgemeine Litteratur.~~
Taktik.	~~Deutsche Litteratur.~~	Generalstabsgeschäfte.
~~Theorie des Aufnehmens. Aufnehmen.~~	Aufnehmen.	~~Aufnehmen.~~
~~Französische Sprache.~~	~~Französische Sprache.~~	~~Cours de litterature française.~~
~~Pferdekenntniß.~~	Naturlehre	~~Chemie.~~

Die am Ende des Cursus gewöhnliche, praktisch militärische Aufgabe hat derselbe vorzüglich gut gelöset.

Das Resultat seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war bei einem rühmlichen Fleiße überall sehr gut.

Seine sittliche Führung war tadellos.

Die Uebereinstimmung dieses Zeugnisses mit den in dem Censurbuche ausgedrückten Urtheilen der Lehrer und der Vorgesetzten der Anstalt wird hierdurch bezeugt.

Berlin, den 18. Dezember 1824.

Militär- und Studiendirection der Königlichen Allgemeinen Kriegsschule.

Clausewitz, Generalmajor. C. S. Rühle v. Lilienstern. E. G. Fischer. Meinert. Poselger (?).

Der „Onkel General" hatte die Verlobung der Tochter mit dem Neffen gebilligt und zugegeben, er sah aber doch wohl der Vermögenslage wegen nicht ohne Besorgniß in die Zukunft des jungen Paares und schob seine Einwilligung zur Hochzeit noch hinaus.

Um etwas für den Neffen zu thun oder sich wenigstens über seine militärischen Aussichten zu orientiren, schrieb er an den Chef des Generalstabes der Armee, den General v. Müffling, und fragte an, ob die Hoffnungen, mit denen sich der Neffe trüge, in den Generalstab versetzt zu werden und dadurch schneller Karriere zu machen, Anwartschaft auf Erfüllung hätten?

General v. Müffling antwortet darauf, undatirt, der Brief wird aber in den Winter 1824/25 zu setzen sein, während welches Lieutenant v. Steinmetz in dem topographischen Bureau arbeitete.

„Bereits vor 4 Wochen war es meine Absicht, Ihnen zu schreiben, mein verehrter Freund, und zwar über den Gegenstand Ihres Schreibens, allein ich habe nicht dazu kommen können, der Geschäfte waren diesmal viele und nun plage ich mich mit Husten und Schnupfen, der mir vorzüglich viel Zeit wegnimmt.

Ich wollte Ihnen schreiben, daß ich Ihren neveu bei seiner Zurückkunft mit mehr Ernst empfangen habe, als es sonst meine Gewohnheit ist, weil ich einer Neigung zur Arroganz nicht entgegenkommen wollte und mir alle Mittel aufsparte, um gründlich zu erforschen, ob er die großen Fähigkeiten hat, welche er sich selbst zutraut. Seine Aufnahmen waren, wie zu erwarten stand, nicht außerordentlich. In einem Sommer wird kein Aufnehmer vollendet, aber auch nicht schlecht.

Als es an die Aufgaben kam, sagten mir gleich einige Offiziere des Generalstabes (denen ich aufgetragen hatte, die jungen Leute nach der Gallschen Schädellehre zu befühlen), daß ihnen schiene, Ihr neveu würde sich als ein vorzüglicher Kopf zeigen, und sie hatten recht gesehen.

Von den 60 Offizieren mußte ich seinen Arbeiten, welche Urtheilskraft und Bekanntschaft mit größeren Verhältnissen des Krieges beweisen

sollten, Nr. 8 geben. Bei einer zweiten und bedeutenderen Aufgabe kam er noch höher, so daß ich gar nicht zweifele, er wird, wenn er erst ein tüchtiger Aufnehmer ist, in den nächsten Jahren die Anderen überflügeln.

Ich habe ihm nichts Besonderes gesagt, weil ich glaubte, er bedürfe keines Encouragements, und vielleicht ist dies gerade zur Stellung gegen Sie nützlich gewesen, da er etwas Geschmeidigkeit brauchen könnte. So steht es also jetzt.

Nun aber zum zweiten Theil.

Es ist die Frage: Was giebt es für ein Mittel, einem jungen Mann, der etwas Ausgezeichnetes leistet, zu schnellerem Avancement und mit diesem schneller zu Brot zu verhelfen, als es in seinem Regimentsverhältniß der Fall sein kann?

Antwort: Nach dem neuen System ist dies ganz unmöglich geworden. Zum Generalstab, zur Adjutantur werden nach dem neuen System Offiziere aus den Regimentern kommandirt, bleiben darin und avanciren darin, haben aber die Ausgaben der Anschaffung der Pferde, müssen sich statt der wohlfeilen Burschen in den Regimentern theure Leute halten und bekommen für alle diese schweren Ausgaben 72 Thaler Zulage jährlich.

Daraus folgt, daß man für alle diese Verhältnisse künftig nur reiche junge Leute auswählen kann, und daß die Offiziere beim topographischen Bureau noch die am besten bezahlten sind, da sie 20 Thlr. monatliche Zulage haben.

Das ist traurig! Steinmetz hat keine andere Aussicht als die ihm das Regiment bietet, denn alle Auszeichnungen bringen ihm nur Ehre aber kein Brot! Was soll ich Ihnen rathen? Auf die 20 Thlr. Zulage beim topographischen Bureau ist nicht zu rechnen, und darauf können die jungen Leute nicht heirathen. Wollen Sie Ihre Einwilligung geben, damit sie dem Mangel und Entbehrungen preisgegeben werden? Etwas wagen, wenn irgend Aussichten da wären, da hätte ich nichts dagegen, aber sie sind nicht da. Nur der Krieg könnte sie geben, und der König ist der Feind einer jungen Ehe! Ich muß Ihnen mit Trauer Lebewohl sagen. — Müffling."

Die Hoffnung, durch den Generalstab seine Karriere zu machen, war also zerstört, das Entsagen wurde dem eifrigen, strebsamen, jungen Offizier unendlich schwer und die rein äußerlichen Gründe dieser Enttäuschung mögen auch wohl einige Bitterkeit hervorgerufen haben. Herr über sich ließ er aber solche Gemüthsstimmungen nicht werden, nun erst recht gab er sich seiner weiteren Ausbildung im praktischen Dienst eifrig hin und benutzte auch jede sich bietende Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern.

Seine Heirathspläne, die durch den Bescheid des Generals v. Müffling ebenfalls bedroht erscheinen mußten, erhielten jedoch dadurch wieder Aussicht auf nähere Verwirklichung und schließlich auch Erfüllung, daß der General v. Steinmetz auf das günstige Angebot zum Verkauf seines Gutes Schönwalde einging und hiermit seine Vermögenslage wesentlich verbesserte. Er unterließ auch einen Wiederankauf, wie er anfangs mit Ruhberg geplant war, und zog mit seiner Familie zwar nicht nach Berlin, was das junge Paar vornehmlich gewünscht hatte, aber doch nach Potsdam, um so in der Nähe desselben zu bleiben. Dort fand die Hochzeit im Jahre 1825 statt.

Im Jahre 1826 wurde dem Premierlieutenant v. Steinmetz ein Sohn Carl geboren, der aber im Jahre darauf wieder verstarb. 1828 erblickte eine Tochter Selma das Licht der Welt, an der die Eltern nunmehr mit doppelt zärtlicher Liebe hingen, und die namentlich dem Vater eine Quelle gemüthvollster Anregungen werden sollte.

Viertes Kapitel.

Kapitän und Kompagniechef.

1829 bis 1839.

Unter dem 15. April 1829 wurde Premierlieutenant v. Steinmetz zum Kapitän und Kompagniechef im 2. Garde-Regiment zu Fuß befördert, doch schon im Herbst desselben Jahres zu dem eben errichteten Garde-Reserve-Infanterie-(Landwehr-)Regiment nach Potsdam versetzt.

Neben dem glücklichen Familienleben, das von wohlthuendstem Einfluß auf den inneren Menschen war, entwickelte sich für den jungen Kapitän ein reiches Feld zum Einsammeln militärischer Kenntnisse und praktischer Durchbildung unter der Leitung des anerkannten Meisters auf dem Exerzirplatze und dem Manöverterrain, des Generals v. Röder.

Im Februar 1831 wurde dem Ehepaare Steinmetz eine zweite Tochter Ida geboren, die im Jahre darauf wieder aus dem Leben schied.

Das Jahr 1835 brachte dem Hauptmann v. Steinmetz unter Versetzung in das Kaiser Franz-Regiment das Gehalt 1. Klasse, eine wesentliche Erleichterung für den mit den beschränktesten Mitteln eingerichteten Haushalt, und nützlichen Verkehr mit geistig angeregten und bedeutenden Männern wie Generallieutenant v. Thiele I. und Anderen.

Aber auch der Tod griff von Neuem wieder schwer in sein Familienleben hinein. Im Jahre 1836 starb die Mutter in Breslau. Auf seine

Anzeige schrieb Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin Elisabeth, welche sich in gnädigster Weise der Wittwe angenommen hatte, nachdem es nicht möglich gewesen war, ihr staatlicherseits eine Pension zu bewilligen, eigenhändig:

Berlin, den 24. November 1836.

Aus Ihrem Schreiben vom 17. d. M. habe ich mit vielem Bedauern den am 10. erfolgten Tod Ihrer würdigen Frau Mutter entnommen und versichere Sie meines Beileids an diesem für Sie so schmerzlichen Verlust. Es wird mir in erfreulichem Andenken bleiben, daß ich durch meine Theilnahme an ihrem Schicksale ihre letzte Lebenszeit habe erheitern können, und gern hätte ich ihr dieselbe zu einem längeren Lebensziele erhalten mögen.

Ich verbleibe Ihre wohlgeneigte Elisabeth, Kronprinzessin v. Preußen.

Und dann trat im März 1837 die Scheidestunde des „Onkels General" und Schwiegervaters in Potsdam ein. Wie hoch der Neffe und Sohn den ihm so theuren Mann verehrte und liebte, und wie ihm daran gelegen war, das interessante Leben dieses verdienstvollen Offiziers vor der Welt zu entrollen, zeigt ein ausführlicher Nekrolog, den er unter Allerhöchster Billigung in der „Preußischen Staatszeitung" veröffentlichte.

Seiner Majestät dem Könige meldete er den Todesfall in folgendem Schreiben (Konzept):

Ew. Königliche Majestät wage ich es im Namen auch der gesammten Familie des am 11. d. M. infolge eines Nervenschlages dahingeschiedenen Generallieutenants v. Steinmetz diesen für uns, die Hinterbliebenen, so unersetzlichen Verlust in tiefster Unterthänigkeit zu melden. Ich erfülle hiermit nur den Wunsch des nun Verklärten, der, so wie sein ganzes Leben von der reinsten und ehrerbietigsten Liebe und Verehrung für seinen König und Herrn erfüllt war, auch dem Scheiden von dieser Welt dasselbe Gepräge aufzudrücken wünschte. Ew. Königlichen Majestät ist diese Gesinnung nicht entgangen, dafür sprechen nicht allein die vielfachen Zeichen Allerhöchster Königlicher Huld, welche die Brust des Braven zierten, sondern auch die oft ausgesprochene Gnade, welche der Treue galten und die letzten Jahre des treuen Dieners so sehr verschönten. Ja, es war das höchste Glück des Verklärten, daß sein König und Herr den alten Diener nicht vergaß, darum strömte das volle Herz des Hingeschiedenen aber auch im größeren und im engeren Kreise der Familie sehr oft in ehrfurchtsvollem Dank und ungeheuchelter Liebe für Ew. Königliche Majestät über, darum war sein liebstes Wirken, diese so beseeligende Liebe auf die Seinigen zu vererben, unserem Dankgefühl dieselbe Richtung treuer Anhänglichkeit an einen theuren König und sein Königshaus zu

geben, unser Leben, wie das seine war, zu einem Pulsschlag der Liebe für König und Vaterland zu machen. So ist der Hingeschiedene nicht allein treu im Leben gewesen, seine Treue und Liebe, das weiß der Allmächtige! reicht auch in den Seinigen über das Grab hinaus.

Geruhen Allerhöchstdieselben diesen schuldigen ehrerbietigen Tribut unserer dankerfüllten Brust für alle die Gnade, welche den Verklärten so hoch beglückte, allergnädigst anzunehmen.

Mit der tiefsten Devotion ersterbe ich

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamster ꝛc.

Und an das „Hochlöbliche 9. (Colbergsche) Infanterie-Regiment" wurde die nachfolgende Mittheilung geschrieben (Konzept):

Dem Hochlöblichen 9. (Colbergschen) Infanterie-Regiment, dessen Kommandeur der am 11. d. M., morgens 6 Uhr, in Potsdam infolge eines Nervenschlages verstorbene Generallieutenant v. Steinmetz in einer denkwürdigen Epoche war, glaubt die trauernde Familie die direkte Anzeige dieses sie schmerzlich betroffenen unersetzlichen Verlustes machen zu müssen. Sie hat mich zu ihrem Organ ersehen, und indem ich mich dieser Pflicht entledige, erlaube ich mir das Hochlöbliche Regiment ganz gehorsamst zu bitten, darin einen Beweis der hohen Achtung zu erblicken, welche der Verewigte diesem ausgezeichneten Regiment, welches er zu Sieg und Ruhm geführt, stets gezollt hat. Wie theuer ihm, dem Verklärten, diese Erinnerung war, können nur die wissen, die ihm in seiner Zurückgezogenheit nahe standen; oft hat er sich geäußert, daß, wenngleich er größeren und wichtigeren Wirkungskreisen vorgestanden, doch keiner seinem Herzen so vollkommen zugesagt habe, als sein Wirkungskreis als Regimentskommandeur.

Ein Hochlöbliches Regiment wird, ich zweifele nicht, mit Stolz und Freude auf dieses Zeugniß seines als Mensch und Soldat gleich hochgestellten alten Führers blicken und ihm auch ferner die liebevolle Erinnerung bewahren, welche dem Verewigten in seinem Leben so oft bezeugt wurde und die ihm so überaus wohlthuend und beglückend war. . . .

Aus dem vorbemerkten Nekrolog über den verstorbenen Generallieutenant v. Steinmetz sei hier eine Stelle eingefügt, welche diejenigen Eigenschaften, Thaten und Erlebnisse des „Onkels General" mit besonderer Wärme schildert, die ihn dem Neffen zum vorbildlichen Helden gemacht haben und auf seine Entwickelung von großem Einfluß gewesen sein mögen.

. . . Bis zum Oktober 1806 blieb Steinmetz (als Stabskapitän) im Kadettenkorps, wissenschaftlich beschäftigt und seiner Familie ganz lebend. In diese Zeit muß eine litterarische Arbeit über das Militär-

erziehungswesen fallen, in welcher er schon damals die Ideen entwickelte, wie sie heute durch die Schulabtheilung, die Kadetteninstitute und die Kriegsschule verwirklicht sind, nur daß er zwischen allen diesen Instituten eine noch engere und auf die allgemeine Dienstpflicht basirte Verbindung beabsichtigte.

Im Oktober, infolge der unglücklichen Kriegsereignisse, führte Steinmetz die dienstfähigen Kadetten nach Königsberg i. Pr., wo ihm selbst ein Reserve-Bataillon zur Formirung in Fischhausen übergeben und er gleich darauf zum wirklichen Kapitän ernannt wurde. Von 1796 bis 1805 immer wissenschaftlich beschäftigt, hatte er hier die erste Gelegenheit, zu zeigen, daß die Studien den in ihm vorherrschend praktischen Sinn nicht untergraben, wohl aber seinem Geist die Schärfe und Klarheit gegeben hatten, vermöge welcher er schnell entschlossen, rastlos in der Ausführung, nie zweifelhaft, was zu thun sei, und frei von den Fesseln des Pedantismus diesen richtigen Takt im Handeln zeigte, welcher allen tüchtigen Männern eigen ist. Die Schale nicht für den Kern ansehend, wie es der Halbheit so eigen, ließ er sich nicht an der äußeren Formation seines Bataillons genügen, diese keineswegs gering achtend, sah er doch die Gesinnung, welche das Bataillon belebte, als das Wesentlichste an. Geboren unter einem großen König in einer ruhmwürdigen Zeit, in welcher der Name Preuße in aller Glorie strahlte; genährt gleichzeitig durch die Großthaten alter und neuer Zeit und das Beispiel eines würdigen Vaters, der mit siebenfachen Wunden aus dem Siebenjährigen Kriege zurückkehrend dennoch in späterer Zeit den Heldentod suchte und fand, hatte Steinmetz mit der Geburt sowohl die Verehrung für seinen angestammten König, die glühende Liebe für sein Vaterland, als auch den Durst nach Thaten ererbt. Tief empfand er daher, ohne sich darum niederbeugen zu lassen, das Unglück, welches in jener Zeit König und Vaterland betroffen, ihrem Dienst weihte er sein Leben und brannte vor Begierde, die verpfändete Kriegerehre wieder einzulösen. Solche Gesinnungen auf seine Untergebenen zu übertragen, war sein nächstes Streben, und daß er es mit Glück that, dafür spricht das tüchtige Benehmen seines Bataillons in späterer Zeit; dafür spricht, der Erzählung vorgreifend, die spätere Erhebung dieser seiner ersten Schöpfung zum Leib-Infanterie-Regiment, die Erhebung eines Theils des von ihm zuerst geführten Regiments, des Colbergschen, sowie der von ihm zuerst geführten Grenadier-Brigade zu Garde-Truppen.

Im Januar 1807 berief Seine Majestät der König jenes Reserve-Bataillon zur Bedeckung des Königlichen Hauses nach Memel, wo es unter seinen Augen seine Ausbildung erhielt. Von dieser Zeit, wo Steinmetz das Glück zu Theil wurde, sich oft der Allerhöchsten Person

des jetzt regierenden Königs zu nahen, datirt sich jene ehrfurchtsvolle Liebe für seinen König und Herrn, welche der Verewigte in Wort und That bis zu seinem letzten Lebenshauch bethätigte. Es war dies ein schönes, reines, durchaus uneigennütziges Gefühl, verschieden von dem Jugendenthusiasmus, — ein Gefühl, welchem der gereifte Mann sich aus inniger Ueberzeugung hingab, das ihn ungemein glücklich machte, und welches zu verbreiten er in größeren und kleineren Kreisen nicht müde wurde. Daß Seine Majestät der König diese Gesinnung der treuesten Anhänglichkeit erkannte, haben Allerhöchstdieselben durch vielfache und ungemein huldreiche Gnadenäußerungen selbst gegen die Familie noch dargethan.

Im April 1807 erhielt Steinmetz den Befehl, sich mit seinem Bataillon nach Colberg einzuschiffen. Er that dies auf die ihm eigenthümliche Weise, indem er mit einem Manöver, dessen Ende die Einschiffung selbst war, von Memel schied. Den 27. April in Colberg angekommen, bezeichnete das Bataillon seinen ersten Dienst am 30. April durch eine schöne Waffenthat, indem es sogleich die Franzosen aus einer früher eroberten Stellung hinauswarf und dafür die Anerkennung seines gnädigen Königs erntete. In gleicher guter Haltung half es die Festung glücklich bis zum Schluß der Belagerung vertheidigen. Steinmetz, im Juni auf Gneisenaus Wahl von Seiner Majestät zum zweiten Kommandanten ernannt, wurde nach der Belagerung zum Major befördert und durch Wahl des Offizierkorps mit dem Orden pour le mérite begnadigt. Nicht wissend, daß seinem mittlerweile abberufenen geschätzten Freunde, dem ersten Kommandanten, Oberstlieutenant v. Gneisenau, diese Auszeichnung bereits geworden, lehnte Steinmetz mit einer Bescheidenheit, die das Verdienst noch erhebt, den zuerkannten Orden ab, bis eine Allerhöchste Kabinets-Ordre alle Bedenken aufhob. Nach Gneisenaus Abgang versah Steinmetz allein die Kommandantengeschäfte, wurde aber auf sein Ansuchen 1808 durch den Major v. Horn abgelöst, welcher zugleich das Leib-Infanterie-Regiment formirte, bei welchem das Reserve-Bataillon des Majors v. Steinmetz, dessen Kommandeur Letzterer auf Bitte des Offizierkorps blieb, das I. Bataillon wurde, zur nicht geringen Satisfaktion seines Stifters.

Im Juni 1810 verlieh Seine Majestät der König dem Major v. Steinmetz das Colbergsche Infanterie-Regiment, welches damals zur Aufrechthaltung der Kontinentalsperre in Verbindung mit zwei Eskadrons Dragoner die Küstenbewachung vom Ausfluß der Peene bis Rügenwalde hatte. Diese schwierigen Verhältnisse gestalteten sich, wie auch ein auf der Oder bei Wollin angekommener Geschützransport, welcher vom Regiment nach Colberg transportirt werden mußte, für den denkenden und thätigen Steinmetz zu die wahre kriegerische Ausbildung befördernden Umständen.

Alarmirungen und Manöver jeder Art, immer in Beziehung auf die Möglichkeit einer Landung der Engländer, führte er in großer Zahl aus, und diese trugen wesentlich dazu bei, die taktische Ausbildung seines Regiments zu vollenden. Als im Jahre 1811 bei Colberg ein verschanztes Lager etablirt, zu dem Ende Arbeits-Bataillone zusammengezogen, die in weiterer Anwendung des Krümpersystems gleichzeitig zu Soldaten gebildet wurden, bekam Steinmetz auch noch die Aufsicht und Inspizirung über diese.

1812 erhielt er aber wieder eine neue Bestimmung, indem Seine Majestät der König ihm das Kommando über das neu kombinirte Infanterie-Regiment Nr. 3 übertrug, zu dem preußischen Korps gehörig, welches mit Napoleon gegen Rußland mußte. Mit den Franzosen gemeinsam kämpfen zu sollen, war für ein altes Preußenherz eine schwere Aufgabe, aber da es sein König wollte, so gelobte Steinmetz in der Treue gegen ihn, für sich und sein Regiment seine Pflicht im höchsten Sinne des Wortes zu erfüllen. Zunächst fand er hierzu Gelegenheit bei dem neu in Anwendung kommenden Requisitionssystem. Der Mensch ging bei ihm auch im Kriege nicht unter, und menschlich suchte er die unvermeidlichen Uebel desselben zu mildern, indem er der rohen Zerstörungswuth des gemeinen Mannes, wie hier in Rußland, so später in Frankreich, steuerte. Allerdings ging dies ohne Strenge nicht ab, aber diese trug in einer erhöhten Disziplin reiche Frucht, und diese begründete wieder den Ruhm der von ihm geführten Truppen. Steinmetz nahm mit seinem Regiment einen rühmlichen Antheil an den Gefechten von Eckau, Wolgund, Klievenhoff, Innthal und Gräfenthal und wurde während der Kampagne mit dem Rothen Adler-Orden 3. Klasse begnadigt.

Nach dem Umschwung der Begebenheiten im April 1813 in Berlin angekommen, ernannte ihn Se. Majestät zum Oberstlieutenant und Brigadekommandeur, als welcher er zur Avantgarde unter General v. Kleist nach Wittenberg abging. . . .

Nach dem zweiten Pariser Frieden mit seiner Brigade in Trier angelangt, war Steinmetz durch Krankheit genöthigt, seine rühmliche Laufbahn aufzugeben. Mit ganzer Seele Soldat, aber auch durch und durch ein Ehrenmann, wollte er seine hohe Stellung nicht als eine Sinecure besitzen, es war gegen sein Gewissen, ein Amt zu behaupten, zu dem er nicht mehr wie früher geistig und körperlich ganz befähigt war. . . .

So unverkennbar große verwandtschaftliche Liebe und Verehrung die Feder zu diesen Worten des Nekrologes geführt haben, so konstatiren sie doch auch eine Aehnlichkeit der Charaktere und Anschauungen des Onkels und des Neffen, die des Letzteren nacheiferndes Streben bestimmen konnte

und sein Leben hindurch auch erkennbar ist. Einzelne Züge im Denken und Handeln des Onkels, wie sie namentlich während der Ausbildung des Bataillons in Fischhausen, bei dem Kommando zur Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre, bei Gelegenheit seines Abschiednehmens zu Tage traten, sind nachmals für den Neffen geradezu ein Dogma geworden.

Doch wir wenden uns nun wieder zum Jahre 1838 zurück, in welchem Kapitän v. Steinmetz in Berlin Gelegenheit hat, mit ihm interessanten Männern zu verkehren. Das „Vademekum" hält einige Erinnerungen fest, die sich auf Gespräche und Erzählungen Anderer beziehen.

. . . Der Generallandschafts-Repräsentant Graf v. der Goltz erzählte:

Graf v. der Goltz, welcher mit dem verstorbenen Minister v. Schuckmann sehr genau bekannt war, wurde bei einer früheren Anwesenheit in Berlin zu einem freundschaftlichen Mittagsmahl zum Minister geladen. Dieser kam aus einer Session erst um 3 Uhr nachmittags und brachte die Präsidenten Hippel, Baumann und noch eine Person mit, deren Name mir entfallen ist. Es war also eine ganz trauliche Gesellschaft. Alle außer Goltz hatten unter Präsidium des Prinzen Wilhelm (Sohn des Königs) an diesem Tage eine Session gehabt, und als es sich gesprächsweise fügte, waren Alle einstimmig im Lobe des Prinzen, dem sie nicht allein Ernst für die Geschäfte und das Bestreben, sich darin zu orientiren, sondern auch verständiges Urtheil und Scharfsinn zusprachen.

Ein solches Urtheil verständiger Männer bei solcher Gelegenheit ist ebenso erfreulich als unverdächtig. . . .

Am 30. März 1838 erfuhr ich vom Geheimen Oberbergrath v. Laroche, daß das ganze Bergwesen, welches 1806 Staatseigenthum war, um die Revenuen desselben auch dann noch dem Könige zu erhalten, als die Franzosen schon im Besitz von Berlin waren, zum Schein für 200 000 Thaler an das Banquierhaus Schickler verkauft worden sei, daß diese Kaufsumme als scheinbares Staatseigenthum den Franzosen habe überliefert werden müssen, daß das ganze Bergwerksgeschäft dann seinen ungestörten Fortgang gehabt, Schickler immer zum Schein alle Unterzeichnungen gemacht, die Revenuen aber dem Könige zugeflossen seien.

So wurden also die Franzosen auch hier wie bei der Landesbewaffnung durch das Krümpersystem getäuscht.

. . . Zur Charakteristik v. York. Bei einem Besuch, welchen ich am 6. August 1838 dem General v. Thiele I. machte, gedachte ich des seligen Feldmarschalls v. York und meiner großen Achtung für ihn, und wie er trotz seines barschen Wesens und Scheltens (denn er biß sich förmlich vom queue seines Armeekorps bis zu dessen tête durch) dennoch von den Soldaten sehr wohl gelitten war, und sie sich freuten, ihn im

Gefecht zu sehen. Ich erzählte, daß ich, als ich im Jahre 1814 nach der Schlacht von Laon in Corbeny bei ihm die Wache gehabt und, wie es gebräuchlich, zu Mittag an seiner Tafel aß, ich folgende Aeußerung von ihm selbst gehört. Er sagte nämlich, daß er gewiß vielfach wegen seines Scheltens verkannt würde, aber er halte diese Art, welche er habe, für nothwendig, und es werde schon eine Zeit kommen, wo er auch zeigen würde, daß er anders sein könnte. Leider, bemerkte ich, ist diese Zeit nicht gekommen, der alte York ist nie zufrieden gewesen, und das thue mir leid.

Dies gab dem General Thiele Veranlassung, sich auch zu äußern, und zwar zunächst mir beistimmend; auch er meinte, obgleich York sich fast mit Gewalt vom ehemaligen Finanzminister v. Bülow eine sehr reichliche Dotation erkämpft und auch der König alles Mögliche gethan, um ihn zufrieden zu stellen, so sei er es doch nie gewesen, und er selbst sei damals mit York ganz zerfallen, da dieser von ihm bei seiner damaligen Stellung zum Könige (Generaladjutant) immer größeren Beistand verlangt habe, als Thiele ihm nach Pflicht und Gewissen habe gewähren können. Zum Beweise, wie groß die innere Unzufriedenheit Yorks, und wie unglücklich er gewesen sei, führte Thiele an, was ihm der selige General Valentini einst gesagt habe. Dieser machte York in Oels einen Besuch, wobei sich York äußerte: er könnte eigentlich recht glücklich sein, wenn ihn der Satan nicht in den Klauen hätte; denn hätte er auch diese Stube (in welcher sie sich befanden) bis an die Decke voll Gold, so würde es ihm noch nicht genug sein.

Das ist wirklich eine schreckliche Aeußerung! York hatte erreicht, was die Ehrsucht des Menschen nur erreichen konnte, er hatte die höchsten Ehrenstellen in seinem Stande erlangt, sein Ruhm als Feldherr war wohl begründet, der König und das Vaterland hatten ihn mit Munificenz belohnt, er hatte Schloß Oels jetzt als Eigenthum, was er, wie mir mein Schwiegervater erzählt hat, im Waffenstillstand, wo York 1813 in Oels ins Quartier kam, gleich beim Eintreten ins Schloß sich zu besitzen gewünscht und gleichsam prophetisch geäußert hatte: „Das muß ich haben!“

Und dennoch diese Zerrissenheit des Gemüths!

Dies zeigt recht deutlich, daß nicht der irdische Besitz das Glück giebt, was der Mensch in seiner Beschränktheit so leicht darunter erblickt!

. . . Mir wurde vom General v. Thiele I. das Faktum bestätigt, daß der Kaiser Nikolaus bei seiner diesjährigen Anwesenheit in Berlin unseren Prinzen ernste Vorstellungen über ihre Russomanie gemacht habe, wodurch, wie er sehr weise bemerkt haben soll, keineswegs die Freundschaft unter den beiderseitigen Staaten gefördert, vielmehr das Gegentheil hervorgebracht würde. Er wisse sehr wohl, daß in der preußischen Armee

Manches besser als in der russischen sei, dennoch hüte er sich wohl, es einzuführen, weil er den Geist seiner Armee ehren und berücksichtigen müsse.

Außerordentlich wahr, ja so wahr, als habe der Kaiser alle Aeußerungen gehört, welche der Unmuth über die sich auf uns ergießende Russomanie ausgepreßt hat!

. . . Am 8. Dezember 1838 beehrte mich General v. Thiele I. mit seinem Besuch, und wir kamen auf die geheime Abreise des Königs von Potsdam nach Breslau am 18. Januar 1813 zu sprechen. v. Thiele war damals Adjutant des Königs und erzählte darüber Folgendes:

Die Insel von Potsdam durfte traktatmäßig von französischen Truppen nicht betreten werden, und deshalb hielt sich der König in jener Zeit mehr in Potsdam als in Berlin auf. Zwei Tage vor der Abreise des Königs von Potsdam vereinigten sich mehrere scheinbar sehr in Uebereinstimmung stehende Umstände, welche jene Abreise nothwendig zu machen schienen. v. Thiele sagte: Zwei Tage vor der Abreise kam der Präsident v Bassewitz zu mir und sagte, er bringe eine sehr unangenehme Nachricht. Es sei ein Offizier angekommen, welcher Befehl zu haben vorgiebt, für das von Erfurt zur Verstärkung der Franzosen anrückende, 25 000 Mann starke Grenier'sche Korps in allen Dörfern rings um die Insel Potsdam Quartier zu machen. Bassewitz sagte weiter, er habe sich auf die Traktate gestützt, allein der Offizier beharre bei seinem Entschluß.

Da es bald Vortragszeit war, so ging ich sogleich zum Könige mit Bassewitz, welcher Alles nochmals erzählen mußte. Der König sagte, wenn der Offizier sich nicht anderen Sinnes machen lasse, so solle man sich nicht sträuben, da keine Mittel vorhanden seien, zu widerstehen (in Potsdam stand nämlich nur das 1. Garde-Regiment und die Garde du Corps); übrigens bäte er sich aus, daß von der Sache ganz und gar nicht gesprochen würde.

So verließen wir den König.

Etwa drei Stunden später langte von Berlin vom Staatskanzler Hardenberg eine andere bedenkliche Nachricht ein. Diesem hatte der König den Major, nachherigen General v. Anhalt, gleichsam als militärischen Diplomaten beigegeben, um bei allen militärischen Verhandlungen gebraucht zu werden. Diesen schickte Hardenberg jetzt zum Könige. In Berlin hatte damals den Gasthof „Zur Sonne" eine Madame Obermann, welche eine eifrige Patriotin und besonders dem Könige sehr ergeben war. Bei ihr kehrten viele französische Offiziere ein, deren Reden von den zum Theil französisch verstehenden Markeurs beachtet wurden, die als Spione des Staatskanzlers dienten und ihrer

Madame hinterbrachten, was die Offiziere gesprochen hatten. Die Obermann brachte dann diese gesammelten Nachrichten auf geheime Weise des Nachts an Hardenberg. So hatte man erfahren, daß Offiziere sich geäußert, es sei Befehl gegeben, den König in der folgenden Nacht aufzuheben.

Hierzu kam noch, daß ein Courier, welchen Hardenberg von Paris mit einer Antwort Napoleons erwartete, nicht ankam, während der französische Gesandte Marsan einen solchen gerade jetzt erhalten hatte, der also leicht etwas auf jene Nachricht Bezügliches gebracht haben konnte.

Die erwartete Antwort aus Paris anlangend, ist zu bemerken, daß preußischerseits von Napoleon eine kategorische Erklärung gefordert war, ob er die Preußen durch den Durchmarsch seiner Armee verursachten Kosten bezahlen wolle, widrigenfalls sich Preußen zu nichts Fernerem verpflichtet erachte. Es sollte dies einen Uebergang zum förmlichen Bruch bilden.

Wie gesagt, so standen die Verhältnisse, und Hardenberg schickte den Major Anhalt mit obiger Nachricht zum Könige, zugleich aber mit der Anzeige, daß der erwartete Courier noch nicht angekommen sei, daß er ihn bis abends 9 Uhr, wo er, wenn er kommen solle, jedenfalls angekommen sein müsse, erwarten, dann aber sich nach Potsdam begeben werde, weil er es für Schuldigkeit erachte, die verhängnißvolle Nacht beim Könige zu sein.

Nachdem Anhalt, der in größter Eile von Berlin gekommen war, dem Könige seinen Rapport abgestattet hatte, sagte dieser, es wäre dummes Zeug, er sei überzeugt, daß an der Sache nichts wäre, und bäte sich aus, daß gar nicht davon die Rede sei, und daß gar keine Maßregeln getroffen würden, die irgend auf Argwohn deuteten. Der König behielt den Major v. Anhalt noch zu Tisch, und etwa um 4 Uhr wurden wir entlassen.

Als ich nach Hause kam, fuhr v. Thiele fort, schickte ich sogleich zum Oberstallmeister v. Jagow, zum Hofmarschall v. Maltzahn, zum Kommandeur des 1. Garde-Regiments v. Kessel und zum Kommandeur der Garde du Corps und ließ sie bitten, zu mir zu kommen, da ich ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Sie erschienen. Ich theilte ihnen das Vorgefallene, auch den Befehl des Königs mit, und wir hielten Kriegsrath, was zu thun sei. Das Resultat war, daß wir gegen den Befehl des Königs die Truppen im Lustgarten versammelten, welches aber, da heller Mondschein war und Schnee lag, auch bei der Kälte die Truppen nicht ganz still erhalten werden konnten, nicht so geheim geschehen konnte, daß es nicht vom Könige bemerkt sein mochte, doch sagte er nichts. Ferner wurden später scharfe Patronen ausgegeben, alle disponiblen berittenen

Offiziere mit Ordonnanzen unter dem Schein von Spazierritten nach allen Richtungen um Potsdam fortgeschickt mit der Weisung, sowie sie etwas von einem Anmarsch feindlicher Truppen hörten, sofort Meldung davon zu machen. Der Oberstallmeister v. Jagow sorgte dafür, daß Alles zur Reise mit Dunkelwerden bereit war und die Pferde des Königs von da an aufgeschirrt waren. Der Hofmarschall traf gleichfalls die für ihn ressortirenden Reisemaßregeln.

Unter solchen Verhältnissen kam abends der Kanzler Hardenberg von Berlin. Der erwartete Courier war angekommen, Napoleon gab klein bei, versprach zu zahlen, nur sei er jetzt nicht im Stande, das Ganze zu geben, er stütze sich aber auf Preußens ihm bewiesene Anhänglichkeit, kurz, er zeigte, daß ihm an der Beruhigung Preußens gelegen zu sein schien.

Der König erheiterte sich sichtbar bei diesen Nachrichten und fragte bei dieser Gelegenheit auch, was denn das für eine Unruhe seit ein paar Stunden im Lustgarten sei?

Ich hatte mich, sagte Thiele, bei Hardenbergs Ankunft gleich zum Könige begeben und gestand ihm auf seine Frage, daß wir ihm allerdings ungehorsam geworden wären, daß wir es aber in unserer Unterthanenpflicht als nothwendig erachtet hätten, diese Maßregeln auf unsere Verantwortung zu ergreifen. Der König wurde nicht unwillig darauf, erkannte die gute Absicht, und indem er sagte, daß es ihm leid thue, daß die Truppen so lange gefroren hätten, befahl er, daß sie nach Hause gehen sollten.

Ich brachte den Kommandeuren den Befehl, wir kamen aber überein, die Truppen zwar vom Lustgarten fort, aber nur bis auf die Plantage marschiren zu lassen. Hier blieben sie bis zum Morgen versammelt und gingen dann erst nach Hause.

Dem Könige mochte aber doch nach neuer Ueberlegung sein Aufenthalt in Potsdam bedenklich erscheinen, und er gab an Jagow den geheimen Befehl zu seiner Abreise. Der König wählte den Weg durch die Lausitz als den unbemerkteren, während ich, sagte Thiele, mit den übrigen Adjutanten die große Straße über Frankfurt und Crossen gingen. Königliche Pferde wurden tags vor der Abreise in Begleitung von Detachements der Garde du Corps als Relais auf dem Wege, welchen der König fahren wollte, zwölf bis zwanzig Meilen vorausgeschickt, so daß der König diese Strecke bedeutend schneller fuhr und dadurch einen Vorsprung bekam, wenn seine Abreise bekannt wurde. Die Detachements der Garde du Corps begleiteten ihn hierbei von einem Relais zum andern.

Marschall Oudinot hat sich im Jahre 1814 gegen den jetzigen Kommandeur der Garde-Infanterie, General v. Röder, gerühmt, daß er

von Napoleon schon lange die Arretirungs-Ordre in Bezug auf den König gehabt, daß er aber von derselben aus Hochachtung und Anhänglichkeit für den König keinen Gebrauch gemacht habe. Dies ist nicht wahrscheinlich; Napoleon würde seinem Marschall solche Versäumniß schwerlich vergeben haben. . . .

Fünftes Kapitel.

Major.

1839 bis 1849.

Bis zum Jahre 1839 verblieb der Kapitän v. Steinmetz in Berlin; am 28. April d. J. ernannte ihn aber eine Allerhöchste Kabinets-Ordre zum Major und zweiten Kommandeur des III. Bataillons im 4. Garde-Landwehr-Regiment in Düsseldorf.

Nach Uebersiedelung der Familie dorthin trat für den jahrelang eifrig und angestrengt thätig gewesenen Kompagniechef durch die Verminderung der Dienstgeschäfte eine Zeit ein, die ihm Muße gab, sich wieder mehr wissenschaftlichen Studien hinzugeben. Ansichten und Ausarbeitungen über das einer Aenderung entgegengehende Exerzir-Reglement der Infanterie führten zu Korrespondenzen verschiedener Art, kriegsgeschichtliche Fragen und Reminiszenzen wurden behandelt und mitgetheilt, Auszüge über litterarische Erscheinungen gefertigt, Vorträge gehalten u. A. m.

Der Aufenthalt in Düsseldorf dauerte jedoch nicht lange; am 26. März 1841 wurde Major v. Steinmetz wieder in die Garde zurück- und als Bataillonskommandeur in das Garde-Reserve-Regiment nach Spandau versetzt. In dieser wichtigen Stellung fand er schon eingreifendere Gelegenheit, sein reiches, auf Kriegserfahrungen aufgebautes Können und Wissen zu allgemeinem Nutzen zu verwenden, — und mit der ihm angeborenen und durch Lebensfügungen weiter entwickelten Zähigkeit und Energie scheute er auch nicht vor Konflikten aller Art zurück, um das durchzusetzen, was er für recht und nothwendig hielt. Ein bequemer Untergebener und Vorgesetzter ist er gewiß nicht gewesen, hohe Achtung gewann sein Thun aber doch, und dafür fand sein Allerhöchster Kriegsherr, der inzwischen zur Regierung gekommene König Friedrich Wilhelm IV., den anerkennendsten Ausdruck.

In den wüsten Berliner Märztagen des Jahres 1848, in die mit seinem Bataillon thätig einzugreifen dem Major v. Steinmetz und

seinem glühenden loyalen Drange nicht vergönnt war, hatte der Kommandeur des 2. (Königs-)Infanterie-Regiments, Oberst Graf v. der Schulenburg, einer im Straßenkampf in Berlin erhaltenen schweren Verwundung wegen vom Kommando des Regiments zurücktreten müssen. Da erschien am 21. März 1848 an den Major v. Steinmetz die Allerhöchste Ordre:

„Sie haben sich sofort von dem Zustande der beiden in und bei Falkenhagen stehenden Bataillone Meines, des 2. Infanterie-Regiments zu überzeugen und die Führung dieser beiden Bataillone einstweilen zu übernehmen. — Friedrich Wilhelm."

Diese Bataillone waren, wie es hieß, zur Theilnahme an der anscheinend unvermeidlichen Kampagne in Schleswig-Holstein gegen Dänemark bestimmt, und nichts den Major v. Steinmetz freudiger Erregendes hätte ihm geboten werden können als diese in Aussicht stehende Gelegenheit, nach 33jährigem Frieden neue Kriegserfahrungen zu gewinnen und nach den traurigen Erlebnissen vom 18. März frische Lorbeeren an die Fahnen der Armee zu heften.

Bald rückte er in der That den schon vorausgeschickten preußischen Truppen nach und betrat am 21. April 1848 in Rendsburg den Schauplatz dieses kurzen Feldzuges, der die Herzogthümer der drohenden dänischen Vergewaltigung gegenüber ungetheilt ihrer deutschen Nationalität erhalten sollte. Die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Kampagne hat Major v. Steinmetz mit seiner ganzen Eigenart in Briefen an seine Frau niedergelegt, die ich, obwohl sie durchweg zu seiner Charakteristik wesentlich beitragen, hier nur auszugsweise wiedergebe, nachdem sie durch General v. Conrady im Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" (1878) ausführlich veröffentlicht worden sind.

Ich schicke kurz voraus, daß die dänische Armee unter General v. Hedemann die rein deutschen Truppen der in dänischen Augen aufständischen Herzogthümer am 9. April bei Bau empfindlich geschlagen hatte. Auf den Hülferuf des Herzogs Friedrich von Augustenburg, des nächsten Agnaten der alten holsteinischen Herzogsfamilie, durch welchen eine provisorische Regierungsgewalt gebildet worden war, betraten nunmehr ein Bundes-Armeekorps aus Hannoveranern, Oldenburgern und Mecklenburgern bestehend, unter General Halkett, — und ein preußisches Korps unter General Fürst Radziwill den Kriegsschauplatz und wurden mit den schleswig-holsteinischen Truppen unter den Oberbefehl des preußischen Generals der Kavallerie v. Wrangel gestellt.

Die verbündete Landmacht war der dänischen weit überlegen, dagegen besaß Dänemark in seiner Kriegsflotte einen wesentlichen, fast entscheidenden Vortheil vor seinen Gegnern.

Nach kurzem Bericht über die Anmärsche beginnen die Steinmetzschen Briefe mit einer Schilderung von Land und Leuten und dem Treffen bei Schleswig, eigentlich der einzigen größeren Waffenthat dieses Feldzuges.

K. G. Flensburg, den 26. April 1848. . . . Ich muß Dir doch auch etwas über Land, Leute und Sitten schreiben. . . . Auffallend war mir in jetziger Zeit die Menge junger, wehrhafter Männer, die, statt unter den Waffen zu sein, in gemüthlichster Ruhe, als ginge sie unser kriegerisches Treiben gar nichts an, diesem in ihrer Heimath zusahen. Auf mein Befragen, wie dies komme, wurde mir gesagt, die neueste Aushebung habe noch nicht stattgefunden, auch könnten die Militärpflichtigen Stellvertreter eintreten lassen. Man fragt sich mit Verwunderung, wann solle denn die Aushebung stattfinden, wenn nicht jetzt, wo es sich um die zu wahrenden Interessen des Landes handeln soll, und wie kann man Stellvertretung zulassen, wo es darauf ankommt, die größte Zahl Hände zum Drauflosschlagen zu bekommen. Allein das Räthsel löst sich, wenn man mit den Leuten spricht. Der Krieg ist nur scheinbar, d. h. nach den Zeitungsartikeln ein solcher, wie wir ihn 1813 geführt haben, nämlich ein Befreiungskrieg; es fehlt im Lande durchaus die damals uns beseelende Begeisterung. O ja, sie möchten wohl theilweise, daß dies und jenes erreicht würde, nämlich daß die deutsche Sprache erhalten bliebe, sie deutsche Beamte und deutsches Kommando im Militär hätten, nicht von Schleswig getrennt würden, — aber damit hat alles Fordern ein Ende. Kein Mensch denkt daran, sich von Dänemark loszusagen, wenigstens hat es mir Niemand ausgesprochen, dagegen haben alle die dänische Regierung als eine milde und gerechte gerühmt, und wie mäßig die Besteuerung, geht daraus hervor, daß mir ein Schleswiger sagte: „Wenn wir dreimal so viel Steuern geben müßten als wie jetzt, so könnten wir es recht gut thun". Andere Leute wissen gar nicht, um was es sich jetzt handelt, und noch andere sind entschieden dänisch. Es ist also auch hier nur eine Partei, an deren Spitze, da es sein Vortheil wenigstens jetzt noch ist, der Herzog von Augustenburg steht, welche die Unruhe und infolgedessen den Krieg macht, den wir nun ausfechten müssen. Uns giebt er zu hübschen Kriegserfahrungen Gelegenheit, wie das Folgende näher darthun wird. Ich kehre daher zu den Begebenheiten zurück.

In der Geschichtserzählung war ich bis zu den engen Kantonnements vom 22. gekommen. Bis hierher waren in den Kantonnements nur die gewöhnlichen Dorfwachen gegeben, in Hohn aber, welches auf dem äußersten linken Flügel unserer Aufstellung lag, wurde der Dienst zum ersten Male kriegerisch nothwendig, wenn auch noch nicht in völliger Ausdehnung. . . .

Wir sind nun bis zu dem Abend gekommen, der dem Gefecht von Schleswig voranging; es war allgemein bekannt, daß wir am folgenden

Tage mit dem Feinde zu thun haben würden, und deshalb ist die Stimmung, die Alles durchdrang, beachtenswerth. Es war ein Jubel, wie wenn es morgen zum festlichen Tanz gehen sollte; ich habe nicht ein gedrücktes Gesicht gesehen, weder bei Offizieren noch Soldaten, überall eine Freude, und die Offiziere sprachen dies offen aus. Am anderen Morgen ganz dieselbe Stimmung, es war nicht anders, als wenn es zu einem Friedensmanöver ging, nur noch lustiger, nirgends Furcht, überall Verlangen nach Kampf. Noch am Tage vorher hatte der Träger der Mohammeds-Fahne, ein riesiger Mensch, gebeten, in die 1. Kompagnie mit dem Gewehr eintreten zu dürfen, — ein Unteroffizier, Namens Partner, derselben Kompagnie, welcher zu einem besonderen Geschäft kommandirt war, bat seinen Hauptmann unter Thränen, ihn davon zu entbinden, er könne nicht aus dem Feuer zurückbleiben, und ließ mit Bitten nicht nach, bis der Hauptmann ihn, weil er eigentlich in dem beregten Geschäft nicht entbehrt werden konnte, wenigstens für die nächsten acht Tage davon frei machte. Solche Beispiele eines schönen militärischen Geistes sind gewiß auch bei anderen Kompagnien vorgekommen und lassen muthmaßen, welcher Werth auf das Regiment zu legen ist.

Die preußischen Truppen formirten am 23. zwei Brigaden, wovon die 1. unter General v. Möllendorff die beiden Grenadier-Regimenter Alexander und Franz und das Garde-Schützen-Bataillon, die 2. unter General v. Bonin 3 Bataillone des 20., 1 Bataillon des 12., 1. und Füsilier-Bataillon des 31. und die 2 Bataillone des 2 Infanterie-(Königs-) Regiments enthielt. Beiden Brigaden war noch fremde Infanterie attachirt.

Die Brigade Bonin marschirte in folgender Ordre de Bataille:

Avantgarde: Oberstlieutenant Wiesner.
2 Eskadrons holsteinischer Dragoner,
Füsilier-Bataillon 31. Regiments,
2 Fußgeschütze,
Füsilier-Bataillon 20. Regiments,
Helmuthsche Scharfschützen,
1. holsteinisches Jägerdetachement.
Rendezvous um 6½ Uhr bei Sorgbrück.

Gros: (Rendezvous 6½ Uhr jenseits Ahrenstedt.)

1. Treffen: Oberstlieutenant v. Rommel, Kommandeur des 20. Regiments.
1. Bataillon 12. Regiments,
4 Fußgeschütze,
I. und II. Bataillon 20. Regiments,
½ kombinirte Haubitz-Batterie.

2. Treffen: Major v. Steinmetz vom Garde-Reserve-Regiment.
I. und II. Bataillon 2. Infanterie-Regiments,
4 Eskadrons Kürassiere, Oberst v. Barby,
die Dragoner-Brigade der Holsteiner unter Prinz Waldemar von der Garde du Corps.

Eine Stunde dahinter folgte die Holsteiner Infanterie und Artillerie.

Es war beschlossen, in zwei Kolonnen auf Schleswig vorzugehen, die erste unter General v. Möllendorff auf der Hauptstraße von Rendsburg über Brekendorf, die zweite über Kropp. Beide Kolonnen sollten in der Weise vorgehen, daß, wenn die eine etwa gedrängt würde, die andere um so lebhafter gegen Schleswig vordringen und dadurch den Feind zum Rückzug nöthigen sollte. Von der feindlichen Position bei Schleswig wußte man, daß sie sehr stark war, und zwar einmal durch die Natur des Terrains überhaupt, auf die ich später eingehen werde und dann durch einen zehn Fuß hohen Wall, das Dannewerk genannt, der so wie der Damm von der Alt- nach der Neustadt Schleswig unterminirt sein sollte. Man beschloß, das Dannewerk zu umgehen, und zwar sollte die 2. Brigade, wenn die Avantgarde in der Höhe von Jagel angekommen sein würde, links über Groß-Rheide auf Büngerdamm ausbiegen, hier die Rheider Aue (ein Wasser) überschreiten, was aber durch von den Dänen angelegte Verschanzungen und durch einen schmalen Damm, auf dem man defiliren müsse, schwierig sein sollte. Dennoch wünschte General v. Bonin an demselben Abend bei Hollingstedt jenseits der Rheider Aue zu biwakiren.

Ehe ich indeß die Ausführung dieser Disposition beschreibe, muß ich noch Einiges über die Verhältnisse des Oberbefehls nachholen. Ursprünglich war nämlich General v. Bonin, damals noch Oberst, zum Führer der preußischen Truppen ernannt, mit der Weisung, sich zur Disposition der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins zu stellen und ganz in ihrem Interesse zu handeln; später wurde der hannöversche General Halkett gleichfalls mit einem Kommando in Holstein beauftragt, und General v. Bonin faßte meiner Meinung nach seine Stellung sehr richtig auf, indem er dem General Halkett sich nicht subordinirte, sondern koordinirte und sich die Disposition über die preußischen Truppen offen erhielt. Es war dies um so nöthiger, als sich ergab, daß General Halkett ganz andere Instruktionen hatte als General v. Bonin. Jener war immer der Hemmschuh bei allen entscheidenden Schritten, deshalb erklärte ihm der General v. Bonin zuletzt, da ihm die Weisung von Berlin zuging, mit den Preußen offensiv zu verfahren, daß er dies nun thun würde und ihm überlassen müsse, ob er sich dem anschließen wolle. General Halkett erklärte nun gegen seine Instruktion, daß er dann auch

vorgehen werde. General v. Bonin hatte nun nächstdem und mittlerweile mehrere Korrespondenzen selbst mit dem Könige von Dänemark, vorzüglich aber mit dessen kommandirenden Generalen, zuletzt namentlich mit dem General v. Hedemann, dem er die Forderung Preußens bekannt machte, nämlich den status quo, wie er zur Zeit vor dem Vordringen der Dänen bestanden, also Schleswig sofort wieder zu räumen, wieder herzustellen und alle Gefangenen auszuliefern; auch erklärte er, daß ein Vordringen über die Eider und ein Angriff auf Holstein nicht bloß einer Kriegserklärung gegen Preußen, sondern zugleich gegen den gesammten Deutschen Bund gleich sein würde. Endlich bewilligte er einen 48stündigen, mit dem 18. abends ablaufenden Waffenstillstand, um sich mit Instruktionen von Kopenhagen versehen zu können, nach dieser Zeit würde er die Feindseligkeiten sofort eröffnen.

Da trat plötzlich der Fürst Radziwill hier auf mit dem Auftrage, den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu übernehmen und sich unter den Oberbefehl des Generals Halkett zu stellen, welcher dies dankbar acceptirte. Hierdurch aber vergingen wieder mehrere Tage in Unthätigkeit, und Bonin stand mit seiner angedrohten Feindseligkeit etwas zweideutig da, was ihn wie überhaupt seine Entfernung gerade nicht zufrieden stimmte. So standen die Sachen, als ich in Rendsburg ankam, und es lag eigentlich eine etwas niederdrückende Schwüle auf allen Gemüthern, die nicht viel Gutes prognostizirte, es fehlte das Vertrauen. Da, und sehr im rechten Moment, wurde der General v. Stockhausen zum Chef des Generalstabes ernannt (er ist aber noch nicht hier) und der Oberbefehl zum dritten Male gewechselt und in die Hand unseres Generals der Kavallerie v. Wrangel gelegt, welcher denselben auch am 22. übernahm, den Kommandeuren auf Parade eine Rede hielt, an welcher der Rethoriker vielleicht etwas auszusetzen finden würde, die aber echt soldatisch und darum fortreißend und belebend war. Der General stellte in einer zweiten Ansprache den eben erst angekommenen Sohn des Prinzen Carl vor, indem er uns sagte, wir möchten darin einen neuen Beweis des Vertrauens Seiner Majestät des Königs zu uns erblicken, daß er seinen nächsten Verwandten in unsere Mitte schicke, um den Krieg kennen zu lernen und zu zeigen, welches Blut in den Adern der Hohenzollern fließe, und dann wandte er sich an den Prinzen und sprach ihm aus, wie er sich freue, und wie er sich geehrt fühle, und wie er ihm Gelegenheit geben würde, zu zeigen, daß er ein echter Hohenzoller sei. In dieser Weise sprach er, des Prinzen Hand fassend, noch weiter und war so ergriffen, wie er an den Schluß kam, daß wir mit Gott für König und Vaterland fechten würden, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Alles ging mit neuem Vertrauen zu seiner Truppe zurück, ich

meinestheils, nachdem ich mich dem General in meinem neuen Kommando präsentirt hatte, was um so mehr nöthig war, da er der Kommandirende auch des 2. Infanterie-Regiments ist. Er nahm dies sehr freundlich auf, gedachte, daß mein Name bei den Pommern schon bekannt sei (wieder ein ehrendes Andenken meines verstorbenen Vaters [der Schwiegervater ist wohl gemeint], was Dir und den Schwestern Freude machen wird), empfahl mir das Regiment und fragte, wie ich es fände. Ich konnte nur den trefflichen Geist dieses alten Regiments, soviel ich vermochte, hervorheben und mein Vertrauen aussprechen, daß es sich gewiß jetzt auch bewähren werde.

Ich gehe nun zum 23. über. Ich war um 3 Uhr aufgestanden, um 4¾ Uhr war das Regiment im Marsch, es regnete abermals, um 6½ Uhr war das Rendezvous erreicht, und es ging vorwärts. Man erwartete den Feind bei Kropp zu finden, man hatte sich geirrt. Tags vorher hatte er etwa 250 bis 300 Mann starke Vorposten in der Gegend von Jagel gehabt, die aber auf die Nachricht vom Anrücken der Preußen schleunigst nach Schleswig zurückgegangen waren. Unsere Avantgarde gelangte deshalb ungehindert bis Bustorf, wo sich das Gefecht engagirte und ein vorgeschobener Arm des Dannewerks, dann Bustorf selbst in unseren Besitz kam. Während dies hier geschah, war das Gros von Jagel links nach Hollingstedt zur Umgehung des Dannewerks abgebogen und schon eine ziemliche Strecke in dieser Richtung marschirt, als General v. Bonin uns die Mittheilung zugehen ließ: „Bustorf ist genommen, der Feind zeigt jenseits Infanterie und Artillerie, das Gros soll den Marsch auf der Chaussee nach Schleswig fortsetzen!“ Wir mußten deshalb nach der Chaussee umkehren, und ich benutzte dies als der Hinterste, um durch Kontremarsch ins 1. Treffen zu kommen. Dies war der Wendepunkt zu dem heutigen glücklichen Gefecht. Indem ich nun auf der Chaussee wieder angelangt, den Marsch eine geraume Zeit bis in die Environs von Bustorf fortsetzte, schickte mir der General v. Wrangel durch seinen Sohn, dann durch den Prinzen Friedrich Carl den Befehl, den Feind, der in mehreren Kolonnen gegen unsere Avantgarde vordringe und sie bedränge, in der rechten Flanke anzugreifen.

Das war aber viel leichter gesagt als gethan. Zunächst mußte ich mich in geeigneter Weise formiren, die großen, noch vollzähligen, 1000 Mann starken Bataillone waren hier, wie nach meiner Ansicht überhaupt so lange sie so stark sind, ganz ungeeignet. Wäre ich der Manövrirfähigkeit des Regiments so gewiß wie seiner Bravour gewesen, so würde ich ein Bataillon sofort oder wenigstens die Hälfte in Kompagniekolonnen haben vorgehen lassen; allein es war nicht möglich, daß das Regiment diese Manövrirfähigkeit haben konnte, denn als es nach Berlin gezogen wurde,

bestand es zur Hälfte aus halb ausgebildeten Rekruten, und seitdem hat es aus einem Kantonnement in das andere ziehen müssen und weder Zeit noch Terrain gehabt, um seine Ausbildung beenden zu können, so daß es selbst das Nöthigste, das Scheibenschießen, gar nicht anfangen, im Bataillon, noch weniger im Regiment hat exerziren oder manövriren können. Unter diesen Umständen mußte ich es in etwas konsistenteren Massen, nämlich zu zwei und zwei Kompagnien, zusammenhalten. Ich wäre gern in dieser Weise vom Rendezvous abmarschirt und hatte dies dem General v. Bonin vorgetragen, allein er war für das Zusammenhalten in großen Bataillons, und so verursachte die neue Formation einen Zeitaufwand, den ich gern vermieden gesehen hätte. Meine Ruhe übte auf die, welche mich holen kamen, wenigstens den guten Einfluß, daß sie auch ruhig wurden, und der Erfolg wird es ihnen auch klar gemacht haben, daß sie es auch sein konnten.

Die zweite Schwierigkeit, welche ich zu überwinden fand, und zwar während des ganzen sich bald entspinnenden Kampfes, lag in der Eigenthümlichkeit des Terrains. Es ist nämlich hier üblich, die Acker- und Wiesenflächen in Quadraten von 200 bis 400 Schritt mit hohen, senkrechten, zum Theil mit Steinen revetirten Wällen, die wieder mit Dornensträuchern bestanden sind, zu umziehen, und diese Wälle sind wieder mit Gräben umzogen. Außerdem giebt es sehr viele und tiefe Abzugsgräben zur Aufnahme der Flüssigkeiten in diesen Moorgegenden, die zu Torf ausgebeutet werden, wodurch noch besondere Löcher und Gruben entstehen, die sich fortwährend mit Wasser füllen. Außerdem sind diese Gegenden vielfach mit bruchigen Wiesen und kleinen Wasserbächen durchzogen. Nun denke Dir zunächst mein Absteigen von der Chaussee in eine solche, durch den Ausstich von Torf ausgehöhlte und mit Wasser gefüllte Partie, dann ein fortwährendes Klettern über die beschriebenen Wälle, erst mit Tirailleurs, dann mit Massen von Infanterie, ohne Weg und Steg, bei nur sparsam sich vorfindenden und oft da fehlenden engen Eingängen, wo man gerade hinüber muß, dann wieder das Uebersetzen von Gräben, die so breit sind, daß man, anstatt hinüberzukommen, oft hineinfällt, dann das Waten durch Bruch bis an die Knie, ꝛc., endlich noch das Ersteigen und Hinabsteigen von nicht gerade hohen, aber sehr steilen Höhen, und dies während sieben Stunden Kampfes ununterbrochen und nicht einen Augenblick ein anderes Terrain, — so weißt Du ungefähr, was geleistet werden mußte. Glücklicherweise hatte der fortwährende Regen auch kühle Witterung gebracht, dies erleichterte es dem schwer bepackten Soldaten sehr, der außer seinen gewöhnlichen zu tragenden Gegenständen noch für zwei Tage Lebensmittel und Brot mit sich führen mußte.

Anfangs blieb ich zu Pferde, und es gelang mir, durch alle diese

Schwierigkeiten durchzukommen, und schon hoffte ich, ich würde es so durchsetzen können, wodurch für mich die Führung des Regiments und der Ueberblick sehr erleichtert worden wäre; allein das war eine süße Täuschung. Auf einem Berge angekommen, wurden wir zum ersten Mal mit Kanonenschüssen begrüßt. Die erste Kugel schlug in das Bataillon ein, bei dem ich mich gerade befand, und riß vier Menschen nieder, sehr in meiner Nähe; die zweite Kugel schlug noch näher bei mir ein, während ich überdachte, wie mit dem Pferde einen so steilen Abhang hinunterkommen, da einzelne Leute des ebenfalls hinabsteigenden Bataillons sich überschlugen. Nun sah ich, das Reiten hatte ein Ende, stieg also ab und gab das Pferd, — da mein Juranek nicht gleich da war, — auf gut Glück, was daraus wurde, einem Chirurgengehülfen und folgte dem Bataillon in den Grund, der eine moorige Wiese hatte, durch die und einen Graben es bis an die Knie ging und dann auf der anderen Seite auf einer ebenso steilen Höhe hinan. Die ganze Bewegung hatte zum Zweck, den durch mein Vorgehen zum Zurückgehen genöthigten Gegner fortwährend zu flankiren und dadurch um so lebhafter auf die Beine zu bringen.

Der General v. Wrangel schickte, etwa auf demselben Wege, den wir bis zum Schluß des Kampfes zurückgelegt hatten, den Befehl, zu halten. Wahrscheinlich wollte man die hinter uns nachkommenden Truppen, wie es auch später geschah, auf unserem linken Flügel mitwirken lassen, um uns die Arbeit zu erleichtern; wir aber wußten davon nichts und waren im guten Gange; daher fiel es mir gar nicht ein, den Abtheilungen einen längeren Halt zu gönnen, als sie zum nothwendigsten Sammeln und Verschnaufen bedurften, und dann ging es wieder vorwärts. An ein kleines Bataillon schickte der General v. Wrangel einen zweiten Befehl, zu halten, weil vom Feinde eine Abtheilung abgeschnitten sei, die uns in die Flanke kommen könne. Dies geschah aber nicht, und konnte ich es später wieder heranziehen, dirigirte es aber links zur Besetzung einer Höhe und Beobachtung der linken Flanke. Indeß war alles Uebrige, ich möchte sagen, von Schanze zu Schanze bis auf einen Punkt vorgedrungen, wo das Terrain nach einem Bruchthale abfiel, dessen andere bewaldete, steile Seite der Feind mit Scharfschützen und vier Geschützen besetzt hatte, die die Distanzen ganz vorzüglich abnahmen und uns heillos in Respekt hielten. Dieser Aufstellung gegenüber stand ich mit drei kleinen Bataillonen, das vierte war mehr rechts über Berg und Thal hinter Wällen den feindlichen Tirailleurs im Schuß, bis sie von meinen Tirailleurs weiter in den Wald zurückgeworfen wurden. Während der Feind uns mit Granaten und Paßkugeln beschoß, hatten wir auch nicht eine einzige Kanone, so nöthig und vortheilhaft hier eine Artillerieaufstellung auch gewesen wäre; wahrscheinlich war über unsere Artillerie schon disponirt

und die holsteinsche noch nicht heran. Unter dem Schutze von Artillerie hätte ich thun können, was ich zwei Stunden später that; ohne Artillerie mußte ich den geeigneten Moment erwarten, um nicht zu viel Leute zu opfern. Es entstand also ein stehendes Gefecht, wobei ich versuchte, mit Tirailleurs auf dem linken Flügel zwischen Wällen und Hecken immer mehr Terrain zu gewinnen. Der Feind gegenüber versuchte mehrmals, mit Schwärmen von Tirailleurs vorzudringen, zeigte sich dabei brav, gewandt und behende, aber er hatte keinen Erfolg — meine Pommern standen. So wogte das Gefecht etwa zwei Stunden hin und her, und es fiel mancher Mann Die Dänen schossen gut und hatten Patronen, wovon jede zwei kleine Bleikugeln und einen Bleispiegel von der Form einer Gardinenrolle, nur kleiner, also drei Geschosse hatte, was eine sonderbare Musik gab.

Während dies hier auf dem linken Flügel vorging, befanden sich die Avantgarde und die rechte Flügelkolonne im Kampf mit dem Theil des Feindes, welcher Schleswig behaupten wollte. Da ich indeß hierüber nichts weiß, so sage ich hierüber auch nichts.

Gegen Abend, etwa zwischen 5 und 6 Uhr, schien auf meinem linken Flügel, jedoch getrennt von mir und durch Berge und Wald verborgen, eine uns angehörende Truppenabtheilung angekommen zu sein; man sah Kanonendampf aufsteigen, und die uns gegenüberstehenden vier feindlichen Geschütze nahmen zeitweise die Direktion dorthin, was uns ganz willkommen war. Gleichzeitig langten Freischärlerschützen hart links von uns an, aber sie kamen nur sehr langsam vor. So währte das Gefecht wieder eine Zeit lang, bis die feindlichen vier Geschütze abfuhren. Diesen Moment benutzte ich zu einem allgemeinen Angriff, der, wie ich in den Gesichtern zu lesen glaubte, vielleicht Manchem gewagt schien, indeß er war es in der That wohl nicht. Zwei Kompagniekolonnen gingen voran und waren zum Angriff des vorliegenden Waldes und der Höhe bestimmt; ein kleines Bataillon folgte als Echelon zum Nachdruck, und mit zwei kleinen Bataillonen hielt ich die bisher behaupteten Höhen für den Fall eines Mißlingens besetzt; jedoch sollten auch sie sofort nachfolgen, wenn das Vordringen im Walde Bestand behielt. Die Kompagniekolonnen gingen in schnellem Schritt vor, wateten durch Wiese und Bach, und nun gings mit Hurrah auf den Wald und dann unter Trommelschlag ohne Aufenthalt die steile Berglehne hinauf, indem ich den Leuten verhieß, daß ich nur noch dies heute von ihnen verlange. Oben angelangt, sollte sofort gehalten werden. Die alten Pommern thaten, wie ihnen geheißen, und der Feind floh; die Freischärler links wurden mit fortgezogen und verfolgten den Feind; ich aber ließ oben das Regiment halten. Der Feind, so aus seiner Position vertrieben, zog sich nun ganz ab, und ich folgte langsam

nach. Ich kam bis über die Husbyer Ziegelei, hatte also den Ort Schleswig ganz umgangen. Der Feind mußte fürchten, wenn er den Ort ferner behauptete, abgeschnitten zu werden; er verließ daher denselben, und so wurden wir Herr desselben. Der General v. Wrangel sprach uns gleich seine Zufriedenheit aus, und sein Tagesbefehl lautete: „Soldaten, so groß meine Erwartungen von Euren Leistungen waren, so habt Ihr sie dennoch übertroffen. Es war nur meine Absicht, heute die Vortruppen der Dänen bis in das für die Vertheidigung von Schleswig sehr günstige Terrain zurückzuwerfen. Euer Eifer im Gefecht und Eure Tapferkeit ließen aber ungeachtet des zurückgelegten großen Weges diese Schranken nicht halten, und bald war Schleswig unser. Ich danke Euch und freue mich auf die nächste Zeit, die wie heute Gelegenheit geben wird, Eure Ausdauer und Eure Tapferkeit zu bewundern."

Leider ist dieses Resultat mit manchen Opfern erkauft . . . Totalverlust 171 Köpfe, d. h. etwa der zwölfte Mann, mithin eine Art ehrenvoller Dezimirung des Regiments.

So war der Verlauf dieses Tages. Etwa um 8 Uhr kamen wir ins Biwak, aus welchem Du meinen letzten Brief erhalten haben wirst. Wir sind von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends im Marsch gewesen, also fünfzehn Stunden, haben einen Marsch von vier Meilen gemacht und sind von 1 bis 8 Uhr im Gefecht gewesen. Das sind Anstrengungen, wovon der Friede nichts weiß, und die so groß sind, daß sie sich schwer beschreiben lassen. Ich hatte Momente, wo ich so hin war, daß ich nicht sprechen konnte. Die Beine sind mir heute noch wie gerädert, und das kann nicht wundern, da ich den größten Theil des Gefechts des Regiments zu Fuß im Mantel mitgemacht habe, da Niemand da war, ihn mir abzunehmen, viel mehr hin und her nicht gegangen, sondern gelaufen bin als jeder Andere, um das Regiment zu alle dem, was nöthig war, zu bekommen, denn mit der Stimme war nicht durchzukommen — endlich das Klettern über die Wälle und durch die Dornen und das Springen über die Gräben, was keine Kleinigkeit ist; zuletzt konnte ich nicht mehr springen, da ging's durch Dick und Dünn durch.

Daß ein solches Gefecht nicht geregelt sein konnte, versteht sich von selbst; jede zu übersetzende Schwierigkeit verursachte eine Auflösung des übersetzenden Theils, und da dadurch immer Zeit verloren ging, mir aber daran lag, Terrain zu gewinnen, das Terrain insofern, als es Kavallerieangriffe ziemlich unwahrscheinlich machte, wieder günstig war, so gestattete ich oft das Sammeln nicht, sondern ließ die nothdürftig gesammelte Masse wie einen dichten Tirailleurschwarm schnell an das nächste Hinderniß gehen und vielleicht hier oder erst beim dritten Hinderniß regelrecht sammeln. Wer von einem pedantischen Ordnen nicht ablassen konnte,

würde vielleicht nur halb so weit gekommen sein als ich, der die Umstände nahm, wie sie waren. Wie ich, so war Alles hin, und es ist begreiflich, da die Leute dabei ja noch das schwere Gepäck zu tragen hatten. Aber gut zusprechen und das Beispiel des Vorangehens hilft bei preußischen Truppen immer, wie durch vieljährige Erfahrung feststeht. Zeigt sich daher eine Truppe nicht tüchtig, sie sei groß oder klein, so liegt es immer am Führer, der sie nicht fortzureißen verstand oder nicht das Beispiel gegeben hat. Ich habe durch das Gefecht von Schleswig eine neue Bestätigung erhalten in dem sehr schönen Verhalten des Hauptmanns v. Schwarzkoppen, den ich von Anfang bis zu seiner leider nicht unbedeutenden Verwundung fortwährend beobachtet habe. Auch von den unteren Chargen haben sich Manche wahrhaft ausgezeichnet. So giebt es Leute, die, obgleich blessirt, bei der Fahne geblieben sind. Ein Mann u. A., mit Namen Peters von der 5. Kompagnie, hat fünf Schuß bekommen, davon einen am Kopf, drei auf die Brust und einen an die Wade und den letzten doch von der Bedeutung, daß er jetzt wahrscheinlich wird zurückbleiben müssen, weil er nicht marschiren kann.

Ueber das gute und tapfere Verhalten der Dänen habe ich mich schon ausgesprochen; doch scheint es, wenn man sie auf dem Trab hat, mögen sie muthlos werden; wenigstens zeigt dies die Folge dieses Gefechtes, welche ich in einem folgenden Briefe geben werde, da ich heute keine Zeit mehr habe . . .

Hiermit schließe ich diesen Bericht und bemerke nur noch, daß wir ohne Gefecht bis Flensburg gekommen und morgen früh weiter marschiren gegen Apenrade, aber nichts zu fürchten haben und daher wieder in Quartiere kommen werden. Hier in Flensburg liegt noch eine wahre Musterkarte deutscher Uniformen, und es wimmelt von Soldaten. Wir sind nun ganz auf dem Kriegsfuß, so daß wir sogar auf Requisitionen aller Bedürfnisse angewiesen sind . . .

E. O. Apenrade, 28. April 1848: Wenn ich nicht irre, so schloß mein letzter Bericht mit Beziehung des Biwaks bei Schleswig, d. h. westlich dieses Orts. Daß wir am Abend des 23. hier stehen würden, wer hätte es ahnen können, wer auch nur gewollt. Der General v. Wrangel sagt in seinem Tagesbefehl ausdrücklich, er habe weniger bezweckt . . .

Ich dankte Gott, daß ich noch so körperkräftig bin, so große Anstrengungen ertragen zu können. Dennoch ist es mir außer Zweifel: diese Partie zwei- oder dreimal hintereinander in gleicher Weise wiederholt, und ich bin invalide; die Brust wäre hin; die Anstrengung war zu groß, Sprache, Athem, Kräfte, Alles war zeitweise fast bis zur Apathie fort, wenn nicht der Geist sich aufrecht erhalten hätte. Und doch freue ich mich,

daß wir dies zu leisten hatten, weil es für das Regiment, dem ich vorstehe, ehrenvoll ausgefallen ist und allseitig anerkannt wird. Heute noch sagte General v. Wrangel, der mich zur Tafel geladen, daß sich unser Angriff sehr schön gemacht und die Sache entschieden habe.

Wider meinen Willen ist aber dadurch General v. Bonin unangenehm berührt worden; er hat mir sogar ausgesprochen, ich sei ohne seinen Befehl von der Brigade fortgegangen, er habe nicht gewußt, wo das Regiment geblieben sei. Alles dies war mir so unverständlich, da ich nur auf Befehl eingeschritten bin, auf dem linken Flügel der Avantgarde des General v. Bonin gefochten habe und ich des Glaubens war, er selbst sei bei dieser gewesen. Heute ist mir das Räthsel durch eine Unterhaltung bei Tische mit dem Major Kirchfeldt vom Generalstabe gelöst worden. General v. Bonin war nämlich nicht bei seiner Avantgarde, sondern beim Gros, zu dem ich auch gehört hatte, und obgleich ich dem Kommandeur des 20. Regiments, der das 1. Treffen führte, den Befehl zum Fortmarsch auf der Chaussee zugeschickt habe, so scheint dieses Regiment mit dem General v. Bonin doch nicht umgekehrt, sondern weiter marschirt zu sein, während ich mit dem 2. Regiment sofort umkehrte und dadurch zum Gefecht kam . . .

. . . bemerke daher hier nur noch, daß General v. Stockhausen als Chef des Generalstabes und Oberst Fidler als Kommandeur der gesammten Artillerie zu meiner großen Freude eingetroffen sind. Ich habe Beide gesprochen und Letzterem mein Leid geklagt, daß bei dem Gefecht von Schleswig auf unserem linken Flügel keine Artillerie verwandt worden sei, während ich am Tage gehört, daß noch so viele holsteinsche Artillerie disponibel gewesen sei, welche keinen Schuß gethan habe. Dies wird in Zukunft, da die Einheit in dem Befehl über die Artillerie hergestellt ist, gewiß bei einem so tüchtigen Artilleristen, wie der Oberst Fidler ist, nicht wieder vorkommen. Bei etwas mehr Thatendurst der Holsteiner wäre jener Fehler aber auch vermieden worden; der Offizier der holsteinschen Artillerie, dem ich meine Verwunderung aussprach, daß sie nicht gewirkt habe, entgegnete, sie hätten keinen Befehl gehabt; ich hätte ihm gern erwidert, es läßt sich nicht Alles befehlen, und Manches braucht gar nicht befohlen zu werden und muß doch geschehen. In der holsteinschen Truppe fehlt nun wohl die Kriegs- und Manöverroutine, darum muß man ihnen dies und Anderes, was auch unangenehm auffällt, nicht zu schwer anrechnen.

. . . Daß unsere (preußischen) Offiziere die Mängel ihrer neuen (holsteinschen) Truppe erkennen, versteht sich von selbst, sie liegen zu fühlbar zu Tage, lassen sich indeß nicht so leicht abstellen. Mir fiel dabei unsere schlesische Landwehr im Jahre 1813 ein, die auch im Anfange sehr wenig disziplinirt war. Aber es geht ja in allen Truppentheilen auch

mitunter nicht so, wie es sollte, die Verhältnisse, unter denen etwas zu leisten, sind, wie schon aus meiner Schilderung hervorgegangen sein wird, oft so schwierig, daß es kaum möglich scheint, das zu leisten, was gefordert werden muß. Dazu kommt der natürliche Hang des gemeinen Mannes, sich gehen zu lassen; kurz, wenn nicht von allen Seiten die Disziplin kräftig (worunter ich mehr Konsequenz als Strafe verstehe, die im Kriege möglichst vermieden werden muß) gehandhabt wird, so ist sich unter Umständen ein Truppentheil kaum ähnlich.

. . . Nach den Holsteinern muß ich doch auch der Freischärler gedenken. Ich möchte keinem Unrecht thun, aber wahr ist es, sie sind der Schrecken des Landes, und was ich sehe, grenzt auch sehr an Unordnung, Marodiren und Ausgelassenheit. Sie sollen sogar in Rendsburg Versuche gemacht haben, die Truppen in ihrem Sinne zu erregen, man wird aber, wo man sie dabei faßt, mit ihnen kurzen Prozeß machen. Jetzt ist dem Hauptquartier von Berlin wieder die Nachricht zugekommen, daß die Ankunft eines solchen renommirten Friedensstörers bevorstehe, nämlich des Republikaners Jung aus Berlin, man wird ihn daher hier wohl unter Augen behalten.

Sehr verschieden von diesen Subjekten sind die kleinen Schützenkorps, die sich den Linien-Bataillonen angeschlossen haben, nach Art unserer freiwilligen Jäger in den Jahren 1813 bis 1815. Ich habe ein solches Detachement Schwarzburg-Rudolstädter Scharfschützen, 25 Mann stark, was recht nette, ordentliche, gleichmäßig bekleidete und mit Büchsen versehene Leute sind, die sich auch im Feuer gut benommen haben, besonders der Kleinste mit Namen Witchel (Dekorationsmaler aus Weimar); ich habe sie dem 1. Bataillon zugetheilt. . . .

Nachdem die Dänen mit beträchtlichem Verlust bei Schleswig geschlagen waren, das feste Schloß Gottorf verloren hatten, auch am 24. April den Hannoveranern bei Oeversee unterlegen waren, zogen sie sich eilends in die Richtungen auf die Insel Alsen und nach Jütland zurück.

General v. Wrangel folgte in drei Kolonnen:

Das X. deutsche Bundeskorps östlich gegen die Düppeler Schanzen, — die schleswig-holsteinschen Truppen westwärts auf Tondern, — die Preußen selbst nordwärts nach Jütland.

Ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, überschritten die Preußen, und Major v. Steinmetz mit seinem Regiment mit ihnen, am 2. Mai die jütische Grenze bei Kolding, die Dänen übergaben freiwillig die Festung Fridericia und retirirten weiter auf die Insel Fünen.

K. Q. Kongsted, den 3. Mai 1848 . . . Nach vorstehendem Brigadebefehl überschritten wir bei dem hübschen Städtchen Kolding die

Grenze von Jütland, auch fand kein festlicher Empfang statt, nirgends sah man eine trikolore deutsche Fahne, die Bevölkerung sah still dem Truppenzuge zu. Noch waren keine diplomatischen Unterhandlungen von irgend welcher Seite angeknüpft. Bei uns war für solche Zwecke der Major v. Wildenbruch vom Ministerium des Auswärtigen anwesend. Jeder fragte sich, wie weit wir noch so vordringen würden, es regten sich auch in Einigen Besorgnisse, daß ein weiteres Vordringen in Jütland gefährlich werden könne, da die Dänen unmöglich uns dies gestatten würden, wenn sie nicht etwas im Schilde führten, was sie bei der Leichtigkeit, in unserem Rücken landen zu können, zu unserem Nachtheil ausführen dürften. Die Sache hatte allerdings auch etwas für sich; je mehr wir uns an der Ostküste fortzogen, desto mehr dehnten wir uns auch aus und schwächten uns durch Zurücklassung einzelner Truppentheile auf der Etappenstraße. Geschah, wie es hieß, daß Schweden sich Dänemarks annahm, oder daß, wie es auch hieß, in Kopenhagen eine Revolution ausgebrochen, der König entsetzt sei und man den König von Schweden für Dänemark erwählt hatte, so konnte eine dänisch-schwedische Armee in unserem Rücken auftreten und veranlaßte wenigstens eine momentane Umkehr, die nicht verfehlen konnte, auch moralisch einzuwirken. Von allen diesen Befürchtungen der Schwarzsehenden ist indeß bis jetzt nichts wahr geworden, dagegen ist bekannt, daß dem General Wrangel von unserem Ministerium ein Truppennachschub von 6000 Mann bewilligt worden, der hoffentlich nun schon auf dem Marsch ist. Es sollte mich wahrhaft freuen, wenn darunter auch das Garde-Reserve-Regiment und es dadurch aus seiner unangenehmen Lage gerissen wäre. Wenn auch der Krieg hier noch lange nicht der Krieg in aller seiner Strenge ist, so ist er doch eine hübsche Einweihung in denselben und giebt Veranlassung zu mancherlei nützlichen Erfahrungen, die einer Armee, die 33 Jahre Friedenstruppe war, ebenso nothwendig als wünschenswerth ist. . . .

Im Allgemeinen war aber doch auf die glücklichen Waffenerfolge hin in Schleswig-Holstein selbst und in Deutschland eine freudige Begeisterung und die Hoffnung erwacht, daß ein baldiger günstiger Friedensschluß die Herzogthümer für immer ungetheilt mit Deutschland vereinigen und Letzterem den Besitz einer in diesem Kriege ganz besonders vermißten Kriegsflotte bringen werde. Den Grundstock zu dieser glaubte man durch Theilung der dänischen Flotte fordern zu dürfen, weil die Herzogthümer ihren Beitrag zu derselben gegeben hatten.

Doch es kam ganz anders! Zunächst lagen die preußischen Truppen fast friedlich wochenlang an der jütischen Grenze fest, und das giebt Major v. Steinmetz Muße zu verschiedenen Betrachtungen.

C. O. Stoustrup bei Fridericia, 6. Mai 1848 . . . Außer diesen kleinen Beunruhigungen (Nachsuchungen nach den von den Landeseinwohnern abzulegenden Waffen ꝛc.) leben wir im tiefsten Frieden und erwarten, ob und was die Diplomatie leisten wird. Gleich als wir Kolding passirten, hat sich nämlich, wie mir Fürst Radziwill erzählte, ein russischer Gesandtschaftssekretär von Kopenhagen kommend im Hauptquartier eingefunden, Rußlands Vermittlung angeboten und zugleich einen Waffenstillstand von drei Wochen. General Wrangel ist bereit gewesen, auf Letzteren einzugehen, vorausgesetzt, daß die Dänen Alsen sowie die noch besetzten Inseln räumten und die aufgebrachten preußischen Schiffe (die Dänen bedrängten die deutschen Küsten und Häfen schwer durch Blockade) herausgäben, in welchem Falle er die Truppen bis an die Grenze Jütlands zurückziehen wolle. Der Russe soll, darüber nicht gerade erbaut, abgereist und zum 4. Antwort versprochen haben; diese ist aber bis gestern nachmittag, wo ich den General v. Bonin in Fridericia sprach, nicht erfolgt; dagegen hat ein am 4. hier passirtes dänisches Dampfboot zwei Schuß auf die auf den Wällen der Citadelle von Fridericia aufgepflanzte deutsche trikolore Fahne gethan, was ziemlich deutlich sagt, man will nicht auf unsere Forderungen eingehen. Da man aber dies nicht zu wollen scheint, so bleibt das übrige Verfahren der Dänen räthselhaft. Es steht in dieser Beziehung ihr gänzliches Verlassen der Festung Fridericia einzig in der Kriegsgeschichte da, weil es mit 500 bis 1000 Mann sehr gut gegen uns zu halten und die Garnison, selbst wenn das wegen Mangel an Belagerungsgeschütz Unwahrscheinliche, die Eroberung der Festung, eingetreten wäre, nie gefährdet war, denn sie konnte sich aus der Festung nach der Citadelle und von da unter dem Schutz der ganzen Flotte ungefährdet einschiffen. Die Festung habe ich zwar nicht genau gesehen, aber nach dem, was ich beim Hineinfahren gesehen, zu urtheilen, war sie keineswegs, wie wir uns gedacht haben, durch einen coup de main zu nehmen. . . . Man erklärt dieses Aufgeben der Festung seitens der Dänen durch die gewöhnliche Desorganisirung der Armee, die aber wieder, wenn man erwägt, daß sie sich bei Schleswig brav geschlagen, dieses Gefecht auch keineswegs so bedeutend war, daß es zur Auflösung des besiegten Theils führen mußte, räthselhaft bleibt. Es wird erzählt, es sei der entschiedene Wille des kommandirenden dänischen Generals v. Hedemann gewesen, unser Vordringen durch Widerstand zu erschweren, und ich habe schon früher ausgesprochen, daß das Terrain durch schöne und starke Positionen dazu aufforderte; allein die Soldaten sollen sich nicht haben halten lassen, sollen ihre Offiziere, die sie zum Stehen zu bringen suchten, förmlich umgerannt und sich mit einer wahren Hast noch zuletzt nach Fünen eingeschifft haben. In Fridericia soll eine Proklamation des Generals v. Hedemann an seine Soldaten bekannt

gemacht worden sein, worin diese, wo sie auch sein möchten, aufgefordert werden, sich bei der Armee zu stellen. Ein solcher Aufruf wird nicht um weniger Absentirter erlassen, es mag sich also wohl mehr entfernt haben. Ist aber dieses Alles wahr, so spricht es entweder dafür, daß die Dänen keine Sympathie für diesen Krieg haben, oder daß sie wirklich durch die Täuschung in der man sie zu erhalten gesucht, daß sie es mit keinen Preußen, sondern nur mit Aufrührern zu thun haben würden, entmuthigt sind. Eine dritte Möglichkeit ist aber auch, da wir ohne Schiffe ihnen nicht überall folgen können, sie sich nur salviren, den Krieg in die Länge zu ziehen suchen in der Erwartung, daß andere Mächte ein Wort mitsprechen werden, und dies hat freilich viel für sich und würde vielleicht schon längst geschehen sein, wenn nicht jeder Staat genug mit sich selbst zu thun und daher keine Veranlassung hätte, sich in Anderer Händel zu mischen. . . .

. . . C. O. Stoustrup, 14. Mai 1848: Aus der Politik ist hier bekannt, daß die Schweden defensiv, jedoch im Interesse Dänemarks verfahren, d. h. die Inseln Seeland, Fünen ꝛc. besetzen wollen, wodurch die dänische Armee allerdings flügge werden könnte, wenn ihr nämlich die Flügel schon wieder gewachsen sind; außerdem würde uns das Vorhandensein der Schweden in unserer Nähe doch auch etwas schwächen, da solche Nachbarn nicht unbeachtet bleiben können. Mögen die Schweden sich auch auf Fünen festsetzen, die Dänen in Nord-Jütland landen, ich sehe immer noch kein Unglück, sondern nur die Nothwendigkeit für unsere Armee, sich zu konzentriren, ohne weiteres Besinnen den Dänen auf den Hals zu gehen und ihnen womöglich eine neue Lektion zu geben. Sind wir dazu nicht geschickt genug, dann könnten wir freilich die Schattenseiten des Krieges auch etwas kennen lernen, was für unsere Erfahrung ganz dienlich, wenn auch nicht wünschenswerth wäre. Die Schweden würden in diesem Falle uns gewiß einen Besuch in Schleswig machen, um zu erfahren, wie wir uns benehmen, wenn man uns von vorn und hinten betrachtet und befühlt. Solange dagegen das Glück mit unseren Fahnen ist, glaube ich nicht, daß sie es stören werden.

Bei alledem ist es aber doch nicht gut, daß — wie man sagt — wir keine Verstärkung zu erwarten haben, es sei denn, daß Preußen noch Soldaten aus der Erde stampft. Der Deutsche Bundestag, der sich jetzt besonders mausig macht, soll zwar dem General v. Wrangel freie Disposition zur Heranziehung des X. Bundeskorps gegeben haben, allein seine Befehle scheinen noch die alte Geltung, d. h. keine, zu haben. Hannover soll nämlich erklärt haben, keine Truppen weiter geben zu können, da es Unruhen im eigenen Lande habe. Mir scheint dieser Grund sehr vollgültig, denn ich bin der Meinung, man muß erst in seinem Hause Ordnung haben, ehe man einen Anderen Ordnung lehren kann.

Mit solchen Ansichten macht man sich die Freiheitsmänner, die dadurch in ihrem Treiben allerdings gestört werden, nicht zu Freunden und muß ihre Segnungen, die mir nun freilich auch sehr entbehrlich erscheinen, entbehren, aber man bleibt Herr in seinem Hause, was ich recht hoch anschlage. In unserem Vaterland ist man anderer Ansicht; um Berlin, diesen Herd des Aufruhrs, ist schon fast kein Militär, und auch dies möchte, was ich von seiner Seite verzeihlich finde, fort, was ich aber nicht verzeihlich von anderer Seite fände, wenn es geschähe. Die Aufrührer müssen es wünschen, und wenn sie es erreichen, dann können sie uns mit Recht auslachen. Ich verlange recht nach Nachrichten von Berlin. Fürst Radziwill hatte deren der Art, daß vom 14. zum 15. ein Hauptschlag geschehen solle, und immer diese nichtswürdigen Demonstrationen gegen unseren besten Prinzen, das ist allein schon genügend zu erkennen, was die Aufrührer bezwecken. Wer das Edle und Hohe schmäht, kann nur Gemeines und Niedriges wollen. Doch ich will ja nicht gegen unsere heimathlichen Zustände deklamiren, sondern von hier berichten, ich werde daher thun, was der Fürst Radziwill, der mir vorgestern einen Besuch machte, mir rieth, nämlich — Zuckerwasser trinken. Wir kamen nämlich auf die hiesigen und Posenschen Verhältnisse zu sprechen, und wenn der Fürst auch an den Brüsten einer deutschen Mutter groß gezogen, so ist er doch unverkennbar Pole. Er nahm denn auch das Treiben in Posen in Schutz, meinte, den Polen sei in Berlin viel versprochen. Ich konnte mich nicht enthalten, das deutsche Recht zu verfechten, darauf aufmerksam zu machen, wie undankbar die Polen seien, wie die Empörer, kaum erst dem Strick in Berlin entgangen, schon wieder an der Spitze der Empörer ständen, wie ich es nur gerechtfertigt finden würde, wenn man sie alle auf einen Sandhaufen niederknieen ließe, wie den Polen nicht versprochen sei, daß sie sollten die preußischen Wappen und Landeszeichen herunterreißen, die deutsche Bevölkerung mißhandeln können. Der Fürst entgegnete, dies sei allerdings nicht, er sei seit 8 Tagen ohne Nachrichten (was ich ihm nicht glaube), wisse daher nicht, wie es zum Kampf und überhaupt zu der Verwickelung gekommen; übrigens ließe sich mit Tausenden wie ich sage nicht verfahren, und ich solle nur — Zuckerwasser zur Beruhigung trinken. Ich entgegnete darauf, daß ich nicht einsähe, warum mit Empörern nicht als solchen verfahren werden könne, das Verdienst, sich ergeben zu haben, sei für sie sehr gering, sie hätten nur das bessere Theil von zwei Uebeln in der Hoffnung auf unsere nie endende Nachsicht gewählt. Der Fürst meinte, die heutigen Kämpfe seien nur eine in der Zeit liegende Sich-geltendmachung der Nationalität. Ich entgegnete, daß ich dies in keiner Weise gelten lassen könne, am wenigsten hier. Ich sei als gehorsamer Soldat hier, nicht aber, um aus Sympathie das neuere Deutschthum hier

zu verfechten, welches nirgends so wenig Sympathie habe als gerade hier in diesem glücklichen Lande, welches unserem Treiben zusähe, als ginge es das Land und die Bevölkerung gar nichts an. Diese Geltendmachung der Nationalität sei überall nur etwas Gemachtes, hier wie in Berlin ꝛc., denn nicht die Berliner, sondern Fremde hätten mit dem Beistande des allzeit bereiten Proletariats die Revolution gemacht, und es sei eine Schande, daß es so sei, für Berlin wie für Preußen.

Dies war ein Theil unserer Unterhaltung, der zweite Theil erstreckte sich über unsere Lage den Dänen gegenüber, die ich als gar nicht übel ansah. Der Fürst meinte auch, uns würden sie nicht angreifen, aber es sollte ihn wundern, wenn sie die Holsteiner in Veile nicht angriffen und in das Defilee von Kolding zurückschmissen, dann müßten wir ebenfalls dahin zurück. Also immer der Gedanke des Rückzuges, während es doch viel näher liegt, sich zu sagen, daß, wenn die Dänen etwas beabsichtigen sollten, wir bis zum Gelingen doch nicht schlafen und noch viel weniger ruhig zusehen werden, bis sie die Holsteiner, auf deren Verläßlichkeit freilich Nichts zu geben ist, abgeprügelt haben. Ich hatte aber in der That keine Lust zu fernerem Widerspruch, obgleich es wohl gut ist, daß dieser Herr erfährt, wie weit er auf die Willfährigkeit der unter ihm stehenden Befehlshaber rechnen kann. Es ist recht schlimm, es macht sich überall Mißtrauen gegen ihn geltend, so hier, so in Kolding, wo ich noch gestern auf Befehl des Generals v. Wrangel war. Der kleine Waldersee erzählte mir von seinem Gefecht bei Schleswig, wo R. ihm einen Befehl zum Verlassen einer in glücklichem Anlauf gewonnenen Position geschickt, dessen Befolgung Waldersee geradezu verweigert hat, weil es auf der Hand lag, daß, was jetzt verlassen wurde, nur unter vielen blutigen Opfern wiedergewonnen werden konnte. Ich wollte, unsere Königliche Familie neigte sich weniger zu ihrem polnischen Verwandten, dem es weniger ein Schmerz ist, die Erniedrigung unseres Königshauses, die Verbannung eines trefflichen Prinzen zu sehen als uns. Der Fürst konnte mir mit größter Ruhe sagen, daß er ein Schreiben vom Prinzen von Preußen habe, worin dieser seine Person ganz zurückstelle und viel milder urtheile als ich. Das war mir nie zweifelhaft, denn der Prinz ist der erste, aber auch der beste Unterthan. Dies kann mich aber nicht bestimmen, über das Treiben in unserer Zeit anders zu urtheilen, und ich würde erst dann mich dazu verpflichtet erachten, wenn ich sähe, daß die Aufrührer durch solchen Edelmuth besiegt werden könnten und nicht im Gegentheil neuen Verrath darauf bauten. Doch es ist Zeit, daß ich hiervon abbreche und auf meinen gestrigen Besuch in Kolding komme.

Wie gesagt, General v. Wrangel hatte mich per Parolebefehl zu sich citirt, und ich war daher gespannt, was er von mir wolle. Um

11 Uhr traf ich in Kolding ein, und nachdem ich freundlichst willkommen geheißen worden, ging der General auf den vorhabenden Zweck, nämlich meine Belohnungsvorschläge für das Gefecht bei Schleswig, ein. Er fragte mich lang und breit aus, wie ich dabei verfahren, und ob ich vollkommen über Alles orientirt sei; er fand mich aber überall wohlgesattelt, so daß er wohl die Ueberzeugung erlangte, daß ich ebenso gewissenhaft als unparteiisch und gerecht verfahren sei. Er war daher sehr mit mir einverstanden, nur hatte ich für das Regiment nach seiner Meinung zu wenig beantragt. Wie ich nachher vom General v. Stockhausen erfuhr, so will er das 2. Regiment durchaus mehr protegiren, findet die Eingaben der anderen Truppen viel zu viel, die des Regiments zu beschränkt . . .

Nachdem sich der General noch nach den Stabsoffizieren erkundigt, bezeichnete er selbst, wen ich ihm noch eingeben möge, und dann wurde ich zu Tische eingeladen, indem er sagte: „Ich esse um 3 Uhr, wollen Sie bei mir essen, so soll es mir lieb sein, oder wollen Sie ein ander Mal, so sind Sie mir jederzeit willkommen." Ich nahm es für heute an und empfahl mich. Da sagte der General noch: „Ich habe mich gefreut, Sie gesehen zu haben, Sie haben sich Achtung erworben, man liebt Sie," und darauf reichte er mir die Hand und küßte mich. Du siehst hieraus, wie ich mit meinem Oberfeldherrn stehe, und zwar auf ehrlichem Wege. Es ist dies ein Pflaster auf die Wunde, die die neuen Beförderungen mir durch Hervorziehen des Flügeladjutanten v. Bonin*) und des weit hinter mir gestandenen Major Fischer, der ins Kriegsministerium gekommen, abermals geschlagen haben. Und das, während man mir im Kriege ein Regiment anvertraut! Da werde der Teufel klug daraus.

. . . Wenn die Dänen in der Ausbildung ihrer Leute fleißig sind, so thun auch wir, was möglich. Ich habe vor zwei Tagen die Bataillone vor mir exerziren und darauf ein kleines Manöver folgen lassen, weil ich weder beim Exerziren Energie noch Verständniß im Manövriren durch Worte und Andeutungen hineinbringen konnte. Ich habe ihnen daher eine kleine Andeutung von dem, was ich fordern muß, praktisch gemacht. Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich sagen, ich sei zufriedengestellt; es fehlt in beiden Richtungen noch viel, ja, sehr viel, aber zum Erzwingen ist jetzt durchaus nicht die Zeit, auch muß ich mich daran gewöhnen, jetzt noch einen anderen Maßstab an die Leistungen zu legen, als ich bei der Garde gewohnt bin. Die Verhältnisse der Linie sind ganz anders, die Art ihrer Ausbildung auch, und es läßt sich hier erst in Jahr und Tag ein anderes Resultat erreichen. Bei dem Standpunkte des Regiments in der taktischen Ausbildung kann ich nur die Hauptsachen ins Auge fassen,

*) 1866 kommandirender General des I. Armeekorps.

ich habe daher auch befohlen, sich mit Beiseitsetzung aller Paradedressur nur mit den Hauptsachen zu beschäftigen. Der gute Geist im Regiment muß ersetzen und ersetzt auch wirklich reichlich, was ihm in anderer Hinsicht abgeht, und thäte er es nicht, wiederhole ich noch einmal: es ist jetzt nicht die Zeit zum Exerziren, man muß jetzt mehr als je vermeiden zu erbittern und zu quälen. Wenn ich hier dies ausspreche, so wird, wer mich kennt, doch nicht zweifeln, daß ich darum doch nicht durch die Blume spreche, sondern ganz verständlich deutsch, wo es nöthig wird, aber ich bemühe mich dabei zu zeigen, daß es mir um die Sache zu thun und das, was ich fordere, auch nothwendig ist. Auf diese Weise ist es mir bis jetzt wenigstens gelungen, noch immer Recht zu bekommen, wenn auch meine Art, wie mir aus Allem hervorgeht, von der im Regiment gewohnten eine sehr verschiedene ist und Verwöhnung aller Art mir vielfach hinderlich in den Weg tritt. Ich lasse mich in dem, was nothwendig, nicht irren, sondern gehe meinen geraden Weg.

. . . Nach langer Zeit werden wir übermorgen katholischen und evangelischen Gottesdienst, d. h. nur mein II. Bataillon, haben, da das I. Bataillon auf Vorposten ist und diese nicht verlassen werden können; nach dem Gottesdienst wird das Abendmahl ausgetheilt werden. Ich bin seit Neustadt E. W. in keine Kirche gekommen, es verlangt mich daher nach einer guten Predigt, und ich hoffe, dieses Verlangen wird auch durch unseren Militärprediger, einen Sohn des Dompredigers Strauß, gestillt werden. Das religiöse Bedürfniß ist nie größer als in Zeiten der Noth, und was ist der Krieg Anderes? Erst ein Akt desselben ist beendet, wir stehen am Vorabend des zweiten; was kann dieser enthalten, und wie viele werden ihm folgen? Möge uns der mächtigste Beistand, der des allmächtigen Gottes, nicht fehlen!

Und damit gute Nacht!

E. O. Stoustrup, 20. Mai 1848: Das II. Bataillon des Regiments hatte heute evangelischen Gottesdienst und darauf Kommunion gehabt, über 400 Mann hatten sich zu letzterer gemeldet. Der Prediger Strauß fungirte und sprach über 1. Thim., 6. Es war eine gute Predigt, die sich auf biblischem Grunde bewegte; sie enthielt den Dank gegen Gott, von dem uns der Sieg in dem glücklich bestandenen äußeren Kampf gekommen sei, und die Aufforderung, nun auch den schweren inneren Glaubenskampf zu bestehen, durch den wir von dem Irdischen abgezogen und auf das Himmlische hingewiesen wurden. Der Gottesdienst wurde im Freien auf einer im Viereck eingehegten hübschen Wiese, an welche ein üppiger Buchenwald stößt, abgehalten. Der Himmel war etwas bedeckt, die Luft aber sehr angenehm. Die Stimmung aller Zuhörer war unverkennbar eine ernste, durch die ernsten Zeitverhältnisse erhobene. In dem

Schlußgebet wurde auch unserer abwesenden Lieben gedacht; möchten alle die Bitten, die sich in diesem Augenblick nach Oben richteten, und gewiß waren deren viele und innige, in Erfüllung gehen. Die bedeutende Zahl der Kommunikanten sowie die hübsche Haltung während des ganzen Gottesdienstes spricht für den religiösen Sinn unserer Pommern. Auch sagte mir der Prediger, daß es ihm bei seinen vielfachen Lazarethbesuchen immer wohlthuend gewesen wäre, wenn er auf einen Mann des 2. Regiments gestoßen, denn es sei auffallend gewesen, mit welcher Ergebung und mit welchem Sinn diese Leute ihr Leiden, im Vergleich zu anderen Leuten, getragen hätten.

Es war durch diese Feier dem Bedürfniß und Verlangen Vieler entsprochen. Mich hatte sie aber doch nicht ganz befriedigt, sie hatte uns zu weich gestimmt, der militärgeistliche Standpunkt des Redners hätte gegen den Schluß mehr hervorgehoben müssen. Das Gefühl soll und muß im Soldaten nicht erstickt, es darf aber auch nicht zu sehr angeregt werden, dies geschieht durch die Ereignisse schon in reichem Maße; hat man es aber angeregt, wie in einer solchen Predigt und bei solcher Veranlassung nicht anders sein kann, dann muß es hinterher auch wieder gekräftigt, der Kampfesmuth angeregt und auch vom religiösen Standpunkt die Thatkraft unterstützt werden. Der Soldat muß sittlich aufs Neue zum Kampf ausgestattet, gestärkt und ermuthigt diesem entgegensehen. Dieser Beisatz fehlte der Predigt und wird jeder Predigt fehlen, die nur um Bibelstellen sich dreht und die Anwendung aufs Leben versäumt. Ich nahm mir gleich vor, meine Ansicht von dem, was der Militärgeistliche leisten müsse auszusprechen, und ich freue mich, jetzt sagen zu können, daß ich mich über die Person nicht getäuscht hatte. Ich dankte ihm für das, was er uns gegeben, sagte aber auch ebenso ehrlich, was ich noch gewünscht hätte, auch daß jeder Truppentheil wohl oft noch besondere Bedürfnisse für sein Gemüth habe. Prediger Strauß nahm dies sehr freundlich auf, bedauerte daß es ihm gestern nicht möglich gewesen sei, mich hierüber zu sprechen, ebenso, daß er auch heute durch Erkranken seines Küsters aufgehalten worden, und deshalb nicht früher zur Rücksprache habe kommen können, daß er aber von meinen Andeutungen bei nächster Gelegenheit Gebrauch machen werde. . . .

Erklärter Feind jeder Pietisterei und Heuchelei in Religionssachen, erkenne ich es andererseits als eine meiner Hauptpflichten, den religiösen Sinn in meinen Untergebenen zu erhalten und nach meinen Kräften dafür zu wirken. Recht auffallend war mir, daß so viele Soldaten und fast gar keine Offiziere zum Abendmahl gingen; außer Major v. Borcke und mir habe ich keinen theilnehmen sehen, wenn auch mehrere anwesend waren, vielleicht hat sie die gottesdienstliche Feier überrascht. Statt des erkrankten

preußischen Küsters hatte der Prediger einen dänischen von Fridericia mitgebracht, der wohl nicht in jedes Gebet, was unserer Brust entströmte, mit eingestimmt, sondern wohl manche entgegengesetzte Bitte ausgesprochen haben wird, obgleich der Prediger politische Beziehungen ziemlich vermied. Ich hätte auch hier noch einen kleinen Zusatz gewünscht und es ihm auch ausgesprochen, nämlich eine Ermahnung, in dem schönen Sinn zu beharren, mit welchem namentlich die Soldaten des 2. Regiments selbst im Gefecht bei Schleswig den gefangenen und blessirten Dänen begegnet sind, woran sich recht gut etwas über ihr gegenwärtiges Verhalten zu den Landeseinwohnern anknüpfen ließ. Der Krieg verwildert nur zu leicht, und wenn auch von Seiten der Militärvorgesetzten Alles geschieht, den Untergebenen von Ausschreitungen zurückzuhalten, so bleiben diese, wie wir leider auch jetzt schon erfahren haben, nicht aus, und darum ist es recht nothwendig, daß das sittliche Gefühl wacherhalten und in Momenten der Sammlung, wie die stattgehabte gottesdienstliche Feier eine war, wachgerufen werde. So etwas kann ein junger Militärgeistlicher von Hause aus nicht wissen, er muß erst Erfahrungen und Menschenkenntniß sammeln durch seinen Verkehr mit den Soldaten, und gerade hierin leisteten unsere Militärgeistlichen, welche wir im Jahre 1813 bis 1815 hatten, oft recht viel, sie verstanden, das was sie sagen wollten, auf die dem Soldaten angenehmste Weise vorzutragen, ich möchte sagen, sie verstanden ihn zu fassen. Der Prediger Strauß wird sich dies ganz gewiß immer mehr aneignen, und da er außerdem hübsche Gaben und ein sehr wohltönendes, deutliches Organ hat, so kann man von ihm wohl sagen, er ist an seinem Platz.

Ich habe noch nicht gehört, welchen Eindruck unser Gottesdienst auf die mehrfach anwesenden hiesigen Einwohner gemacht hat. Soweit ich weiß, ist man streng lutherisch und war gegen uns sehr eingenommen. Letzteres hat sich durch unser Sein in dieser Gegend und durch die gehandhabte Disziplin wohl etwas gemildert, allein die nun ausgeschriebene Kontribution von $2^1/_2$ Million Thaler hat uns die Bevölkerung sehr schieberig gemacht, und wir werden Mühe haben, uns in ihrer Meinung zu rehabilitiren. Die Leute kennen den Krieg mit allen seinen Opfern gar nicht, denn kennten sie ihn, so würden sie sich glücklich preisen, wie leicht sie davonkommen, trotz Allem, was sie geben müssen, und wir würden als die besten Menschen vergöttert werden. Wenn ich daran zurückdenke, wie die Gegenden aussahen, durch welche im Jahre 1813 und 1814 die Armee gezogen war, und dann auf den Zustand des hiesigen Landes blicke, so habe ich Mühe, daran zu glauben, daß Krieg sei, denn es sieht durchaus nicht anders aus, als wenn wir in unserem Lande ein großes Herbstmanöver haben. Nimmt man die vielleicht etwas ausgedehnte Fuhrenstellung aus, so wird alles übrige

Besitzthum respektirt, keine Saat zertreten, was die Franzosen viel anders handhabten, wenn sie zur Ausbildung ihrer Truppen selbst in befreundetem Lande Manöver anstellten.

Baar Geld wird nun zwar von uns wohl nicht viel bezahlt, aber doch jede Lieferung von uns durch Bons bescheinigt, also Alles doch mit Ordnung und nicht wie im Kriege ohne Rücksicht genommen, wobei nebenbei noch so Vieles verwüstet wird. Bei alledem wird aber doch das Land ziemlich stark herangezogen. Die Verpflegung des Mannes ist eine sehr auskömmliche. . . .

Alles dies läßt begreifen, daß wir doch wohl durch die dicke Haut der Dänen kommen werden, aber es ist ebenso begreiflich, daß wir den Bewohnern auch immer unbequemer werden. Sie suchen sich nun wohl den Druck nach Möglichkeit abzuschütteln, aber theils bleibt immer noch ein hübsch Theil, theils glückt es auch nicht nach Wunsch. So war z. B. die erste Weinlieferung unverkennbar mit der sauren Kirsche verwandt, auch die sogenannten feinen Cigarren revolutionäres Zeug, was selbst alten Rauchern Unbequemlichkeiten verursachte. Beides hat gebessert werden müssen, es bleibt aber immer noch zu wünschen. Dein Mann und was mit ihm, nach dem über unserer Hausthür hängenden Schilde, worauf steht: Kongeling Norsk og Swensk Consulat, in dem Königlichen Konsulat Quartier genommen, hat glücklicher Weise durch die Güte des Herrn Konsuls einige Mittel vorgefunden pour corriger la fortune. Der Konsul hat uns zwar von seiner Gastfreiheit keinen großen Begriff beigebracht, denn sein Weinkeller ist nur mäßig ausgestattet, allein er ist wenigstens liberal und hat uns zum Herrn in seinem Hause eingesetzt, was wir in der Weise zu schätzen wissen, daß wir einestheils seine Mobilien aufs Beste erhalten und anderntheils ihm, der Zeit hat, zu warten, bis unser gelieferter Wein das gehörige Alter und damit unzweifelhaft auch eine ungemeine Güte erlangt haben wird, diesen Wein abtreten und dafür sehr mäßig seinen Wein kosten, der, nach den beschimmelten Flaschen zu urtheilen, etwas älter und im Geschmack in der That auch besser als das Lieferungsgetränk ist. Das ist nur ein christlicher Tausch, der uns einstweilen ganz wohl bekommt, und wenn die Dänen in der Lieferung nicht betrogen haben, unserem einstweilen dem Mäßigkeitsverein attachirten freundlichen Wirth hoffentlich keinen Schaden zufügen wird. Was wirst Du aber dazu sagen, daß ich, um die uns freundlich von diesem schönen Lande gebotenen Gaben nicht zu verschmähen, sogar die Cigarre gekostet, und ich glaube, zwei oder drei wirklich aufgeraucht habe. Wieder ein Beweis, wie der Krieg verwildert.

Dies sieht man überdies noch in Mancherlei, als da ist: fabelhaften Anzügen, Schlipsen statt Halsbinden, Schleppsäbeln statt Degen, Bärten

von dem üppigsten Reichthum, den schönsten Henri-quatre; bei den Leuten Helme ohne Helmspitzen (sind abgeschossen), alle möglichen Sorten von Lederzeug, hier und da auch wohl einmal einer in der Mütze statt Helm. Aus dem Lazareth sind Leute zurückgekommen, die viele gehabte Stücke nicht wieder mitgebracht haben, weil sie dort angeblich anderen Leuten gegeben sind; die Folge davon ist eine sehr ungleiche Ausrüstung. Es wurde mir der Antrag gemacht, diese Leute mit den Sachen der Offiziersburschen einzukleiden und diese austreten zu lassen. Ich habe mir indeß diese Nichtkombattanten verbeten und befohlen, daß Alles in Reih und Glied bleibt und, abgesehen von aller Gleichheit, in der Ausrüstung nur gefechtsfähig zu machen ist. . . .

C. O. Stoustrup, 24. Mai 1848: Uebermorgen bin ich drei Wochen hier und immer noch nichts Neues; die Sache wird höchst langweilig, so gut es uns auch sonst in den meisten Beziehungen geht. Fortschritte in der dänischen Sprache mache ich wenigstens nicht, und was hier an Büchern zu finden, ist fast nur in dieser Sprache gedruckt. Nur ein einziges deutsches Buch: „Populäre Geschichte Napoleons und der großen Armee von St. Hilaire" hat sich vorgefunden, was ich mit Interesse gelesen habe. . . .

C. O. Stoustrup, 25. Mai 1848: Was ich immer erwartet habe, nämlich daß wir auch die Schattenseiten des Krieges kennen lernen würden, tritt jetzt ein. Ich schreibe zum letzten Male von hier, denn noch heute treten wir unseren Rückzug über die jütländische Grenze an und werden denselben bis Flensburg fortsetzen. Die Gründe sind nicht offiziell bekannt gemacht; es heißt, England und Rußland haben energisch das Verlassen Jütlands verlangt, und der Deutsche Bund habe sich nicht geschämt, den General v. Wrangel in allen seinen Schritten zu desavouiren. Unter solchen Umständen bleibt nichts übrig, als Jütland zu verlassen, aber ich bin in meinem Innern so empört über unsere großmäuligen deutschen Freiheitshelden, daß ich wünschte, Preußen bliebe nicht dabei stehen, sondern sagte sich ganz von diesem Volke los, was auf uns nur Schimpf und Schande ladet. Meine Offiziere sind über den Rückzug außer sich; ich sage ihnen immer, daß es keine Kunst ist, Soldat im Glück zu sein, daß man aber auch im Unglück den Kopf hoch zu halten wissen müsse. Unser Unglück ist, Gott sei Dank, nur ein Aerger über Andere, kein selbstverschuldetes, die Soldatenehre haben wir bewahrt und nehmen sie mit uns zurück, — wolle Gott uns diese ferner erhalten.

Es wäre jetzt eine hübsche Gelegenheit für unsere hiesige Armee, da einmal Adressen Mode sind, dem Fünfzigerausschuß, der uns mit seinem Beifall beehrt und jetzt nichts weiter weiß, als uns im Stich zu lassen, auch eine Adresse zu schicken, die er nicht hinter den Spiegel stecken dürfte.

Ich bin nur begierig, ob wir jetzt nicht klug werden und erkennen werden, daß das einige Deutschland ein Unding gewesen ist und immer bleiben wird, solange es aus 22 Staaten besteht, daß Preußen in Deutschland gar keinen, auch nicht einen Freund, aber viele Neider und Eifersüchtige hat, daß es daher keine besseren Farben als die unseren, von Ruhm umstrahlten schwarzweißen giebt; daß es eine Thorheit ist, für die Nationalitäten kämpfen zu wollen, da die eigene deutsche nicht einmal Anklang findet und nur eine Fahne ist, welche die Revolutionäre aller Staaten zu ihren besonderen Zwecken aushängen; daß es natürlich ist, daß, wenn man mit solchen Kerls buhle, jeder rechtliche Mann sich von einem abwenden muß, daß wir dadurch alle Staaten, die deutschen nicht ausgenommen, vor den Kopf gestoßen haben, daß wir dadurch auch den einzigen Freund, welchen wir nach des unvergeßlichen seligen Königs Ausspruch hatten, — Rußland, — zurückgestoßen und zu einem Gegner gemacht haben, ohne zu bedenken, wie nöthig wir es bald selbst noch brauchen können; daß es daher landesverrätherisch war, in die Posaune des Russenhasses mit zu blasen, der, wenn auch in etwas durch die Grenzsperre erregt, doch noch mehr künstlich und aus keinem anderen Grunde angefaßt ist, als weil man Rußland so wie jedes andere geordnete Militär, welches man eben deshalb auch auflösen will, als einen Damm erkennt, gegen welchen sich die Wogen des Aufruhrs und der Umwälzung aller Verhältnisse nicht brechen könnten. Hätte man dies Alles erkannt, was wäre dann zu thun? Ich antworte: Deutschland den Stuhl vor die Thür stellen, unsere Armee ins Vaterland zurücknehmen, mit ihrer Hülfe und der aller jetzt gut gesinnten Patrioten die Ordnung im eigenen Lande herstellen und dann Jedem die Zähne weisen, der unsere Grenzen nicht respektiren will. Haben wir so erst wieder Achtung nach innen und nach außen gewonnen, dann werden wir auch Freunde haben; solange wir aber eine Regierung haben, die sich vom Proletariat und von Aufrührern den Weg bezeichnen läßt, den sie zu gehen hat, kann kein Mensch zu uns Vertrauen fassen, wie wir ja selbst keines zu uns haben. Ich kann daher nur sagen: Gott bessere es!

Vor der Hand aber müssen wir hier zurück. Ich lege die darauf bezüglichen Befehle bei. Danach führe ich die Arrièregarde. Große Ehre, — schlechtes Vergnügen. Ich bin begierig, wie sich die Dänen benehmen, ob sie uns folgen werden und wie. Wie die Sachen jetzt stehen, könnten sie nichts Effektvolleres thun, als uns eine Anzahl Lacher nachgehen und uns alle Tage, statt anzugreifen, auslachen zu lassen. Ich habe so lachenden Aussichten gegenüber nichts mehr hinzuzufügen, weiß auch nichts, und doch kommt es hier wesentlich aufs Wissen an, um ein gründliches und begründetes Urtheil fällen zu können. Was ich daher gesagt habe, ist nur der Ausdruck meines Aergers, für weiter gebe ich es nicht aus. Ich habe

mir aber Luft machen müssen, bis bessere Zeiten den Alp von der Brust nehmen. Darum Adieu auf bessere Zeiten. . . .

General v. Wrangel zog also mit seinen Truppen in gedrückter Stimmung südwärts auf der alten Straße zurück, versuchte aber am 29. Mai noch einmal mit den Dänen anzubinden, nachdem diese am Tage vorher bei Düppel einen Landungsversuch unternommen hatten. Sie hielten nicht Stand, sondern wichen sofort nach Alsen zurück. Wrangel blieb jedoch in der Gegend stehen, und Major v. Steinmetz schreibt aus dem Kantonnementsquartier Quars:

C. Q. Quars, zwischen Apenrade und Flensburg, 4. Juni 1848. . . . Das Zurückgehen der Armee aus Jütland hat nicht bloß auf uns, sondern auch auf den deutschgesinnten Theil der Bevölkerung einen üblen Einfluß gehabt. Eine Menge deutscher Familien, die den Haß der Dänen und infolgedessen eine Arretirung zu fürchten hatten, sind aus Hadersleben und Apenrade geflüchtet, theilweise wollen sie nach Frankfurt a. M., um dem Bundestage ihre Klagen vorzubringen und seinen Beistand anzurufen. Auf Holstein scheint die gute Wirkung hervorgebracht zu sein, daß man mehr Truppen organisiren wird. Diese Maßregel kommt etwas spät und kann kaum Früchte tragen, indeß wird damit doch der Skandal aufhören, daß so viele waffenfähige Männer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie wir Krieg spielen, und als ginge sie dies ganz und gar nichts an. Alles indeß hilft nichts, wenn wir nicht gleichzeitig eine Art Marine bekommen; ohne diese sind wir fortwährend den Chikanen der Dänen ausgesetzt, ohne ihnen selbst beikommen zu können, und dies ist ein fatales Gefühl. Ob die Politik uns einen geeigneten Alliirten schaffen wird, oder wir ferner auf unseren eigenen Beinen stehen müssen, das ahnen wir kaum, so wenig wissen und erfahren wir, was in den höheren Regionen vorgeht; es scheint, daß wir selbst militärisch nicht immer orientirt sind, wenigstens kam Fürst Radziwill noch in Bommerlund eines Tages zu mir und wollte von mir wissen, ob und was vor uns stände, während es wohl umgekehrt sein müßte. Die im Jahre 1813 bis 1815 oft gehörten Klagen der höheren Befehlshaber, daß das Armee-Kommando zu geheimnißvoll sei, erneuern sich auch hier. Gewiß kann hier zu weit gegangen werden, Alles läßt sich aber auch nicht mittheilen, schon weil ohne dieses genug geschrieben wird und sonst kein Ende wäre.

5. Juni erneuerte General v. Wrangel den Versuch, die Dänen zu schädigen. Darüber berichten die Steinmetzschen Briefe:

C. Q. Baurup, zwischen Apenrade und Sonderburg, 8. Juni 1848. . . . Am 4. abends saß ich in größter Gemüthlichkeit nach eingenommenem Abendbrot mit meinen Quartiergenossen zusammen, als ich

um 10 Uhr durch eine Husarenordonnanz zum General v. Bonin beschieden wurde. Daß es etwas Wichtiges sein mußte, war mir gleich außer Zweifel, doch waren meine Gedanken nicht gerade auf Kampf gerichtet. Es war zum anderen Tage eine große Parade zu Ehren des Geburtstages des Königs von Hannover für die Truppen des X. Bundeskorps angesetzt, woran auch ein paar Bataillone Preußen, jedoch nicht das 2. Infanterie Regiment, theilnehmen sollten, es konnte hierin etwas geändert sein. So schien es auch anfänglich. General v. B. sagte mir, die Parade sei anders angeordnet, sie solle nicht bei Holebüle, sondern bei Quars statthaben und auch das 2. Infanterie-Regiment daran theilnehmen. Wenn Einem so etwas im Frieden gesagt wird, so rührt Einen fast der Schlag, weil man sich sagt: es ist ja nicht möglich, propre zu erscheinen. Hier ließ mich dieses Bedenken ganz ruhig, es war faktisch unmöglich, etwas zu bessern, die Kompagnien konnten zum Theil erst um 12 Uhr den Befehl bekommen, ich sagte daher mit der höchsten Ruhe, daß ich das Erforderliche sofort anordnen würde, aber natürlich nicht parademäßig kommen könne. „Na," sagte der General, „ich will Sie nicht täuschen, aber Sie dürfen Niemand etwas sagen: es ist morgen keine Parade, sondern wir greifen die Dänen morgen an und marschiren über Feldstedt, Baurup, Ulderup, Satrup; es wäre ein Spaß, wenn wir den Brückenkopf nähmen." „Den Brückenkopf?" fragte ich. „Ja," ist die Antwort, „wir müssen mit den Dänen zugleich eindringen." Ich bitte dies zu behalten, weil später darauf zurückgekommen werden wird.

Ich ging nun eilends nach Hause, es war mittlerweile ½11 Uhr geworden. Eigentlich war ich in großer Verlegenheit. Ob man sich zur Parade oder zum Gefecht einrichtet, ist ein großer Unterschied; ich mußte eine Parade ansagen, und doch lag Alles daran, daß man gefechtsfähig erschien. Ich habe meinen erlassenen Befehl beigefügt, woraus Du ersehen kannst, wie ich mich durchgewunden habe. . . . Nachdem ich diesen Befehl in die Welt geschickt hatte, eilte ich zur Ruhe. War es mein schweres Deckbett, oder war es Gemüthsruhe und Vertrauen zu dem, der mich bisher durch alle Gefahren glücklich geleitet hatte, kurz, ich schlief fest und ruhig bis zum anderen Morgen. Schon ehe wir ausrückten, marschirten Truppen aller Waffen durch mein Kantonnement, was natürlich Manchen befremdete, Andere hatten zwischen den Zeilen meines Befehls zu lesen verstanden und erwarteten, was später eintraf.

Die Linien-Brigade war um 9½ Uhr bei Laygaard versammelt und trat um 9¾ Uhr den Vormarsch nicht über Feldstedt, sondern, um näher zu gehen, über Ulderup an. Das 2. Regiment, eine Batterie zwischen sich, bildete das erste Treffen und gab die Avantgarde. Ich bestimmte dazu die vier Schützenzüge des I. Bataillons, ein Zug Schützen, ein Zug

Husaren wurden beigegeben. Hauptmann Graf Rittberg führte die Avantgarde, von welcher bald ein Zug als Partikularbedeckung zur Batterie abgegeben wurde. Die Bataillone traten den Marsch in Reihen aus der Mitte an, da der Weg eine breitere Front nicht gestattete. Die Truppen des X. Bundeskorps hatten unsere Vorposten bei Gravenstein abgelöst, welche Letzteren als eine Zwischenkolonne zwischen jener und unserer Kolonne gegen den Feind vorgingen.

Schon um 11½ Uhr war das auf dem rechten Flügel unserer vereinigten Armee eröffnete Gefecht zu hören, und da die Dänen vortrefflich durch Spione bedient sind, daher als gewiß anzunehmen war, daß sie unseren Vormarsch kannten, so war für uns kaum auf ein bedeutendes Gefecht zu rechnen. Da man aber ein Resultat wünschte, so ist mir nicht klar, warum man uns Preußen erst um 9¾ Uhr in Bewegung setzte, man hätte ganz gut ein paar Stunden früher aufbrechen können. Erst als wir gegen Satrup ankamen, schien, als würden wir etwas zu thun bekommen. Ich bestimmte die Avantgarde gerade gegen den Eingang des Dorfes auf der Hauptstraße vor, die 3. Kompagnie das Dorf links, die 2. dasselbe rechts zu umgehen, die 1. und 4. Kompagnie bildeten, der Avantgarde folgend, die erste Sturmkolonne. Es zeigte sich bald, daß wir uns zu einem Lufthieb ausgelegt hatten, es war kein Feind da; das I. Bataillon wurde wieder nach der Hauptstraße zusammengezogen, die 3. Kompagnie aber, welche in einem etwas weiten Bogen links gegangen, war zunächst nicht abzulangen und stieß erst später wieder bei Rackebüll zum Bataillon.

Vor diesem Dorfe angekommen, eigentlich bald nach dem Passiren von Satrup sollte, obgleich schon ein größerer Halt gemacht war, abermals gehalten werden; es hieß, die Truppen seien ermüdet. Ein solcher Halt hätte auf die rechts von uns im Gefecht begriffenen Bundes- und preußischen Truppen einen moralisch üblen Eindruck machen müssen, sie würden sich leicht gesagt haben, wir wollten nicht anbeißen, ihnen die Schwere des Kampfes allein überlassen. Nächstdem, wenn ein Erfolg zu hoffen, so wurde dieser am sichersten durch unser möglichst frühes Eingreifen in das Gefecht erreicht. Noch schien es möglich, daß wir des Feindes rechte Flanke, obgleich er sich ziemlich schnell abzog, würden fassen können. Alle diese Verhältnisse ließen sich und lassen sich nur bei den Vortruppen erkennen, bei uns war auch Niemand, selbst unser gemeiner Soldat, den ich zur Ausdauer mit Hinweisung auf die wahrscheinlichen Erfolge ermahnt hatte, zweifelhaft, was zu thun. Jeder fühlte, es müsse vorgegangen werden und war dazu bereit. In den hinteren Theilen der Marschkolonne kann es anders ausgesehen haben, darum aber war, was vorne nöthig schien, nicht unausführbar. Statt jeden Wunsch, den Truppen Ruhe zu

gönnen, zu berücksichtigen, hätten hier die Truppenführer mit Ernst darauf hingewiesen werden sollen, daß nun, wo man in den Gefechtsbereich gekommen, nicht Zeit zur Ruhe sei, sondern alle Kräfte zum Schlagen aufgeboten werden müßten, schon allein aus Waffenbrüderschaft gegen die im Gefecht begriffenen Truppen. Nach meiner Meinung wird viel zu wenig von den Truppenführern (bis einschl. Bataillonskommandeuren) gefordert, sie werden zu wenig zur Verantwortung gezogen, wenn ihre Truppe nicht das leistet, was sie unter Umständen, und das übersteigt allerdings zu Zeiten das Gewöhnliche sehr, leisten muß. Darum wird auch nicht geleistet, was unter anderen Verhältnissen auch geleistet werden würde. Die Leute warten viel zu viel auf Befehle, als ob Alles befohlen werden könnte und nicht in den obwaltenden oder eingetretenen Verhältnissen oft aufs Deutlichste der Befehl, was eine tüchtige Truppe thun muß, läge. Ein paar solche Truppenführer hinter die Front oder besser nach Hause gejagt, ein paar tüchtige Männer aus den unteren Chargen extraordinär an die Spitze der Truppen gestellt, und es wird Außerordentliches geleistet werden. Dann wird alle Weichlichkeit, alle Unentschlossenheit, alles „Hände in den Schoß legen" aufhören, man wird handeln, und im Kriege kommt es nicht immer darauf an, daß immer das Beste geschieht, sondern daß Jeder etwas thut, um dem Feinde zu schaden.

Wäre so auf unserem Marsche verfahren worden, so würde nicht geschehen sein, was eintrat. In Satrup wurden die gerade darin befindlichen Truppen angehalten und ihnen zu ruhen befohlen. Allerdings wurde der Befehl auch gleichzeitig an die Avantgarde und bis zur Tete geschickt, hier erwies es sich aber doch nicht als zweckmäßig und erwünscht. Der General v. Bonin meinte zwar, es müsse gehalten werden, die Truppen seien ja ganz auseinander, und in der That mußte, wie verfahren worden, die Marschkolonne zerissen sein. Es wurde daher auch eine Zeit lang gehalten; der Major Graf v. Oriola vom Generalstabe des General v. Wrangel, im besonderen Vertrauen des Letzteren, daher faktisch die Seele der Operationen, was auch aus einer noch später anzuführenden Aeußerung des Generals v. Stockhausen hervorgeht, kam an die Tete der Avantgarde und gab hier seine Zustimmung zum Weitermarsch, weil er wohl hier die Nothwendigkeit erkannte. Ob darauf auch die hinten ruhenden Truppen in Bewegung gesetzt wurden, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln, da ich wenigstens später mein II. Bataillon, welches der hinter dem I. Bataillon marschirenden Artillerie hätte folgen sollen, nicht fand und vergeblich theils selbst suchte, theils suchen ließ; es war nämlich zuerst weit zurück und wurde dann, ohne daß ich darüber etwas erfuhr, in anderer Richtung verwandt.

Doch ich will nicht weiter den Begebenheiten vorauseilen, indem ich

die Beschreibung des Marsches von Satrup an wieder aufnehme. Nachdem ich mich mit der Avantgarde und dem I. Bataillon (ich glaubte, daß alles Uebrige auch folgte) von diesseits Rackebüll wieder in Marsch gesetzt hatte, während der Feind rechts von uns vor Düppel Position genommen, kam endlich der Moment zur Wirksamkeit. Ich detachirte die 2. Kompagnie in des Feindes rechte Flanke, — er zog sich, obgleich sehr überlegen, dennoch eiligst nach Düppel zurück. Unterdeß war meine Avantgarde durch Rackebüll passirt und bekam am jenseitigen Ausgang die Weisung, den Weg rechts nach Düppel einzuschlagen. Mir wurde von dieser Verwendung nichts bekannt, und als das, nach Abzug seiner Schützen und der detachirten 2. Kompagnie, und da die 3. Kompagnie am Osteingange von Rackebüll glücklicherweise angelangt war, nun etwa zwei Kompagnien starke I. Bataillon gleichfalls hier eintraf und Befehl bekam, nicht auch rechts, sondern auf dem Hauptwege geradeaus zu marschiren, befand es sich ohne Avantgarde, die nun aus der 3. Kompagnie formirt wurde. Der Marsch wurde eine halbe Stunde weiter, immer in der Voraussetzung, daß die Marschkolonne im Zusammenhange sei, fortgesetzt und das Gehöft Surlükke erreicht, welches nahe an der Meerenge liegt, welche die Insel Alsen von Schleswig scheidet, und am Fuße der Höhen vor Sonderburg, auf welchen die Dänen eine starke Position durch Anlage eines Brückenforts und vorgeschobener Schanzen eingerichtet und jetzt eingenommen hatten. Hier traf das Bataillon etwa um $1^1/_2$ Uhr ein. Ihm gegenüber zeigten sich in der Front etwa zwei Bataillone Dänen, welche ein 400 bis 500 Schritt entferntes Gehöft besetzten. Dagegen schlich ein Unteroffizier und ein Musketier heran, und mit zwei Gewehrraketen stand es in hellen Flammen. Die Dänen liefen schleunigst heraus, und da das Terrain hier eine Annäherung nicht begünstigte, so blieben sie in der Front in ehrerbietiger Entfernung ab. Dagegen fuhren ein paar dänische Geschütze mehr rückwärts auf und feuerten gegen Surlükke. In der rechten Flanke lag die Hauptposition der Dänen, und hatten sie gegen Surlükke Schützen vorgeschoben, wogegen von unserer Seite gleichfalls Schützen vorgeworfen und sehr günstig aufgestellt wurden. Es entspann sich nun hier ein bis zum Abend dauerndes ununterbrochenes Schützengefecht, wobei wir, ich glaube, nur zwei Verwundete hatten. Auch das in der Position der Dänen befindliche Geschütz schwersten Kalibers that nicht uns, sondern später der etwas mehr zurückstehenden halben reitenden Batterie, der es einige Pferde tödtete, Schaden. Endlich wurde das Bataillon auch noch von der linken Flanke von einer Strandbatterie auf der Insel Alsen und von einem herangekommenen Kanonenboot beschossen. Von der Ersteren wurden Bomben geworfen, größtentheils 80-Pfünder, die einen Ton hatten wie ein Brummkreisel der bekannten größten Art, in der Regel aber in der Luft mit gellendem

Töne platzten und gar keinen Schaden thaten. Das I. Bataillon, eigentlich hier nur zwei Kompagnien stark, wurde demnach von drei Seiten von Batterien beschossen und beworfen und hatte in jedem Augenblick einen Angriff von vierfach überlegener Infanterie zu gewärtigen. Die Lage schien daher um so bedenklicher, da der ganze Rückweg von einer halben Stunde nach Rackebüll aus der Position der Dänen vom Wasser her unter dänischem Artilleriefeuer lag, unsere halbe Haubitzbatterie wegen Beschädigung später abfahren mußte und kein Mann der Unseren zur Unterstützung bereit stand. Unter solchen Umständen hatte ich gleich von Hause aus das weitere Vorgehen von Surlükke eingestellt und nur befohlen, sich darin aufzustellen und zu behaupten, bis von der Brigade weitere Befehle eingehen würden. Es war verzeihlich, daß mir die exponirte und aventürirte Stellung des Bataillons vorgehalten wurde, aber es war meine innerste Ueberzeugung, daß Zurückgehen schlimmer war als Stehenbleiben; ich schlug daher alle Vorstellungen damit nieder, es falle ja trotz der ungünstigsten Lage, Dank sei es den höchst vortheilhaften Terrainverhältnissen, nicht ein Mann. Dies wirkte, man gewann wieder Vertrauen, und so hat das Bataillon fünf Stunden, allerdings unter denselben bedenklichen Verhältnissen, ausgehalten und so gut wie nichts verloren.

Nachdem ich das Bataillon in gehöriger Haltung sah, ritt ich aus, nach dem II. Bataillon zu sehen, welches ich jetzt mit einigem Schrecken vermißte, und um unter diesen Umständen Befehle von der Brigade für das I. Bataillon zu erbitten. Das II. Bataillon war auf dem ganzen Wege nach Rackebüll, wo ich von Infanterie- und Artilleriefeuer begrüßt wurde, nicht zu sehen. Bei Rackebüll traf ich den Fürsten Radziwill als ich, nach Surlükke zu geritten, meinen Adjutanten vergeblich weiter nach Befehlen ausgeschickt hatte, zum zweiten Male selbst wieder danach ausritt. Er hielt hier mit den beiden Musketier-Bataillonen des 20. Infanterie-Regiments und der Pionier-Kompagnie; später erfuhr ich, daß auf seinen Befehl die Batterie des Hauptmanns v. Decker in Satrup (sechs Geschütze) hatte zurückbleiben müssen. Alles Uebrige war bei Düppel im Gefecht, welches in unseren Händen war, die Dänen hatten sich auch hier eiligst zurückgezogen. Namentlich hatten hier die Schützen meines I., zwei Schützenzüge des II. Bataillons und meine 2. Kompagnie mit Erfolg gefochten. Die Dänen, welche hiergegen mit Bataillonsmassen vorgingen, entwickelten keine Bravour, indem sie im fernen Schützenfeuer schon wieder umkehrten. Sie wurden durch ihre auf den Höhen bei Sonderburg postirte Artillerie schwersten Kalibers kräftig aufgenommen, und das Gefecht kam gegen $4^1/_2$ Uhr hier zum Stehen und wurde eine Stunde fast nur durch Artillerie unterhalten. Unsere Artillerie, viel schwächeren Kalibers, hatte einen sehr ungleichen Kampf zu bestehen, ein Angriff zweier dänischer

Bataillone wurde gegen 7 Uhr abgeschlagen, unsere Artillerie erlitt aber mehrfache Verluste durch die des Feindes, und es war nahe daran, daß ein Geschütz der halben Batterie des Lieutenants Lüdeke, welches die Bespannung verlor, bei dem bald eintretenden Rückmarsch stehen gelassen werden mußte; der Fürst Radziwill, dem ich in diesem Zeitabschnitt die Verhältnisse meldete, in welchem sich mein I. Bataillon befinde, und daß ich nicht wüßte, was geschehen solle, wollte, daß ich es zurückgehen lassen solle. Ich stellte dagegen vor, daß dies einen ungünstigen Eindruck auf die im Gefecht bei Düppel befindlichen Truppen machen, daß die Dänen gleich nachfolgen würden, und daß am Ende dadurch größere Verluste herbeigeführt würden, als wenn das Bataillon trotz seiner aventürirten Stellung bliebe, wo es sei. Der Fürst entgegnete, wenn ich dafür einstehen wolle, daß das Bataillon nachher zurückkommen könne, so möge es noch da bleiben. Eben wollte ich weiter nach Düppel zum General v. Bonin reiten, als dieser zurückkam und mir mittheilte, man wolle nicht weiter vor, nur bis zum Abend sich behaupten und dann mehr zurückgehen. Ich sah, daß zwischen dem Fürsten und dem General v. Bonin eine große Mißstimmung herrschte, und diese hatte schon den ganzen Tag einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Unternehmungen ausgeübt. Der Fürst scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß man bei Satrup halten und dem Feinde nicht weiter folgen müsse; dies soll auch die Idee höher hinauf gewesen sein, doch kann ich das nicht glauben, da Graf Oriola ja selbst das weitere Vorgehen angeordnet hat. General v. Stockhausen dagegen hat, wie mir der Hauptmann v. Delius des Generalstabes noch gestern mittheilte, zu General v. Bonin während des Marsches gesagt: unser ganzes Vorgehen sei Unsinn, allein er werde nicht gefragt, er habe keinen Einfluß. Wer nun das Vorgehen gegen die so feste Position bei Sonderburg, die durch zahlreiches und sehr schweres Geschütz noch verstärkt war, verschuldet hat, muß ich dahingestellt sein lassen; genug, es fand statt, und da es stattfand, so war es nicht gut, daß dem General v. Bonin eine Batterie ohne sein Wissen auf anderen Befehl genommen und bei Satrup stehen gelassen, wo sie nichts nützen konnte, während sie vorne später sehr vermißt wurde. Dieses unglückliche Kommandiren Vieler, dieses Eingreifen, ohne doch die Verantwortlichkeit auf sich und dem Nächststehenden ab zu nehmen, dieses Disponiren über Truppenabtheilungen, ohne daß der nächste Obere davon Kenntniß bekommt, scheint an diesem Tage recht gang und gäbe gewesen zu sein. So war hier eine Batterie zurückgelassen; ich habe früher angeführt, daß mir das II. Bataillon, selbst meine Avantgarde, aus den Händen genommen wurde, ohne daß ich etwas ahnte. Ueber diese Sachen soll es zwischen dem Fürsten und dem General v. Bonin zu einem kleinen Pour-

parler gekommen sein, jener diesem Vorwürfe gemacht haben, daß er immer weiter vordringe, während er doch nichts mehr habe zum Verwenden. Darauf soll v. Bonin geantwortet haben: Ew. Durchlaucht sagen selbst, daß ich nichts mehr habe, aber wenn der Eine mir die Bataillone und Sie mir die Artillerie nehmen, dann weiß ich nicht, wie Sie sich wundern können, daß ich nichts mehr übrig habe.

Endlich muß man sich aber doch über das Zurückgehen verständigt haben, was ja auch des Generals v. Bonin Ansicht war, nur wollte er nicht gerade vom Platz laufen, auch das demontirte Geschütz nicht zurücklassen, was er mir selbst ausgesprochen hat mit dem Bemerken, daß er den Rückzug antreten würde, sowie dieses Geschütz nach Rackebüll gebracht wäre. Ich fand dies ganz in der Ordnung und erwiderte ihm: lieber noch einmal angreifen, ehe wir ein Geschütz verlieren.

Damit ritt ich wieder zum I. Bataillon nach Surlükke. Auf dem Wege dorthin gab es wieder Feuer aller Art; Betty, die ich an diesem Tage ritt, machte plötzlich einen Seitensprung, wohl weil eine Gewehrkugel dicht bei ihr einschlug und sie durch den Instinkt vor dieser nahen Gefahr gewarnt schien. Wir kamen dadurch beide glücklich nach Surlükke, wo Alles beim Alten stand und keine Verluste stattgefunden hatten. Ich befahl, das ganze Gehöft in Brand zu stecken, wenn der Rückzug angetreten werden müsse, um das Nachdrängen der überlegenen dänischen Infanterie und ihr Etabliren in dieser günstigen Lokalität zu verhindern und auf diese einzig mögliche Weise den Rückzug meines gefährdeten Bataillons zu sichern, welches wegen der fortwährenden Bestreichung des Rückzugsweges mit feindlicher Artillerie nur in kleineren Abtheilungen, die successive herausgezogen wurden, sich abziehen konnte. Bei dem Inbrandstecken beider Gehöfte wurden Gewehrraketen angewandt, die sich als recht zweckmäßig und nützlich erwiesen; mit ein bis zwei Schuß stand Alles in Flammen.

Unterdessen war die halbe Batterie des Lieutenants Petzel I., die rückwärts des I. Bataillons gestanden hatte, von der feindlichen Artillerie stark gerupft worden; dies hatte unter den bis dahin sehr entschlossenen Leuten doch einen sichtbaren Eindruck hinterlassen; die Geschütze waren abgefahren, Lieutenant Petzel war aber zurückgeblieben, um von den gefallenen Pferden die Geschirre abnehmen zu lassen und selbst dabei thätig zu sein, was unter solchen Umständen leichter klingt, als ausgeführt ist. Dieser Offizier hat einen guten Ruf bei unseren Truppen, und mit Recht. Der General v. Bonin schickte mir den Befehl, das I. Bataillon nun ganz von Surlükke zurückzunehmen, ein Bataillon des 20. Infanterie-Regiments wurde ihm zur Aufnahme entgegengeschickt. Vom Kanonenboot wurde diese Bewegung bemerkt, und es gab wieder Feuer, zum Glück

ohne Erfolg, und wir kamen glücklich in Rackebüll an. General v. Bonin hatte mir aufgetragen, dafür zu sorgen, daß der zweite Wall jenseits Rackebüll gehalten würde, wohl weil die Truppen von Düppel noch nicht zurück waren und gegen Rackebüll drei Kolonnen Dänen vordrangen.

Was den Rückzug im Allgemeinen betrifft, so war er durch die Unhaltbarkeit vor der Position der Dänen vollkommen motivirt und nur zu bedauern, daß man so weit vorgegangen war, daß man nachher nicht stehen bleiben konnte, sondern zurück mußte. Wäre nun wenigstens der Rückzug ordentlich eingeleitet worden! Aber auch dies fand nicht statt. Unsere Artillerie wurde bis Satrup nirgends aufgestellt; es war, als wenn wir gar kein Geschütz mehr hätten. Dies gab dem Feinde offenbar Muth, so daß er wirklich nachdrängte, nicht alle unsere Verwundeten zurückgebracht werden konnten, sondern zum Theil gefangen wurden. Wunderbar genug ist auch ein Lieutenant Rolla du Rosay des 20. Infanterie-Regiments mit zwei Blessuren dem Feinde in die Hände gefallen, weil er auf dem Kampfplatze liegen geblieben ist. Dies spricht nicht für die Leute, die mit ihm im Gefecht waren. Warum man nicht die früher zurückgenommenen Truppen geeignete Aufstellungen nehmen ließ, sondern ohne Weiteres bis Satrup zurückging, warum man nicht einen Ausfall machte, sondern sich drängen ließ, vermag ich nicht einzusehen. Alles, von den Führern bis in die unteren Regionen, schien verstimmt durch die retrograde Bewegung, und doch war es noch nicht einmal ein Rückzug, man ließ die Sache ziemlich gehen, wie sie wollte. Erst als der Feind auch gegen Satrup drängte, wurden mehr Truppen vorgezogen, aber Artillerie erst dann, als der Feind uns damit bediente. Ich gestehe, daß dieser Rückzug mir sehr mißfallen hat, da er ganz anders sein konnte. Bei Satrup wurde, nachdem das Gefecht endlich auslief, das Biwak bezogen. . . . Da der Feind sich in der Nacht nach seinem Brückenkopf zurückzog, bekamen wir nichts zu thun.

Wir hatten mehrere dänische Gemeine (Deutsche) gefangen. Sie erzählten, die Dänen hätten hier 13 Bataillone, davon seien das 5. und 12. Schleswiger, die gern übergehen wollten; die Dänen ließen sie aber nicht vor, sondern brauchten sie fast nur zum Schanzen. Auch diese Nacht konnte man hören, daß die Dänen fleißig und thätig waren; bei uns regte sich nichts. Auch am anderen Morgen habe ich nicht gesehen, daß Emplacements für die Artillerie aufgesucht wurden, daß die Wälle geöffnet und die Hecken geschoren worden wären, welche den Gesichtskreis nach vorne beschränkten. Und doch hatten wir eine Pionier-Kompagnie bei uns, die nicht gefochten hatte. Wir könnten wohl etwas Fleiß von den Dänen lernen, die an diesem Morgen an ihrer Position bei Sonderburg, wie man durch ein Fernglas sehen konnte, wie Ameisen sich bewegten und, wie es schien, ihre Position noch verstärkten . . .

Das I. Bataillon bekam Befehl, nach Lundsgaard zu marſchiren und dies zu beſetzen. Beſorgliche Gemüther ſahen darin eine Rückwärtsbewegung, obgleich Lundsgaard in gleicher Höhe mit Satrup liegt. Ich hatte es mir zur Aufgabe geſtellt, ſoweit ich vermochte, den auf den Gemüthern laſtenden Alp zu verſcheuchen. Das war auch nicht ſchwer, es bedurfte nur, daß unſere rückwärtige Bewegung in das rechte Licht geſtellt, auf unſere günſtige Poſition bei Satrup aufmerkſam gemacht, das geſtern abend erfolgte Eintreffen der Grenadier-Brigade bekannt gemacht wurde. Nach der nächtlichen Ruhe und nachdem der Magen wieder voll war, die Dänen auch ganz ſtill ſich verhielten, belebten die Geſichter ſich wieder; wir hätten mit ganz guten Erwartungen wieder zum Kampf vorgehen können. Wie mein I. Bataillon in Lundsgaard ſtand und ſich dort eingerichtet, lag mir jetzt auf dem Herzen; ich machte dabei einen Beſuch bei der Grenadier-Brigade. Auch da hing man die Köpfe, vielleicht noch mehr, als man es ausſprach. Wunderbar, daß es ſo viel Schwarzſeher giebt! Was ſoll daraus werden, wenn man, ohne einen Echec erlitten zu haben, ſich durch ein paar Schritte rückwärts ſo niederdrücken läßt? Ich habe gegen die Schwarzſeherei überall angekämpft, Alles mit dem heiterſten Geſicht beſprochen und in das freundlichſte Licht geſtellt. General v. Möllendorff fragte mich: „Sehen Sie immer ſo freundlich aus?“ — „Warum nicht“, war meine Antwort, und „Gott erhalte es Ihnen,“ die ſeinige; es war offenbar, daß auch er mißgeſtimmt war.

Fürſt Radziwill wollte eigentlich von einem Halt bei Satrup gar nichts wiſſen; dies verdanken wir und damit die geiſtige Wiedererhebung dem General v. Bonin. Jener beſorgte, die Dänen würden von ihrer Geſchützüberlegenheit Gebrauch machen, aus dem Brückenkopf ſchweres Geſchütz heranziehen und uns dann zum ferneren Rückzug nöthigen, er hielt daher für beſſer, dies nicht abzuwarten. Es hätte aber in der That nur noch ein nächtlicher Rückzug gefehlt, um Alles zu demoraliſiren. Das Beſſere war, ſtehen zu bleiben, wie es geſchah, und nöthigenfalls ſich in der guten Poſition zu ſchlagen, was bei unſerer Truppenübermacht ja ohnedies nie Gefahr bringen konnte. Dies wurde wohl auch im großen Hauptquartier ſo erkannt, denn wir blieben den ganzen 6. ſtehen und marſchirten erſt am 7. früh in die gegenwärtigen Kantonnirungen ab. . . .

C. O. Baurup, 12. Juni 1848: Seit dem 7., wo wir hier angekommen ſind, iſt der vollſte Friede. Ich habe am Tage nichts weiter als eine Kavallerie-Feldwache von einem Unteroffizier und zwölf Huſaren in die Ecke des Strandes vorgeſchoben, wo man den ganzen Fjord von Apenrade und die Meerenge zwiſchen Alſen und Schleswig überſehen kann. Ein reizender Punkt; ich war am 10. dort, Kultur und üppiges Grün bis zum Strande, was wir bei unſerer Oſtſee ſo ſehr entbehren. . . .

E. O. Baurup, 15. Juni 1848: In Ermangelung neuer Begebenheiten lege ich die Berichte über die älteren, nämlich über das Gefecht bei Düppel am 5. und die Rekognoszirung am 11. d. M. bei. Ueber das Erstere habe ich heute noch eine bemerkenswerthe Notiz vom General v. Bonin selbst erhalten. Als nämlich der Rückzug auf Satrup beschlossen wurde, so schickte der General gleich seiner in diesem Dorf auf höheren Befehl und ohne sein Wissen zurückgelassenen sechspfündigen Fußbatterie (Hauptmann v. Decker) den Befehl, unter der bei sich habenden Bedeckung nach Düppelkirche vorzugehen und hier zur Protegirung des Rückzuges Position zu nehmen. Als der Rückzug bis dahin gelangt war, fand sich diese Batterie nicht vor. General v. Wrangel hatte sie selbst zurückgeschickt, weil er befohlen habe, es solle sich Alles zurückziehen. Dies muß als ein Fehler bezeichnet werden; es zog uns ein unangenehmes, viel Menschen kostendes Rückzugsgefecht zu. Den Dänen wuchs der Kamm; sie drängten, was sie noch nie gethan hatten, weil nichts sie abhielt als Infanterie. Unsere Artillerie war wie auf den Mund geschlagen; dies wirkte moralisch auf unsere Truppen sehr nachtheilig, ließ unseren Rückzug als unvorbereitet erscheinen, was er durchaus nicht war. Wäre unsere Artillerie, wie sie konnte und mußte, aufgefahren, so würde sie mehrfach Gelegenheit gefunden haben, den Feind sehr vortheilhaft zu beschießen. Dies würde ihn in Respekt gehalten haben, und das Gefecht wäre wahrscheinlich schon bei Düppelkirche abgebrochen worden, während es sich nun bis Satrup hingezogen hat. General v. Wrangel fängt an, in der Meinung zu verlieren. Man vermißt eine wirkliche obere Leitung, das Inderhandbehalten des Ganzen im Gefecht, das Feldherrntalent. Nicht mit Unrecht wird ihm von früher vorgeworfen die Nichtausnutzung des Sieges bei Schleswig. Seine Aeußerungen an jenem Tage thaten dar, daß er sich ein kleines Ziel gesetzt und, als die Truppen dieses Ziel weit hinter sich gelassen hatten, damit überbefriedigt war und übersah, daß die Erreichung des Endzieles des Krieges: die Vernichtung der dänischen Armee, vielleicht schon an diesem Tage in seine Hand gegeben war, wenn er die Zeit auszubeuten wußte. Die Anstrengungen des Tages waren allerdings für die Truppen, welche gekämpft hatten, außerordentlich gewesen. Dies war aber nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Ganzen; der größere Theil war nicht zum Kampf gekommen; er konnte ganz gut auch etwas thun; er mußte die Verfolgung unmittelbar die Nacht durch übernehmen. Dies hätte die größten Resultate gehabt . . .

Gegen das Gefecht bei Düppel spricht dessen Zwecklosigkeit, und daß man nicht aussprach, was man wolle. Der Name Rekognoszirung ist ein Mantel, den man später beschönigend umgehängt hat. Die Geburtstagsfeier des Königs von Hannover sollte wohl einen anderen Ausgang

haben; dann mußten die vorhandenen Mittel auch anders gebraucht werden. Jeder der oberen Führer zog aber an einem anderen Seil; daher war keine Uebereinstimmung . . .

General v. Wrangel konzentrirte nunmehr seine gesammten Streitkräfte in und um Flensburg. Die Dänen sammelten sich zu neuen Unternehmungen im nördlichen Schleswig.

C. O. Flensburg, 19. Juni 1848: . . . Nach der Lazarethvisite (um die Leute des Regiments aufzusuchen) machte ich meine Meldung bei der hohen Generalität wegen Ankunft des Regiments. General v. Wrangel meinte, ich sei lange in keiner Stadt gewesen; wir würden uns nun ein paar Tage ausruhen können. Dies ist aber nicht wörtlich zu nehmen. Den 22. werden wir zur versuchsweisen Einnahme der Position von Bau alarmirt und rücken dahin ab; wenn es beim Spaß bleibt, so kehren wir wieder nach Flensburg zurück. Fürst Radziwill meinte, uns würden die jetzigen Tage der Ruhe zur Retablirung gut thun. Wir kamen auf das Gefecht von Düppel zu sprechen; der Fürst sprach darüber besser, wie der Eindruck seines Handelns war. Er wollte sieben feindliche Bataillone gesehen haben und schloß auf mehr hinter dem Berge. Es war ihm daher bedenklich, Alles in ein Gefecht zu engagiren, da die Brigade Möllendorff nicht zum Rückhalt herangezogen war; er hielt deshalb selbst die beiden Musketier-Bataillone des 20. Regiments als Reserve zurück, denn, meinte er, wären diese auch ins Gefecht verwickelt und wir dann geworfen worden, so würden wir dann ohne Reserve külbütirt worden sein. Dies hat allerdings etwas für sich; andererseits waren zwei Bataillone im Gefecht mehr auch etwas werth und konnten, — wenn es wahr ist, was ich habe äußern hören, daß nämlich die Dänen schon Befehl zum Abzuge nach Sonderburg gehabt und sich nur noch geschlagen haben sollen, um ihr schweres Geschütz zurückzuziehen, — die Sache leicht entscheiden. Soviel steht übrigens auch nach dem Fürsten fest, daß General v. Wrangel nur in dem Falle, wenn man pêle-mêle mit dem Feind in den Brückenkopf dringen konnte, bis so weit vordringen wollte, und der Fürst tadelt daher, daß, da dies nicht war, er doch den Brückenkopf angegriffen hat. Hört man dagegen den General v. Bonin, so trägt der Fürst Schuld von zu großer Besorgniß. Der General sagte mir bei meinem Ritt mit ihm am 16., der Fürst habe auch bei Satrup nicht stehen bleiben wollen; er sei ausdrücklich noch den Abend von Ulderup, wohin er nach dem Gefecht vorausgeritten, nach Satrup zurückgekommen und habe ihm (dem General v. Bonin) gesagt: Sie können nichts Besseres thun als morgen ganz früh den Rückzug fortsetzen (der Fürst ging nämlich von der Ansicht aus, daß die Dänen es bei der Nähe

ihrer Position möglich machen würden, schweres Geschütz gegen uns heranzubringen). General v. Bonin will darauf entgegnet haben: Das thue ich unter keinen Umständen. Darüber ist Kampf zwischen beiden Herren entstanden. General v. Bonin setzte sich noch denselben Abend hin und meldet dem General v. Wrangel, um ihn für das Verfahren zu gewinnen: Die Truppen hätten im Kampf soviel Tüchtigkeit und Contenance gezeigt und wären in einer solchen Verfassung, daß er sich morgen in der Stellung nicht allein zu behaupten beabsichtige, sondern es auch könne. Darauf ist vom General v. Wrangel der Vormarsch der Brigade Möllendorff und der Holsteiner verfügt worden, welche um Mitternacht aufbrachen und am anderen Morgen in der Frühe bei Satrup anlangten. Der Fürst habe dem General v. Bonin an diesem Morgen gesagt, General v. Wrangel habe auf Bonins Meldung jene Heranziehung und zugleich befohlen, am 6. hier zu bleiben. Soviel geht wenigstens hervor: Gut war das Gefecht nicht, und Unrecht hat Keiner.

In Flensburg blieb Major v. Steinmetz bis zum 28. Juni. Dann trat General v. Wrangel mit allen Truppen wieder einen Vormarsch nordwärts an, in der Absicht, über Apenrade und Hadersleben den Dänen von Neuem entgegenzutreten. Diese zogen sich, ohne erheblichen Widerstand zu leisten, ganz nach Jütland zurück.

Die kriegerischen Ereignisse dieses Feldzuges hatten damit thatsächlich ihr Ende erreicht. Man blieb Gewehr bei Fuß einander gegenüber stehen und gab den schon früher versuchten Vermittelungs- und Waffenstillstandsunternehmungen Zeit, von Neuem in Fluß zu kommen. In dieser Zeit kantonirten die preußischen Truppen nördlich Hadersleben, Major v. Steinmetz mit seinem Regiment zunächst auf Vorposten in Ostorp bei Kolding; später traten mehrfach Quartierwechsel ein.

C. O. Ostorp, 26. Juli 1848: . . . Die Dänen haben verweigert, unter den gestellten Bedingungen (Besetzthalten Schleswigs durch eines unserer Korps und Fortbestehen der provisorischen Regierung der Herzogthümer) einen Waffenstillstand zu schließen. General v. Wrangel dagegen hat den Waffenstillstand auf die bekannten, ich möchte sagen schmählichen Bedingungen, die man unserem Diplomaten, Grafen Pourtalès, in die Schuhe schiebt, der sich hier als kein geschickter Diplomat erwiesen hat, nicht acceptirt. Und so haben sich diese Aussichten zerschlagen, und wir haben wieder Krieg. Man glaubt, daß wir wenigstens zunächst, und wenn von Frankfurt nicht andere Weisungen kommen, die jütländische Grenze nicht überschreiten werden, um den Diplomaten der intervenirenden Großmächte, die über die Nichtannahme des beinahe schon geschlossenen Waffenstillstandes verschnupft sein sollen, Zeit zu lassen, sich wieder etwas

zu beruhigen und für neue Bedingungen geneigter zu werden. Die Kriegführung verliert unter obwaltenden Umständen alle Energie und unsere Unternehmung alle Würde. Die Rechtmäßigkeit dieser Unternehmungen ganz bei Seite gelassen und nur das Faktum festgehalten, daß das große Deutschland oder auch nur Preußen oder Hannover, oder auch nur Preußen mit dem kleinen Dänemark Krieg führt, so ist es wahrhaft unwürdig, daß, nachdem wir den Mund wer weiß wie weit aufgerissen haben, jedesmal, wenn sich der Feind dadurch nicht beirren und zur Nachgiebigkeit bewegen läßt, wir stehen bleiben und nichts thun. Ich glaube gern, daß es militärisch richtig ist, daß wir nicht vorgehen können, weil uns der Nachschub von hinten fehlt; aber das ist eben unwürdig. Hat man sich einmal in die Sache eingelassen, und da man sich von der Zähigkeit der Dänen zu überzeugen hinlänglich Gelegenheit gehabt hat, so hätte man auch so viele Kräfte in Bewegung setzen müssen, um seine Zwecke hier mit Nachdruck verfolgen zu können. Nach meiner Meinung war es unser allein würdig, daß in dem Moment, wo Dänemark sich weigerte, auf unsere Waffenstillstandsbedingungen einzugehen, wir sofort die jütländische Grenze überschritten, uns die eigensinnigen Gegner aufsuchten, um sie auf ihre Schiffe und nach Seeland zu treiben. Um dies aber zu können, mußten uns etwa 20 000 Mann nachgesendet sein, die jetzt schon in Holstein stehen und dies und Schleswig militärisch okkupiren, damit der Feind nicht, während wir in Jütland wären, hinter uns, wie es seine bisherige Taktik war, und wie er, begünstigt durch seine Marine, der wir Nichts entgegenzustellen haben, auch ohne Schwierigkeit in Schleswig wieder landen und Insulten ausüben könnte, sondern überall in Respekt gehalten würde. Hätten wir diesen Zustand herbeizuführen gewußt, so würde Dänemark schon lange klein beigegeben haben, denn es kann bei seinen Mitteln, und wenn ihm die Hülfsquellen Jütlands auch noch verloren gehen, den Krieg nicht aushalten. Wenn wir aber jetzt, wie geschehen, auf für uns unehrenhafte Bedingungen verhandeln wollen, so können wir uns nicht wundern, wenn den Dänen, wenigstens ihren Diplomaten, der Kamm schwillt und sie uns danach behandeln. Für alle Fälle ist es gut, daß wir nicht auf solche Bedingungen abgeschlossen haben, wenn ich auch glaube, daß wir im Vaterlande auch wichtige Zwecke zu verfolgen haben und vielleicht dort nöthig sind . . .

Inzwischen waren die diplomatischen Aktionen, in die sich alle Großmächte hineinmischten, mit Hochdruck fortgesetzt worden; sie führten zu einer Art von Verständigung, in deren Folge Anfang September die Rückmärsche der Truppen in die Heimath angeordnet wurden.

M. Q. Seegaard, 3. September 1848: Wir blieben in diesen Kantonnements (bei Hadersleben) bis zum 2. d. M., an welchem Tage

auf den tags vorher eingegangenen Befehl der Rückmarsch nach der Heimath angetreten wurde. Ich kam nach Seegaard und habe heute hier Ruhetag, die weiteren Befehle gewärtigend. Am 31. August war noch folgender Brigadebefehl eingegangen: „Nach einer soeben eingegangenen Benachrichtigung von Seiten des Armeekommandos ist eine Waffenruhe bis auf Weiteres mit 48stündiger Kündigung angeordnet worden. Alle Kommunikationen mit den dänischen Truppen müssen indeß unterbleiben!“ . . .

Unter dem Druck der auswärtigen Mächte war am 26. August der Waffenstillstand von Malmöe geschlossen worden, ein Provisorium, das eigentlich alle Fragen, um die der Krieg entbrannt war, in der Schwebe ließ, Niemanden befriedigte, weitere kriegerische Unternehmungen in den nächsten Jahren zur Folge hatte und schließlich erst mit den Feldzügen von 1864 und 1866 seinen definitiven Abschluß fand.

Das 2. Regiment rückte in die ihm zugewiesenen einstweiligen Garnisonen Neustadt-Eberswalde und Prenzlau ein. Major v. Steinmetz gab dort die Führung ab und trat zu seinem Garde-Reserve-Regiment in Spandau zurück.

Mit dieser Kampagne hatte sich Major v. Steinmetz den weiteren Kreisen der Armee vortheilhaft bekannt gemacht und die Verleihung des Ordens pour le mérite, den ihm Prinz Wilhelm im Allerhöchsten Auftrage bei der Parade der zurückgekehrten Bataillone persönlich umhing, war der königliche Dank für sein umsichtiges und braves Verhalten.

Man hatte ihn als einen Mann kennen gelernt, der wohl geeignet war, einen Posten, welcher besondere Klarheit, Energie und Selbständigkeit erheischte, gut auszufüllen, und so wurde er ausersehen, die Kommandanturgeschäfte von Brandenburg zu übernehmen, als die Nationalversammlung, um ihre Sitzungen von den Berliner Treibereien unabhängig zu machen, im November 1848 nach diesem Orte verlegt wurde. Er siedelte also, kaum nach Spandau zurückgekehrt, bald wieder nach Brandenburg über und sorgte dort so erfolgreich für Ordnung und Ruhe in den auch hier angewühlten Verhältnissen, daß er von dem Oberbefehlshaber in den Marken, General v. Wrangel, nach Beendigung des Kommandos das anerkennende Schreiben erhielt:

Berlin, den 26. Dezember 1848.

Bei Ew. Hochwohlgeboren Ausscheiden aus dem Verhältniß als Kommandant von Brandenburg, worüber ich das Nähere in meinem Schreiben vom heutigen Tage an die dortige Kommandantur bestimmt habe, kann ich nicht umhin, Ihnen meinen Dank für die Art und Weise auszusprechen, in welcher Sie die Ihnen gestellte Aufgabe gelöst haben;

Sie haben dadurch von Neuem Beweise Ihrer Thatkraft an den Tag gelegt, wie ich sie schon früher im ernsten Kampfe bei Ihnen wahrgenommen. Der Oberbefehlshaber in den Marken v. Wrangel.

Inzwischen war folgende Allerhöchste Kabinets-Ordre an den Major v. Steinmetz gelangt:

Sie haben die während der Ereignisse in Schleswig-Holstein thätig gewesenen beiden Bataillone Meines (des 2. Infanterie-) Regiments mit solcher Auszeichnung interimistisch geführt, daß Ich Mich bewogen sehe, Sie in Anerkennung Ihrer Leistungen hiermit außer Ihrer Tour zum Kommandeur des 32. Infanterie-Regiments zu befördern. Ich begleite diese Beförderung mit der Erwartung, daß Sie dem damit verbundenen besonderen Vertrauen ganz entsprechen werden. Sanssouci, den 4. November 1848. Friedrich Wilhelm.

Das 32. Infanterie-Regiment stand damals in Garnison in Magdeburg und gab dem neuen Kommandeur Gelegenheit, seine Anschauungen über Ausbildung und Disziplin nach allen Seiten hin fördernd zu verwerthen. Auch handelte es sich darum, die Bataillone dienstlich und ökonomisch schnell in kriegsbereiten Zustand zu setzen, um in dieser politisch unruhigen Zeit für alle Fälle gerüstet dazustehen.

Sechstes Kapitel.

Oberstlieutenant.

1849 bis 1851.

Im Juli 1849, kurz vorher zum Oberstlieutenant befördert, verließ v. Steinmetz für kurze Zeit das Regiment, um ein Kommando zu übernehmen, das sich in Wittenberg und Bitterfeld formirte und für einen eventuell nöthig werdenden Einmarsch in das Anhaltiner Land bereit zu stehen bestimmt war. Hier war die Umsturzpartei so in die Höhe gekommen, daß ein Ausbruch von Unruhen zu befürchten stand, man hoffte aber lediglich durch Bereitstellung und Zeigen von Truppen an der Grenze die drohende Revolte im Keime zu ersticken.

Korrespondenzen aus dieser Zeit geben einen Einblick in die Verhältnisse und die Thätigkeit des Oberstlieutenants v. Steinmetz. Se. Hoheit der Herzog Leopold zu Anhalt schreibt ihm:

Wörlitz, den 15. Juli 1849.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich für die gefällige Meldung vom 13. d. M., welche durch den von Ihnen abgesandten Offizier rechtzeitig an mich gelangt ist.

Es gereicht mir zur Beruhigung, daß Ew. Hochwohlgeboren die betreffenden Truppentheile an die Grenze meines Landes beordert haben, indem ich nicht zweifle, daß diese Maßregel allein schon ausreichen werde, allen etwaigen aufrührerischen Bewegungen in demselben vorzubeugen.

Mit vollkommenster Hochachtung verbleibe ich Ew. Hochwohlgeboren ergebener Leopold Herzog zu Anhalt.

Und der anhaltische Major Zabeler schreibt an Oberstlieutenant v. Steinmetz nach Bitterfeld:

Gleich nach meiner Zurückkunft habe ich Sr. Hoheit Bericht abgestattet, wovon ich hier eine Abschrift gehorsamst beifüge.

Ich hatte am 18. d. M. die Ehre, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Radziwill (jetzt kommandirender General in Magdeburg) vorgestellt zu werden, und haben Ew. Hochwohlgeboren gewiß durch den Herrn Fürsten ein Lebenszeichen von uns erhalten.

Gestern erhielt ich auch ein Schreiben von Herrn v. Röder aus Wittenberg, welcher mir schreibt, daß das Generalkommando 500 Mann Infanterie und 4 Geschütze zur Disposition gestellt habe.

Ich habe mit Herrn v. Röder verabredet, daß die von Wittenberg zu requirirenden Hülfstruppen über Roslau marschiren sollen.

Dessau, den 21. Juli 1849. Zabeler, Major und Kommandeur.

NB. Daß noch nichts Entscheidendes sich hier zugetragen, liegt daran, daß der Geheime Rath v. Plötz immer noch nicht eingetroffen ist. Dieser Minister ist geeigneter zu dem, was in Aussicht steht, weil unter Goßler die jetzige Verfassung mit entstanden ist. Plötz soll den vereinigten Dessau-Köthenschen Landtag zusammenberufen, wo die nöthigen Vorlagen dann gemacht werden. Zabeler.

Auf diesen Brief antwortet Oberstlieutenant v. Steinmetz, indem er auf den dem vorstehenden Briefe des Majors Zabeler beigefügten „Bericht" näher eingeht (Konzept):

Ew. Hochwohlgeboren danke ich ergebenst, daß Sie die Güte gehabt haben, mir über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten einiges Licht zu geben. Dies hat mich aus der Langeweile, der ich hier fast erliege, wieder zum Leben erweckt und auch das drückende Gefühl gänzlicher Entbehrlichkeit, welches mich beim Nichtsthun zu beschleichen anfing, von mir genommen. So wäre denn also noch Aussicht, daß es zum Handeln kommen kann; ich erlaube mir daher, Ihnen auch ein und das Andere hierauf mitzutheilen.

Zunächst, daß ich nicht bloß auf die hier unmittelbar unter meinen Befehl gestellten Truppen (Füsilier-Bataillon des 19. Infanterie-Regiments, 2 Eskadrons Ulanen-Regiments Nr. 3) beschränkt bin; durch den Kriegsminister bin ich in diesen Tagen autorisirt worden, auch über die jetzt und bis Ende dieses Monats durch Wittenberg marschirenden Truppen der v. Grabowschen Division eintretenden Falls behufs einer Expedition nach dem Dessauschen zu disponiren. Auch der Kommandant von Wittenberg, Oberst v. Röder, hat mir erneut seine eventuelle Mitwirkung zugesagt, wenn er von Ihrer Regierung oder von mir dazu requirirt würde, mit dem Bemerken, daß ihm das Generalkommando des IV. Armeekorps die Genehmigung dazu ertheilt habe. Er wünscht für diesen Fall von mir den Weg zu wissen, welchen seine Truppen nehmen sollen, und ist der Meinung, daß der Marsch über Roßlau für einen Tag zu stark wäre, während, wenn die Truppen über Oranienbaum gingen, dieselben nach einigen Stunden Ruhe daselbst noch gegen Dessau vorgehen könnten. Mir scheint aber auch dieser Marsch, vorausgesetzt, daß nach demselben noch Anforderungen an die Truppen gemacht werden müssen, zu stark, und es wäre daher im dringenden Falle wohl gut, wenn, wie Sie Ihrem gnädigsten Herrn angedeutet haben, von Ihrer Regierung ein Transport per Eisenbahn vorbereitet würde. Damit wäre den Truppen von Wittenberg auch gleich der Weg vorgezeichnet, den sie zu gehen hätten, und es bedürfte dann nur einer kurzen Benachrichtigung an mich, damit ich weiß, welcher Weg eingeschlagen ist. Es würde mir aber lieb sein, wenn ich von Ihnen erfahren könnte, ob Se. Hoheit in dieser Beziehung etwas befehlen wollen.

Ew. Hochwohlgeboren haben in Ihrem Bericht (an den Herzog) auch der Maßregeln gedacht, welche ich im Falle eines Einrückens in das Herzogthum für nöthig erachte. Wie Ihr gnädigster Herr darüber denkt, würde zu wissen mir ebenfalls wünschenswerth sein. Hinsichtlich einer eventuellen Erklärung in den Belagerungszustand muß ich mir eine doppelte Bemerkung erlauben, einmal, daß diese Erklärung von Ihrer Regierung ausgehen und darin gesagt werden müßte, daß mir die Ausführung übertragen sei, und dann, daß, wenn bei Ihnen für einen solchen Fall nicht schon ein Gesetz vorhanden, welches auf Ueberschreitung der Vorschriften über den Belagerungszustand Strafen festsetzt, dies Gesetz mindestens gleichzeitig mit der Erklärung des Belagerungszustandes erlassen und bekannt gegeben werden müßte. Ein Belagerungszustand ohne außergewöhnliche Strafbestimmungen würde keinen Sinn haben, ob aber solche gesetzlichen Strafbestimmungen bei Ihnen vorhanden sind oder Ihre Regierung dieselben und in welcher Form, ob als Gesetz oder wie die preußische Verordnung über den Belagerungszustand vom 10. Mai a. c.

als Verordnung mit Gesetzeskraft erlassen kann, muß ich ganz dahingestellt sein lassen. Der Fall, daß ich den Belagerungszustand erklärte, ist nur als Akt der Nothwehr, wenn Ihre Regierung mich im Stiche ließe, denkbar und hieße dann soviel als: ich befände mich in feindlichem Lande, eine Annahme, die also gar nicht zulässig ist. Ich habe dies hier so grell hingestellt, weil ich besorge, von Ihnen bei unserer mündlichen Unterredung mißverstanden zu sein, da ich in Ihrem Briefe lese, daß ich es für nöthig erachtet hätte, den Belagerungszustand verhängen zu können. Dies ist aber nicht ganz meine Ansicht, ich finde nur nöthig, daß der Belagerungszustand eventuell verhängt werden muß, aber nicht von mir, sondern von Ihrer Regierung. Damit ginge dann die vollziehende Gewalt auf mich über, und was dahin auch schlägt, wie etwa die Entwaffnung der Bürgerwehr, Suspension des freien Versammlungsrechts und der freien Presse, Verbot des Führens von Waffen, Schließen etwaiger politischer Klubs ꝛc. wäre allerdings meine Sache und müßte von mir verfügt werden. Bitterfeld, den 26. Juli 1849. v. Steinmetz.

Die von allen Seiten umsichtig vorbereiteten Maßnahmen genügten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Nachdem konstatirt war, daß ein militärisches Eingreifen hier nicht geboten sein würde, löste sich das Kommando des Oberstlieutenants v. Steinmetz auf, und dieser kehrte für seine Person zu seinem Regiment nach Magdeburg zurück.

Unter stetiger Fortarbeit an der Kriegstüchtigkeit seines Regiments kam das für die preußische Geschichte nicht rühmliche und der Unternehmungslust und Thatkraft auch des Oberstlieutenants v. Steinmetz herbe Enttäuschungen bereitende Jahr 1850 heran. Ohne klares, fest ins Auge gefaßtes Ziel wurde ein Theil der Armee mobil gemacht, Oberstlieutenant v. Steinmetz rückte im November mit seinem aufs Beste gerüsteten Regiment im Korps des Generals Grafen v. der Gröben, der ihm von Düsseldorfer Zeit her bekannt und besonders wohlgesinnt war,*) in Hessen ein, besetzte Cassel und wurde zum Kommandanten daselbst ernannt. Zu entschlossenem Handeln dort oder nach anderer Richtung hin sollte es aber nicht kommen, und nur ein patriotisches Mißbehagen blieb von den in Cassel verlebten Wochen zurück, als das 32. Regiment mit seinem Kommandeur im Dezember abgelöst und nach Erfurt gezogen wurde.

Eine spätere Korrespondenz vom Jahre 1861 zwischen dem nunmehr auf seinem Besitz Neudörfchen in Preußen lebenden General Grafen v. der Gröben und dem nachmaligen Generallieutenant v. Steinmetz,

*) Generalmajor Graf v. der Gröben, Generaladjutant Sr. Majestät des Königs, war damals interimistischer Kommandeur der 14. Division gewesen und jetzt mit dem interimistischen Kommando des VII. Armeekorps betraut.

Divisionskommandeur in Königsberg, über diese Cassseler Episode folgt des inneren Zusammenhanges wegen an dieser Stelle.

Graf v. der Gröben an v. Steinmetz.

Ew. Excellenz überreiche ich anliegend meinem Versprechen gemäß einen Auszug des Berichtes über das in Kurhessen im Jahre 1850 aufgestellte preußische Armeekorps nebst wenigen Bemerkungen von mir.

Ich bitte den Gegenstand der strengsten Kritik zu unterwerfen, und werde ich es sehr hoch schätzen, wenn Sie mir auch Ihren Tadel mittheilen wollen.

General v. Tietzen bitte ich die Anlage gütigst nach Görlitz mit gleichem Ersuchen zu senden. . . .

Erhalten Sie mir Ihre mir unschätzbare Freundschaft, und gern unterzeichne ich mich mit wahrer Hochachtung Ew. Excellenz treu ergebener Freund und Diener. Potsdam, im Einsiedler, den 9. Januar 1861. — K. Gröben.

v. Steinmetz an Graf v. der Gröben. (Konzept.)

Ew. Excellenz reiche ich mit dem allergrößten Dank den mir zur Einsicht gestatteten Auszug über die kurhessische Frage vom Jahre 1850 zurück, ich gestehe aber von vornherein, daß mir dadurch wohl die traurige Rolle, zu welcher das preußische Korps in Hessen damals verdammt wurde, noch klarer geworden ist, als sie es mir damals war, daß ich dagegen von den Schritten unserer Regierung dasselbe zu sagen nicht im Stande bin, sie erscheinen mir vielmehr geradezu planlos und darum unverantwortlich. In letzterer Beziehung sind für mich nur drei Annahmen zulässig: Entweder ist der kindliche Glaube des Generals v. Radowitz, der aus seinen politischen Schriften und aus seinem Verhalten auf dem Erfurter Parlament hervorleuchtet, in welchem er meinte, die große politische Frage ließe sich à l'aimable auf dem schmalen Wege der Tugend lösen, bestimmend gewesen, — oder eine Unkenntniß der damals obgewalteten politischen Verhältnisse, wie sie vielleicht nicht erhört ist, infolge der wir wie mit verbundenen Augen nach Hessen hineingerannt sind, ohne zu wissen, was wir dort wollten, noch weniger, was wir könnten, — oder endlich, das schon damals florirende Parteiwesen hat sein verbrecherisches Spiel mit dem Vaterlande und mit der Armee getrieben. Die Geschichte wird dies wohl einst aufklären, für jetzt kann man nur sagen: unsere Nachkommen werden Mühe haben, zu glauben, was wir gethan haben.

Nach dem Auszug war unserer Regierung bekannt, daß ein österreichisch-bayerisches Truppenkorps in Hessen eindringen wolle. Wir wollten aber unseren Einfluß dort auch aufrecht erhalten, und zwar nicht durch diploma-

tische, sondern durch militärische Schritte. Damit war die Unvermeidlichkeit eines Konfliktes zwischen den sich entgegenrückenden Truppenkorps herbeigeführt. Das verbundene Oesterreich-Bayern repräsentirte den Absolutismus, wir konnten nach Lage der Sache nur den Konstitutionalismus repräsentiren. Hierin allein konnten wir unsere Stärke Rußland und Oesterreich gegenüber finden. Es wäre dies allerdings ein Appell an die deutsche Nation, aber noch lange kein Gehen mit der Demokratie gewesen, wozu sehr geschickt unsere Gegner unser Einrücken in Hessen gestempelt haben, um damit auch den Kaiser Nikolaus uns zu entfremden. Leider sah ein Theil unseres Kabinets die Sache ebenso an, während der andere Theil wenigstens zu einigem Handeln entschlossen schien. Das konnte nur zu halben Schritten führen und hat dahin geführt, — die preußischen Truppen in Hessen haben es zu tragen gehabt.

Ich habe nichts in dem Auszug darüber finden können, welche Eröffnungen Ew. Excellenz vor Uebernahme des Kommandos seitens unseres Ministeriums über das politische und militärische Lagenverhältniß gemacht worden sind. Der kommandirende General hatte nach meiner Ansicht aber ein Recht, dies zu beanspruchen, er war der Vertreter der Ehre seines Korps. Es kann aber kaum etwas derart stattgefunden haben, weil, wenn es stattgefunden hätte, es unbegreiflich gewesen wäre, wie unsere Truppen in einer so unkriegsmäßigen Verfassung in Marsch gesetzt werden konnten, und daß die dem kommandirenden General später zugehenden telegraphischen Mittheilungen über die politischen Verhältnisse noch nöthig sein konnten. Ich sollte meinen, auch diese telegraphische Leitung der im Felde stehenden Armee hätte vor Beginn des Feldzuges zur Sprache kommen und der Kommandirende sich diese, ähnlich wie jener römische Konsul, mit der Bemerkung verbitten müssen, daß, wer die Armee besser zu führen glaube als er, sich zu ihr begeben und das Kommando übernehmen möge; wer das aber nicht wolle, der möge ihn mit seiner Klugheit verschonen. Wird dieses Gängeln des Feldherrn durch den Telegraphen nicht entschieden zurückgewiesen, so lebt damit der k. k. Hofkriegsrath unseligen Andenkens in allergefährlichster Weise nicht nur auf, sondern wir haben ihn dann auch bei uns.

Nach meiner Ansicht mußte man, ehe auch nur ein Mann zu der hessischen Expedition in Bewegung gesetzt wurde, darüber klar sein, was man wollte und wie; das Was war politischer Natur, darüber mochte die Diplomatenweisheit entscheiden; das Wie war aber vorzugsweise militärischer Natur, und darüber mußte der Kriegsrath entscheiden, als dessen Mitglieder ich mir auch die eventuellen Armeeführer denke. Von alledem scheint nichts geschehen zu sein, man hat halbe und unsichere

Schritte gethan und damit natürlich nur Schande geerntet. Hätte man, was man zuletzt that — freilich wie E. E. Auszug enthält, nicht in der Absicht eines Krieges — wenigstens von Haus aus gethan, nämlich die ganze Armee mobil gemacht, eine Maßregel, die vollkommen durch die russische Truppenkonzentration im Königreich Warschau gerechtfertigt gewesen wäre, und hätte man dann den vollen Entschluß zum Handeln eventuell unter dem Aufschwunge des deutschen Volkes ausgesprochen, so würde sich Rußland unter den damaligen Verhältnissen wohl zweimal bedacht haben, ehe es aggressiv gegen Deutschland vorgegangen wäre; hätten wir dann positiv erklärt, daß wir den unverständigen Absolutismus in Hessen, der die Revolution von oben sei, ebensowenig dulden würden als eine Volksregierung oder die Revolution von unten, daß es sich in Hessen aber nur um den ersten handeln und wir darum auf Seiten des Volks träten; wären wir nach solcher Erklärung und völlig kriegsbereit in Hessen eingerückt und hätten wir dann weiter erklärt, daß, wenn die österreichisch-bayerischen Truppen nicht sofort wieder über die Grenze zurückgingen, wir die hessischen Truppen aufs Neue organisiren und mit ihnen vereint den angreifen würden, der die Revolution von oben aufrecht erhalte, und hätten wir dementsprechend mit Entschiedenheit gehandelt — so bin ich nicht zweifelhaft, daß Oesterreich damals trotz Schwarzenberg die Sache nicht auf die Spitze getrieben und sich einer Revolution in seinen slavischen und italienischen Ländern ausgesetzt haben würde. Hätte es dies aber gewagt, nun dann hätte Preußen, wie es der Krieg und die Selbsterhaltung gebieten, vor keinem Mittel zurückschrecken dürfen, um seine Sache, die ich der des anderen Theils gegenüber für eine gerechte gehalten haben würde, durchzuführen. Dann wäre allerdings vielleicht schon im Jahre 1850 eingetreten, was wir nun erst im Jahre 1859 erlebt haben, aber wir und Deutschland wären, wenn es geglückt, auch weiter und geachteter, als wir es selbst heute sind.

Verzeihen Excellenz meine so unumwundene Aussprache; Sie haben sie gewünscht, und das Jahr 1850 mit seiner tiefen Demüthigung Preußens liegt mir als ein bitterer Schmerz in allen Gliedern, das Aussprechen ist eine Herzenserleichterung, die Sie mir zu gut halten wollen. Mit der wahrsten Hochachtung und Bewunderung habe ich die Hingabe und Selbstverleugnung ohnegleichen erkannt, deren E. E. in dieser traurigen Angelegenheit fähig gewesen sind, wie sehr auch den untadeligen Soldaten in Ihnen das Resultat geschmerzt hat. Möge Aehnliches fernerhin uns für immer erspart bleiben.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner hohen Verehrung, in der ich mich stets zeichne E. E. gehorsamster Diener — v. Steinmetz.

Graf v. der Gröben an v. Steinmetz.

Berlin, den 17. Januar 1861.

Verehrte Excellenz! Schon vorgestern hatte ich Ihren Brief vollständig beantwortet.

Als ich aber damit fertig war, hatte ich Bedenken, Ihnen denselben mitzutheilen. Indem ich eine Rechtfertigung suche, klage ich vielleicht Andere an.

Ich habe über zehn Jahre und auch noch früher schweigen gelernt. Warum breche ich diese Zurückhaltung jetzt?

Sie waren der Erste, der mir so offen entgegentrat; Sie waren Theilnehmer jener Leidenszeit, und gerade damals gründete ich die besondere Hochachtung vor Ihnen auf die militärische Entrüstung, die sie vor einer Maßregel äußerten, die mir selbst eine ähnliche Entrüstung abgezwungen hatte.

Da liegen nun die Blätter vor mir, die Sie in das Innerste jener Zeit einführen sollen, und auch jetzt habe ich Bedenken, sie Ihnen zuzusenden. Es ist gewiß nicht Mangel an Vertrauen, aber es überkommt mich ein Schamgefühl, wenn diese Zeilen, vielleicht Andere anklagend, in Ihre Hände kommen.

Ich übersende Ihnen daher auch nach reiflicher Ueberlegung, mit der dringendsten Bitte um Rückgabe, den militärischen Theil meiner Antwort, den politischen lese ich Ihnen aber nur vor, wenn Sie dazu Zeit finden sollten, ihn anzuhören. Ich bin morgens von 9 bis 11 Uhr zu Hause, zähle indeß nicht auf Ihr Kommen, dieweil Sie Besseres zu thun haben werden und Nothwendigeres, als dergleichen von mir anzuhören. Der zweite Theil ist auch in drei Minuten vorgelesen.

Gott mit Ew. Excellenz! Mit wahrer Hochachtung — K. Gröben.

Graf v. der Gröben an v. Steinmetz.

Neudörfchen bei Marienwerder, den 29. Januar 1861.

Meine verehrte Excellenz! Als ich im Hôtel de France erschien, waren Sie eben abgereist.

Sie haben mir die beiden Blätter nicht wiedergegeben. Thun Sie Recht daran? Wenn sie gegen Ihren Willen in andere Hände kämen? Ich wollte mich ja nie rechtfertigen!

Nun wohlan denn! Ich gehe in meinem Vertrauen noch weiter.

Ihre Majestät die herrliche Königin Elisabeth hat mir unerbeten einen sehr großen Theil meiner, Sr. Majestät dem hochseligen Könige geschriebenen Briefe in hoher Huld zurückstellen lassen. Darunter befindet sich auch eine Denkschrift von mir vom 30. Mai 1850. Ich

sende sie Ihnen so, wie ich sie damals flüchtig niedergeschrieben hatte, im Original, bitte sie mir aber sogleich wieder aus.

Daß ich Gefahr, Zeit und Mittel im Auge gehabt, werden Sie nicht bestreiten; den Operationsplan hätte wahrscheinlich Jeder besser gemacht! Darüber steht mir kein Urtheil zu.

Daß ich sogleich nach dem ersten Befehl zum Abzuge nach Fulda meinen Abschied erbeten hatte, habe ich bereits bemerkt, daß der gütige Monarch ihn endlich in einen Urlaub verwandelte, wissen Sie auch. Aber auch von Neudörfchen aus wiederholte ich mehrfach meine Bitte, und noch am 5. Mai 1851 theilte ich ihm zwei Gedichte mit, davon das erste mir, das zweite dem Könige galt. Als ich die letzten Truppen des Korps von Vacha absendete, sang mir ein Sängerkorps, das sich mir zur Tafelmusik angeboten hatte, das erste Lied vor.

Es war mir allerdings aus der Seele gedichtet, und ich konnte nur danken. Aber den Wink verkannte ich auch nicht, sagte es dem Offizier, dem Verfasser des Gedichtes, auch.*)

*) Die beiden Gedichte lauten:

Der Alte Fritz. (Männer-Quartett.)

Der Alte Fritz, der Alte Fritz,
Pflegt nur so lang der Ruh' im Grab,
Als der Rapport von oben her
Sein Blut in stolze Träume wiegt,
Daß Preußen kämpft, daß Preußen siegt.

Drum hieb im Zorn sein Krückenstock
Des Sarges Marmor jüngst entzwei.
„Ist's", rief der Held, „mit meinem Ruhm,
Ist's mit dem Preußenvolk vorbei?
Ich will nicht, daß der Preuß' sich schmiegt,
Will, daß der Preuße kämpft und siegt!

Habt Ihr geseh'n, daß ich gezählt,
Gefragt, wie stark der Feinde Zahl?
Je mehr davon, je kühner traun
Ward Hieb und Stoß von meinem Stahl.
Pfui, wer den Muth nach Quentlein wiegt,
Die Losung heißt: Schlagt drein und siegt!"

Auf, Preußen, auf! Erhebe dich!
Der Alte Fritz trägt dein Panier!
Macht mit der Phrasenhelden Troß,
Macht, Kinder, flugs ein Ende mir!
Hurra! mein siegreich' Banner fliegt,
Hurra! die deutsche Ehre siegt!

Mahnung.

Als König Franz dermalen besiegt in heißer Schlacht,
Gefangen, sah in Trümmern die königliche Macht,
Da sprach er schmerzergriffen, doch Stolz im Angesicht:
„Ist Alles auch verloren, die Ehre ist es nicht!"

Hört Ihr ein dumpfes Grollen vom Pregel bis zum Rhein?
„Ist Alles auch verloren, die Ehre darf's nicht sein!"
O donnerten die Worte doch aus der Wolken Höh'n,
O rauschten es die Ströme, o brauste es der Föhn!

Die Ehre sollt Ihr wahren, Ihr, dorten in Berlin,
Hinweg die stumpfen Federn, die Schwerter müßt Ihr zieh'n!

Der Brief an den König liegt vor mir. Ich wünschte, Ihnen denselben vorlesen zu können. Wie es meine Pflicht war, meine eigene Stellung zu erkennen, so stand ich auch zum Könige in Bezug auf ihn. Ihm rücksichtslos wahr zu sein, hielt ich für meine nächste Pflicht. Sie ward mir leicht, denn er wollte gerade dieses. Nie habe ich ein edleres, selbstloseres Herz gekannt. Wenn ich diese meine vielen hundert Briefe vom Jahre 1835 ab, von ihm sorgfältig aufbewahrt, durchlese, so erstaune ich über eine solche Seelengröße. Was hat er so gnädig von mir hingenommen! Und wer war es, der es so hinnahm? Die Adresse des Herrenhauses bezeichnet ihn ganz. So war er, nicht zu viel und nicht zu wenig; der Gründer unseres Staatsgebäudes, ein christlicher Monarch, ausgerüstet mit den herrlichsten Geistesgaben Was sind dagegen vergängliche Lorbeeren? Und doch hätte ich sie ihm gewünscht und dem Lande! —

Sagen Sie mir noch nach den Ihnen gemachten Mittheilungen: „Diesen Lorbeer hättest Du ihm erringen können, warum hast Du Dich den Weisungen gefügt?!“ Darauf habe ich keine Antwort, ich überlasse sie einem höheren Richter.

Ich bin auf acht Tage hierher gegangen, weil ich hier zu thun habe, und bis zu den Plenarsitzungen in Berlin nichts . . .

Ew. Excellenz treu ergebenster Freund und Diener K. Gröben.

v. Steinmetz an Graf v. der Gröben (Konzept).

Ew. Excellenz danke ich verbindlichst auch für die neue schriftliche Aufklärung in der hessischen Frage vom Jahre 1850. Ich kann nur bedauern, daß, was in jener Zeit gut gedacht, in der Ausführung so karrikirt worden ist. Dies wird leider immer der Fall sein, wo ver-

---

Genug schriebt Ihr der Noten, genug ist es der Noth,
Hervor die Instrumente, schlägt auch der Tod den Tod!

O König, o mein König, o Hohenzollern-Sproß,
O greife in die Zügel, besteig' das Schlachtenroß!
Es stampft und scharrt und wiehert, sehnt nach dem Reiter sich:
Albrecht Achill, dem Kurfürst, dem großen Friederich.

Blick auf, Dir steht zur Seite ein treues, tapf'res Heer,
Und hinter diesem dräuet Dein ganzes Volk in Wehr!
Zur andren Seite stehet als Bund'sgenoß das Recht,
Und hinter ihm ganz Deutschlands aufsprossendes Geschlecht.

Auf, laß die Kriegesbanner mit Zollerns Wahrspruch weh'n,
Wer wollte da es wagen, im Kampfe Dir zu steh'n?
Dem Meineid gegenüber steh fest bei Deinem Wort:
„Die Schwachen will ich schützen, bin der Bedrängten Hort!“

Und würd'st Du doch besieget, verlörest Kron' und Reich,
Wird Dich die Nachwelt krönen mit ew'gem Lorbeerzweig;
Unsterblich wird es leben in Sage und Gedicht:
„Verloren hat er Alles, doch seine Ehre nicht!“

Ein preußischer Offizier.

schiedene und entgegenstehende Einflüsse wie damals sich geltend machen können und dürfen, weil der Kriegsherr nicht das entscheidende Wort spricht. Darum entweder ein Staatsoberhaupt von energischem Charakter, oder ein solches, welches sich wenigstens die Einflüsse abzuhalten weiß; das Schlimmste des Schlimmen scheint mir aber zu sein, wenn Viele mitsprechen, und besonders, wenn neben den berufenen Räthen der Krone, den Ministern, auch ein Conseil besteht, wie es leider damals der Fall war. Gott gebe, daß unser jetziger König diese Erfahrungen nie vergißt, an Personen, welche Einfluß haben wollen, wird es auch ihm nicht fehlen. Ich wünschte dem Herrn Jemand, der zu allen Zeiten nicht ihm rathen, wohl aber die Wahrheit darüber sagen wollte, welche Beurtheilung die Regierungsmaßregeln und die Dinge überhaupt nicht bloß von einer Partei, sondern auch aus den anderen Lagern erfahren; sich rathen, d. h. sich entscheiden muß der Monarch selbst, besser, er wählt das minder Gute und verfolgt es konsequent, als er strebt nach dem Ideal und geht im Zickzack, bald von Diesem, bald von Jenem auf andere Spur geleitet, was gelegentlich dann auch einmal zum Garnichtsthun führt.

In wohlbegründeter Verehrung Ew. Excellenz wahrhaft ergebener Diener v. Steinmetz.

Siebentes Kapitel.

Oberst von der Infanterie.

1851 bis 1854.

Am 18. Januar 1851 wurde Oberstlieutenant v. Steinmetz zum Obersten von der Infanterie befördert und bald darauf, am 15. April 1851, zum Kommandeur des Kadettenkorps ernannt.

Erinnert man sich aus den vorstehenden Tagebüchern, daß schon dem jungen Menschen die Neigung innewohnte, über erzieherische Fragen nachzudenken und seinen Gedanken Ausdruck zu geben, so erscheint es nur als natürliche Folge der Erfahrungen im Beruf, daß sich diese Anlage mit der Zeit nach Tiefe und Umfang weiter entwickelt hatte, und zwar stets getragen von warmer, wohlwollender Empfindung für die Jugend, der die Zukunft gehört. Es war somit, wie die Erfolge es auch bewiesen haben, ein glücklicher und segensreicher Griff, daß gerade er zur Leitung des Kadetteninstitutes ausersehen wurde.

Mancherlei Mißstände hatten sich im Laufe der Zeit durch Mangel an Zuführung von frischen Kräften in dieses Institut eingeschlichen. Bald

hatte Oberst v. Steinmetz sich orientirt, und ohne Menschenfurcht ging er thatkräftig an die Arbeit, sie zu beseitigen. Nach und nach folgten sich seine Reformen. Er untersagte Pensionate und Privatstunden der Lehrer, die nur Kindern wohlhabender Eltern zu gute kommen konnten; den jungen Offizieren und Gouverneuren nahm er die ihnen bisher zustehende, über ihre Erfahrung gehende und deshalb oft falsch gehandhabte Strafgewalt; er beseitigte Persönlichkeiten, die ihres hohen Alters wegen nicht mehr genügende Frische zum Verkehr mit der Jugend hatten, und führte einen neuen Lehrplan ein, der den Stoff mit der disponiblen Zeit in richtiges Verhältniß zu bringen geeignet war. Um in der Ausarbeitung dieses Lehrplanes selbständig und einsichtig urtheilen zu können, hatte er beim Professor Matthias lateinischen Unterricht genommen, sich auch mit der englischen Sprache beschäftigt. Allem seinen Thun legte er Plan und System zu Grunde und erachtete dabei die gesunde körperliche und geistige Ausbildung der Knaben als seine Hauptaufgabe. Er brach auch mit der bisherigen Gewohnheit, übelthuende Kadetten aus der Anstalt zu entfernen: „Damit werden die Eltern hart gestraft, wir haben aber die Aufgabe, solche unnützen Jungen, solange sie keine schlechten Streiche machen, zu erziehen, nicht, sie los zu werden, was freilich bequemer . . ."

Solches Kehren mit eisernem Besen machte ihm natürlich auf Seiten der Lehrer und Erzieher viele Feinde. Dadurch ließ er sich aber nicht beirren, und wenn manche ihm mißmuthig das Feld räumten, so war das eben zum Besten der zu erziehenden Jugend auch sein Wunsch gewesen. Das Wohl der Kadetten stand ihm obenan, wie ein liebender Vater für seine Kinder sorgte er für sie, und sie erkannten das auch bald und lohnten ihm mit größter Anhänglichkeit. Sonntags stand sein Haus namentlich solchen Kadetten, die keinen „Urlaubsort" hatten, aufs Freundlichste offen, und zu den Gesellschaften, die er seiner Neigung entsprechend oft bei sich sah, lud er auch in der Woche Selektaner ein.

In den „Jahresberichten", in denen er den Anstalten seine Ansichten über Erziehung als Direktiven zugehen ließ, spricht sich sein warmes Herz für die Jugend direkt und am besten aus. In einem derselben vom Jahre 1853 schreibt er:

. . . 5) Erziehung. Die Direktion von — — sagt, daß der erziehende Einfluß auf die Zöglinge immer mehr in Ermahnungen, Aufsicht, Umgang und in einem richtig geleiteten Ehrgefühl, als in positiven Strafen gesucht worden sei. Dieses Immer mehr — als, welches dem Verfahren mit liebender Sorgfalt über ihren Kindern wachender Eltern entspricht und die Strafe zu rechter Zeit nicht ausschließt, aber auch bei nothwendig werdender größter Strenge der Liebe nicht ermangelt, sich also von dem fehlenden oder gar gefallenen Knaben nie abwendet, sondern

sich ihm in dem Grade immer liebender zuwendet, als er tiefer fällt, mithin der Hülfe bedürftiger wird, ist ganz meine Ansicht. Würde jenes Immer mehr — als umgekehrt aufgefaßt, so würden die Kadettenanstalten aus Erziehungs- Strafanstalten; fehlte dagegen den Instituten der von wahrer Liebe untrennbare Ernst, wo er nöthig ist, so würden sie aus Erziehungs-, Verziehungsanstalten werden, in beiden Fällen also ihrer Bestimmung nicht entsprechen.

Dieses vorausgeschickt, kann ich wohl bedauern, daß auch im verflossenen Jahre wieder einige körperliche Bestrafungen nothwendig geworden sind, nicht aber, daß sie stattgefunden haben, denn das Unterbleiben wäre Schwäche oder eine einer falschen Philanthropie gemachte Konzession gewesen. Ich erwarte, daß die Kadettenanstalten auch ferner von Beiden sich frei zu halten wissen und sich sagen werden, daß, so wenig ein Kind durch eine Strafe, die der väterliche Mund dittirt, geschändet werden kann, ebenso wenig je ein Eleve des Kadettenkorps durch Strafen geschändet worden ist und werden wird, die ihm Vaterstelle bei ihm vertretende Erzieher zuerkannt haben oder zuerkennen werden, daß dagegen so Mancher indirekt durch die Schwäche seiner Erzieher geschändet werden kann, wenn sie die wohlverdiente Bestrafung auszusprechen unterlassen und damit den tieferen Fall des zu Erziehenden auf ihr Gewissen laden. Wo daher Strafe unerläßlich und das Nichtstrafen geradezu ein Unrecht ist, da möge auch künftig der Ernst walten; wo dagegen Nachsicht geübt werden kann und muß, wie bei der Flüchtigkeit eines Kindes, da komme der Erzieher durch doppelte Achtsamkeit und konsequente Führung zu Hülfe, beuge Vergehungen, die Strafe nach sich ziehen müssen, vor, stemple aber auch nicht jede Handlung eines Kindes durch Unterlegen übler Motive, an die die Kinder bei ihren Handlungen oft gar nicht denken, zu Vergehen.

Der Erzieher darf unter seinen Augen allerdings nicht Unrecht handeln lassen; wo daher das Thun eines Kindes einen solchen Schein hat, da muß es gehemmt werden, aber in vielen Fällen wird dies allein genügen, nicht immer Strafe nöthig sein, wovon ja jede Familie den Beweis liefert. Manchem Vergehen läßt sich auch durch eine ihnen von den Erziehern werdende noch rücksichtsvollere Behandlung vorbeugen. Je freundlicher, artiger und ruhiger die Erzieher ihre Eleven führen, desto weniger werden sich diese jene Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, und auch hier kann Nachsicht, die ein gehaltener taktvoller Erzieher übt, oft mehr wirken als das Erzwingen der Autorität mittelst Strafe, die wohl erbittern, ja selbst demoralisiren kann, wenn eben der verletzte Theil geneigt ist, Uebles zu sehen und dem Kinde üble Motive, wie Lug, Trug, Unwahrheit, Unehrerbietigkeit, Trotz und dergleichen, Schuld giebt, d. h. Beweggründe, von welchen man ein Kind nie merken lassen sollte, daß sie es haben

könne, die aber leider recht häufig in den mir zugehenden Strafliſten zu finden ſind.

Ich fordere daher die Königlichen Direktionen ergebenſt auf, dahin zu wirken, daß der erziehende Einfluß immer mehr und mehr auch ein vorbeugender werde, und daß die liebreiche Führung, deren ſich die Zöglinge unſtreitig im Ganzen zu erfreuen haben, ſich auch in einer demgemäßen Charakteriſirung ihrer kleinen Ausſchreitungen abſpiegeln. Je kraſſer, nackter die Vergehen bezeichnet werden, deſto weniger zart möchte auch die Führung der Zöglinge ſein, deſto weniger das feine Gefühl in ihnen geſchont und gepflegt werden. Es fehlt mir nicht an Grund zu dieſer Annahme, ich habe bei Gelegenheit meiner Inſpizirungen unter nicht wenigen Arbeiten von Schülern Kritiken und Bemerkungen der Lehrer gefunden, die eine verletzende Faſſung hatten, die ich nicht billigen kann. Nicht nur die Eleven haben Rückſichten zu nehmen, ſondern auch Lehrer und Erzieher, und ich habe es deshalb ſchon im vorigen Jahre ausgeſprochen, daß ich die Disziplinargewalt beſchränkt habe, weil ich durchaus nicht geſonnen bin, die Eleven der Willkür preiszugeben. Ich verſtehe darunter aber überhaupt eine in allen Beziehungen anſtändige Behandlung der Eleven, und daß die Erziehung der Eleven mehr von innen heraus, als von außen hinein ſtatthaben, eine mehr auf den guten Regungen des Herzens und auf der in den Eleven hervorzurufenden eigenen Ueberzeugung fußende, als eine eingeſtrafte ſein muß. Auf dieſen Erziehungsweg wollte ich die Erzieher leiten, indem ich ihnen durch Entziehen der Strafgewalt zugleich die Verſuchung nahm, ihre Autorität und ihren Einfluß zu mißbrauchen. Strafen werden allerdings nie ganz fortbleiben können, aber die Erzieher ſollten dieſes Mittel nicht ſo zur Dispoſition haben, daß ſie gleichſam zum fortwährenden Gebrauch und, bei der mit dem jetzt ſehr häufigen Perſonenwechſel verbundenen größeren Unerfahrenheit, zum Mißbrauch verleitet würden. Sie ſollten ihre edleren Kräfte dem Erziehungswerk darbringen und nur, wo dieſe nicht ausreichen, an die Strafgewalt appelliren. Dieſe habe ich in die Hände weniger Perſonen, denen aber Beſonnenheit, Erfahrung, unbefangenes Urtheil zur Seite und die gewiſſermaßen über den Parteien ſtehen, gelegt; damit bin ich aber ſehr entfernt geweſen, dieſe Perſonen ihren Pflegebefohlenen als Zuchtmeiſter gegenüber hinſtellen zu wollen, wie man zu meinem großen Befremden die Sache in — — — aufgefaßt hat, eine Auffaſſung, in welcher ein vollkommenes Verkennen der Stellung der Herren Abtheilungsvorſteher liegt, welche die eines Vaters zu ſeiner großen Familie iſt, welche er gleichſam unter mehrere Hofmeiſter geſtellt, aber ſich die väterlichen Strafrechte vorbehalten hat. So verfahren Eltern, die ihre Kinder lieb haben, eine ſolche Stellung den Abtheilungsvorſtehern geben, iſt ihrer gewiß nicht unwürdig; eine ſolche Stelle

drückend finden heißt sie nicht würdigen, nicht das große Vertrauen erkennen, was in der Verleihung liegt, nicht die ganze Würde als Oberhaupt der großen Familie wahren. . . .

Im Sommer 1853 nahm Oberst v. Steinmetz infolge einer speziellen Einladung des Kaisers Nikolaus mit anderen preußischen und fremdländischen Offizieren an den militärischen Lagerübungen in Rußland Theil und hatte dabei Gelegenheit, namentlich auch die Einrichtungen und das Lagerleben der russischen Kadettenschulen genauer kennen zu lernen. Für diese interessirte sich der Kaiser ganz vornehmlich und übernahm wiederholt persönlich die Führung des preußischen Kadettenkorps-Kommandeurs, um ihm den Einblick in diese groß- und eigenartige Schöpfung auf das Eingehendste zu ermöglichen.

v. Steinmetz hat auch in dieser Zeit Tagebuch geführt, ist aber augenscheinlich von den sich jagenden Unternehmungen und Ereignissen, von Fahrten und Festen so in Anspruch genommen worden, daß die täglichen Aufzeichnungen nur in hastender Eile bruchstückweise möglich waren. Infolgedessen ermangelt das Tagebuch der sonst gewohnten Uebersicht und Klarheit, und ist so schwer zu entziffern, daß es nicht völlig Aufnahme finden konnte. Die schon immer feine, zierliche Handschrift Steinmetz' ist hier so klein und zusammengedrängt geworden, daß stellenweis mit der Lupe gearbeitet werden mußte, um sie nothdürftig lesen zu können, und es ist erstaunlich, daß der 56jährige Mann unbewaffneten Auges (er hat sich auch bis an sein Lebensende zum Schreiben und Lesen niemals eines Glases bedient) solche Miniaturschrift leisten konnte.

Einzelne Stellen lauten, wie folgt:

17. Juli 1853: Morgens von Berlin nach Stettin, von da um Mittag mit dem russischen Dampfschiff „Wladimir" nach St. Petersburg abgegangen.

18. Juli: Beim Erwachen unruhige See, seekrank, Unwohlsein den ganzen Tag. Am Abend ging die See so hoch, daß die Wellen vorn aufs Deck schlugen. Schöner Sonnenuntergang.

19. Juli: Gesund beim Erwachen. Unterhaltende Kunststücke vom Grafen Schuwalow, Flügeladjutanten des Kaisers, gemacht, z. B. mit Korken, Schnupftuch und Geld. — Bei Reval vorbeigekommen.

20. Juli: Gute Fahrt, gut Wetter, nach Kronstadt. Ueberfahrt nach einem kaiserlichen Dampfboot und damit nach Peterhoff. Hiervor auf ein Ruderboot, dann mit drei Droschken Graf Münster aufgesucht. Zuletzt auf dem Kadettenplatz, wo die Kadetten exerzirt hatten und eben sich zum Parademarsch aufstellten. — Mittags 4 Uhr Tafel in Alexandrowka, ein preußisches Diner, nur Preußen, Ueberrock, Epaulettes, ohne Degen,

Mütze. Kaiser beim Eintreten adressirte mir das erste Wort: ob ich noch etwas von der Seefahrt spürte? Darauf sagte ihm Graf Münster später, ich sei heute schon im Lager der Kadetten gewesen, was dem Kaiser sichtbar angenehm war. Er fragte mich, wie ich sie getroffen, — ich entgegnete, ich hätte mich wahrhaft erfreut an dem offenen, zutraulichen Wesen der Kadetten, hätte mit vielen gesprochen. (Ich war mit Graf Münster Visiten gefahren, darauf in das Lager zu den Kadetten, um General Letthoff und Licherdoff meinen Besuch zu machen, die mich mit großer Aufmerksamkeit empfingen.)

Der Kaiser meinte, das Sprechen wäre nicht die starke Seite der Kadetten. Ich konnte entgegnen, der größte Theil hätte mir geantwortet, wenn nicht deutsch, so französisch. Die alten Kadetten hätten ein feines Benehmen gezeigt. Nach Tisch zeigte mir der Kaiser einen Zettel, auf dem die Namen der Kadetten standen, die augenblicklich zum Besuch des Schloßgartens da waren unter Führung eines alten Kadetten, dessen Name am Schlusse des Zettels stand. So im Gespräch, waren wir vor das Schlößchen im Garten gekommen, wo sich die Kaiserin schon hinbegeben hatte. Der Kaiser sprach die Kadetten, vielleicht dreißig bis fünfzig, freundlich an, rief sie zu sich heran, dann sagte er zu mir: „Kommen Sie," und nahm einen kleinen und einen größeren Kadetten, die sich Beide hinter dem nächsten Busch bis aufs Hemd ausziehen mußten. Der kleine Kadett hatte ganz reine Füße, der größere nur etwas wenig Unreinlichkeit, wobei der Kaiser sich in Bezug auf die am Morgen stattgehabte Uebung zufrieden bezeigte. Wieder Unterhaltung mit den Kadetten, eine wahrhafte Familienszene, bei der der Kaiser einen kleinen Kadetten stets auf dem Arme hatte.

Abends französisches Theater, der Inhalt frivol. . . .

21. Juli: Um 10½ Wachtparade der Kadetten, guter Vorbeimarsch. Gewehre von verschiedener Größe, der Größe der Kadetten angemessen. Zündtäschchen am zweiten Knopf oben.

Unmittelbar darauf Fahrt nach Kronstadt per Dampfschiff. Dort überall in Hofequipagen herumgefahren, erst um die Admiralität, dann längs der Stadtbefestigung, ein stark gemauerter Hauptwall mit thurmartigen Caponièren. Davor ein breiter, trockener Graben, dann ein nasser Graben und davor ein bedeckter Weg mit Flèchen. Ich halte dies für hinreichend, da hier ein Angriff nicht zu erwarten, indem eine Landung von Truppen nothwendig wäre, die See aber so flach, daß ein Herankommen größerer Schiffe unthunlich ist. . . .

Zurück aufs Dampfboot, dejeuné. — Nachmittags nach Krasnoje, mit Graf Schlippenbach eine Wohnung, mit General v. Prittwitz hingefahren.

Abends zu Pferde im Gefolge des Kaisers das Lager beritten, in welchem drei Divisionen stehen. Schöne, kräftige Gestalten, meist im besten Alter, doch auch ältere. Die Regimenter nach Taille, Farbe ꝛc. formirt. . . .

22. Juli früh Krasnoje besehen; die kaiserlichen Häuser hübsch, Ansehen wie Charlottenburg, nur fehlt es an Bäumen, nur auf der Seite der kaiserlichen Wohnung ist eine junge Allee, sonst überall die Wege ohne Alleen, so auch die Landstraße.

Um 11 Uhr Aufziehen der Wachtparade im Lager. Vor der Parade that ich einen Blick in eines der Soldatenzelte, es lagen zehn Mann darin auf einer Art Pritsche, worauf ein Strohsack und Decke zum Zudecken. Das Lager ist also nicht so übel. Die Leute sahen frisch aus und waren wohl ausgerüstet, lange Mäntel, die für ein Marschiren indessen zu lang erscheinen. — Lazarethbesichtigung.

Zurück nach Krasnoje. Sehr scharf gefahren, viel Staub, viel niederes Gebüsch, Waldbäume erreichen nicht die Höhe wie bei uns. Im Ganzen wenig Anbau, von Viehzucht nichts zu sehen, kein Schaf, kein Huhn, daher auch kaum Stallungen und ebenso wenig Scheunen in der Größe wie in unseren Dörfern. Kartoffeln zieht der Bauer auch nicht, kurz, die Ackerkultur ist nur da der unsrigen ähnlich, wo deutsche Kolonisten sind, deren es aber in hiesiger Gegend viele geben soll.

Abends zur Kaiserin zum Thee nach Ismania befohlen, ein kleines Gartenschloß am Meere. Schöne Lage, reizend, die inneren Räume mit Blumen und Palmen und anderen Gewächsen geschmückt. Sämmtliche fremde Offiziere geladen, dazu der ganze Hof und auch junge Damen. Die junge Welt spielte zuerst, dann tanzte sie; ältere Personen machten eine Partie Karte oder Konversation. Der Kaiser rief mich in ein Seitenzimmer, setzte sich auf das Sopha und hieß mich in seiner traulichen Weise neben sich setzen. Darauf eine lange Unterhaltung über die Kadettenanstalt. Ich mußte ihm sagen, ob die Errungenschaften vom Jahre 1848 wieder abgestreift seien, und wie die Anstalt ineinander griff. Der Kaiser schilderte mir darauf seine Anstalt, nannte mir die in der Provinz, meinte, große Gelehrsamkeit sei den Kadetten nicht nöthig, aber eine praktische Ausbildung. Er habe sich in dieser Beziehung über das Berliner Korps gefreut, es sei eine wesentliche Veränderung bei ihm bemerkbar gewesen. Er wußte, daß ich militärische Uebungen mit dem Korps mache, was mir Gelegenheit gab, dies spezieller zu beschreiben, aber daß wir nur wenig Zeit dazu haben. Ich nahm die Gelegenheit wahr, dem Kaiser zu sagen, wie glücklich er das Korps gemacht haben würde, wenn es ihm möglich gewesen wäre, bei seinem Aufenthalt in Berlin es zu besuchen, er würde sich gewiß darüber gefreut haben. Der Kaiser sagte, er habe es

gewünscht, aber keine Zeit gefunden. Warum ich nicht ein paar Kadetten mitgebracht hätte, sie würden hier mit großer Freude aufgenommen worden sein. Die hiesigen Kadetten hätten im Jahre 1848 sich begeistert gefühlt, als sie gehört, daß die Berliner Kadetten gewünscht hätten, sich den Kolonnen der Truppen anzuschließen. Ich sagte dem Kaiser, der Geist in den Kadetten sei dies allerdings gewesen; wären sie nicht gehalten worden, so wären sie gewiß zur That übergegangen, wozu sie auch körperlich ganz geschickt seien; ich würde kein Bedenken tragen, im ähnlichen Falle mit den Kadetten wie mit anderen Truppen zu handeln. Auf die Aeußerung des Kaisers, daß ich hätte Kadetten mitbringen sollen, sagte ich ihm, er häufe auf mich so viel Gnade, daß ich allerdings den Wunsch hätte, mit den Meinigen theilen zu können.

Wir sprachen noch von der Parade in Berlin; ich sagte dem Kaiser, wie schwierig der Moment für das Kadettenkorps gewesen sei, rühmte aber auch den Eifer der Kadetten, mit dem sie sich der Vorbereitung dazu hingegeben, und wie sie den lebhaften Wunsch gehabt, den Kaiser bei sich zu sehen, was ich ihnen als eine entfernte Möglichkeit hingestellt, da ich gewußt hätte, wie gnädig sich der Kaiser für solche Anstalten interessire. — Auch auf die Kadettenfahne kam die Rede; ich sagte dem Kaiser, ich selbst sei Kadett gewesen, hätte nie eine Ahnung davon gehabt, ich hätte sie aber wieder zu Ehren gebracht bei der Einweihung des Friedrich-Denkmals und zur Parade, und jetzt stände sie in meinem Zimmer.

Der Kaiser sprach erneut seine Zustimmung aus, daß mir Alles, was ich von Anstalten sehen wollte, gezeigt werden solle; ich mußte aber darauf erwidern, daß leider die Zeit und die Gelegenheit dazu fehle, es sei so viel Anderes zu sehen und die Anstalten augenblicklich leer, und doch hätte ich sehr den Wunsch, eine Anstalt in ihrem gewöhnlichen Getriebe zu sehen. Das Gespräch wendete sich auf die Truppen. . . .

Unser Zündnadelgewehr lobte er als gute Schußwaffe, meinte aber, es sei zu leicht konstruirt und werde sich zu früh verschießen. Die Munition sei zu schwierig, fand nicht gut, ein ganzes Armeekorps so zu bewaffnen, meinte, es hätte bei den Jägern stehen bleiben müssen und den besten Schützen in jedem Truppentheil. . . . Der Kaiser sprach auch darüber, was in Rußland für die Erziehung von Offizierssöhnen und Soldatenkindern geschehe. Ich sagte, das würde bei uns zu viel kosten; er meinte, es koste ihn auch viel, aber es sei dies eine Schuldigkeit der Dankbarkeit gegen die Väter der Kinder und erwecke in diesen wieder die Dankbarkeit; die militärische Erziehung sei aber in heutiger Zeit die Hauptsache, er habe darum immer nicht begriffen, warum man in Preußen, diesem echten Militärstaat, die Ritterakademien als solche habe bestehen lassen und sie nicht in Kadettenhäuser umgeformt habe. Er habe dies dem vorigen

Könige geäußert, dieser ihm gesagt: „Vous avez raison“, aber es gehe nicht, es seien Privatstiftungen. Ich bemerkte, man habe sich damit geholfen, daß man an diesen Anstalten auch Offiziere angestellt habe. . . .

24. Juli: Um 8 Uhr nach dem Lager der Kadetten, die erste Klasse derselben machte Aufnahmeübungen unter Offizieren auf dem Felde, . . . eine andere Partie wohnte Sappeurübungen und den dahin schlagenden Arbeiten, wie Faschinenbinden, Schanzkörbemachen ꝛc., bei; das Pagenkorps erhielt in einer im Bau begriffenen Schanze Unterricht. . . . Man sagte mir, es sei nicht die Absicht, Ingenieure oder Artilleristen oder Topographen zu bilden, sondern nur die Kadetten mit diesen Fächern oberflächlich bekannt zu machen, und dies möchte auch wohl erreicht werden. Das Scheibenschießen konnte ich heute nicht sehen, weil der Instruktor, ein gewisser Wagner, ein Deutscher, nicht anwesend war. Es ist auffallend, daß gerade hierin kein Offizier Unterricht ertheilt.

Nachmittags ½4 Uhr mit dem Kaiser auf seinem Dampfboot nach Petersburg. Unterwegs dinirt. Kühle Witterung und trübe, dennoch Einfahrt in Petersburg, ein hübscher Anblick. Wir stiegen am Lande in kaiserliche Wagen; die Equipage des Kaisers voran, durchflogen wir einen großen Theil der Stadt, sahen die Newabrücke, Börse, Admiralität, Staatskirche ꝛc. Abends französisches Theater in Kamenoi-Ostrow.

25. Juli: Visiten gefahren, beim General der Infanterie Schulgin, Gouverneur von Petersburg ꝛc., dann zur Großfürstin Helene zur Präsentation. Noch heute eine schöne, belebte Frau; fragte sehr theilnehmend nach den preußischen Kadettenanstalten, hielt es nicht gut, daß Rußland so viele derselben habe, meinte, es wären doch die Eltern damit nicht zu ersetzen; fand es auch nicht gut, so viel vorzunehmen, man müsse sich doch auch selbst leben können, das Treiben mache nervös. Die schöne Dame schien bei aller Heiterkeit ihres Wesens doch etwas innerlich verstimmt zu sein.

Von da nach der Festung zum General v. Manderstern, der mich sehr freundlich aufnahm und zum 27. zum Essen einladete. Dann zum General der Infanterie v. Berg. Sprach viel über russische Kadettenanstalten, es sollen deren jetzt 20 sein, dennoch nicht genügend Offiziere liefern. Der jährliche Abgang an Offizieren sei 800, die Anstalten hätten aber nur 3- bis 4- und nur einmal 600 Kandidaten geliefert, Beweis, daß sie nicht ausreichend seien. Darum für Vermehrung. Er drückte mir aus, man würde mir darüber nicht die Wahrheit sagen. . . .

Es folgen nun in den nächsten Tagen sehr detaillirte Notizen über das, was im Lager bei den Truppen im Exerziren und Schießen zu sehen war. Daran schließt sich vom 3. bis 7. August ein Ausflug nach Moskau

mit eingehender Beschreibung, namentlich des Kreml und des Punktes auf der Smolensker Straße, von dem aus Napoleon 1812 zuerst Moskau erblickt hatte. Auch hier wird das Lager der Truppen besucht und dieses, wie die Kadetten, ähnlich denen des Petersburger Lagers gefunden.

Nach Rückkunft von diesem Ausfluge beginnen die Schlußmanöver bei Peterhoff:

11. August: Morgens 1/2 5 Uhr auf den Manöverplatz gefahren. Der Kaiser kommandirte gegen General der Infanterie Graf v. Rüdiger. Letzterer wurde in seiner rechten Flanke umgangen. Sehr acharnirter, kaum in solcher Weise möglicher Kampf bei Ropscha, infolgedessen Graf v. Rüdiger den Kampfplatz verließ und für heute Halt gemacht wurde. Taktische Ordnung nicht höher als bei unseren Manövern, Tiraillement geringer, Anhäufung der Truppen in verhältnißmäßig kleinen Räumen wie bei früheren Gelegenheiten.

Abends Thee bei der Kaiserin, der Thronfolger stellte mich seiner Gemahlin vor.

12. August: Morgens 8 Uhr Beginn des zweiten Manövers; der Kaiser gewann nur etwas mehr Terrain und beendete damit das Manöver für heute. Rückfahrt nach Peterhof. . . .

13. August: Wasser- und Fahnenweihe, was bei den Russen alljährlich zweimal mit einer großen religiösen Feier geschieht. Die sämmtlichen Kadetten waren mit ihren Fahnen zu dem Ende im Schloßgarten von Peterhof aufgestellt, es fand ein Umzug vor ihrer Front mit dem Allerheiligsten statt, wobei die kaiserliche Familie im Zuge war und alle Fremden folgten. Die beiden Söhne des Großfürsten Thronfolger standen als Kadetten in Reih und Glied. . . .

Abschied. Persönliche Verabschiedung mittags beim Kaiser und der Kaiserin.

Sehr befriedigt von den vielen anregenden und ihn interessirenden Eindrücken der Reise und dekorirt mit dem Annenorden 2. Klasse, kehrte Oberst v. Steinmetz nach Berlin zurück.

27. April 1854 rief ihn eine Allerhöchste Kabinetsordre von der ihm besonders lieb gewordenen Stellung am Kadetteninstitute ab und ernannte ihn zum Kommandanten von Magdeburg.

Im Juli desselben Jahres wurde er Generalmajor.

Achtes Kapitel.

Generalmajor von der Infanterie.

1854 bis 1858.

Mit der Stellung als Kommandant von Magdeburg traten wieder ganz neue Anforderungen an den Generalmajor v. Steinmetz heran, denen er mit gewohnter rastloser persönlicher Thätigkeit und zielbewußter Umsicht Herr zu werden anstrebte. Freilich, ohne Konflikte ging es auch hier nicht ab, namentlich gerieth er mit der Steuerbehörde, die ihm zu viel Postengestellung abverlangte, und mit der Polizei mehrfach in Fehde; schließlich erreichte er aber seinen Zweck und erhielt strenge Zucht und gute Ordnung.

In diese eifrige, rührige Thätigkeit hinein fiel ein Ereigniß, das den energischen, kräftigen Mann bis in die Seele hinein tief erschütterte: Am 10. Oktober 1854 starb seine Tochter Selma am Typhus im Alter von 26 Jahren!

Mit allen Fasern des Herzens und Geistes hatten die Eltern an diesem letzten, ihnen verbliebenen Kinde gehangen, die Trennung von ihm riß eine Wunde auf, deren namenloser Schmerz das innere Gleichgewicht, namentlich des Vaters, bedenklich zu stören drohte. Er gerieth in einen merkwürdigen, dem ersten Anschein nach krankhaften psychischen Zustand, der ihn in Verkehr mit einer vielgestaltigen Geisterwelt setzte und die Menschen, die ihm zunächst standen und davon wußten, lebhaft um ihn besorgt machen mußte. Doch seine urgesunde, kräftige Natur, seine starke, rührende Liebe zu dem entschlafenen Kinde und die sein ganzes Wesen durchsetzende tieffromme Gedankenrichtung überwand Alles siegreich, und mit voller Klarheit und einer erstaunlichen Ausführlichkeit war er im Stande, seinen Zustand zu beschreiben, indem er an einen heute nicht mehr festzustellenden „Freund“ folgenden Brief, ein wahres Dokument seines Seelenlebens, richtete.

Berlin, den 14. April 1855.

Mein sehr werther, lieber Freund! Ihre so theilnehmenden Zeilen vom 28. Oktober v. J. hätten wohl eigentlich einen früheren Dank verdient und Ihre Theilnahme an unserem Unglück die gleiche Bezeigung an Ihrem ja auch so schweren Verlust, und doch ist ein halbes Jahr vorübergegangen, nicht, ehe ich Beides bedacht, o nein, wir haben Ihrer, und ich oft in der Stille, mit großem Danke gedacht, aber ehe ich meinen Gedanken an Sie Worte gebe. Sie werden Nachsicht mit mir haben, davon bin ich

überzeugt, Sie wissen, was meine liebe Selma mir war, Sie fühlen, wie ich unter ihrem Verlust leide. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich in der Gegenwart spreche, ist es uns Beiden doch so, als hätte der schwere Verlust uns erst heute betroffen.

Sie werden daraus entnehmen, wie tief wir betroffen sind, in der That wüßte ich nichts, was auf der weiten Welt mich in meinem Lebenswerk so hätte angreifen können, es ist eine nie heilende Herzenswunde, von der ich noch nicht weiß, ob und wer sich daran verbluten wird. Sie sprechen von einem ersten Schmerz, der vorübergeht! Mein lieber Freund, davon ahne ich noch nichts; das Heute ist wie gestern und wie vor einem halben Jahr, das Auge sucht wie in den ersten Tagen, ich möchte sagen, in allen Winkeln des Hauses, das geliebte Kind, die Stimme ruft es, und die Arme breiten sich unwillkürlich aus, wenn die Thür sich öffnet, und das Herz schlägt um so schneller, zieht sich aber um so krampfhafter zusammen, wenn es die traurige Täuschung erkennt. Das Alles ist die Wirkung einer Liebe, die über das Grab hinausreicht, die dem geliebten Kinde seine Seligkeit nicht mißgönnen kann, die aber, so lange sie von dem schwachen menschlichen Körper getragen wird, als unaussprechliche Sehnsucht sich äußert. Ein Anderer nennt das vielleicht Selbstsucht, ich bin mir aber eines Besseren bewußt, meine Liebe, meine Sehnsucht ist nicht ein Zurückverlangen des theueren Gutes, das ich so wohl geborgen weiß, es ist nicht ein Murren gegen Gottes unerforschlichen Rathschluß, es ist ein reines Sehnen himmelan, das mich aber nicht unfähig für diese Welt macht, wenngleich der Reiz des Lebens für mich dahin ist. Aber ich erkenne es als Pflicht an, so lange zu wirken, wie es Gott gefällt, mir dazu Kraft zu verleihen, und so gehen denn auch meine Tage nicht in brütendem Tiefsinn dahin, sondern unter der Thätigkeit des Berufes, und nur wenn diesem genügt, dann lebe ich der Erinnerung an mein geliebtes Kind und staune, wie mächtig diese ist. Ich kann sagen, ich kenne mich unter diesem Einfluß gar nicht wieder, ich mache seit einem halben Jahr Erfahrungen, die mir ganz neu, ja früher ganz unglaublich waren.

Ich denke Ihnen als durchaus nüchterner Mensch bekannt zu sein, frei von aller Exaltation, Ueberspannung und Einbildung, mehr als ein kritischer, räsonnirender Verstand, zwar nicht ohne Phantasie, doch von jenem beherrscht, auch nicht als ein bloßer Gefühlsmensch, wenngleich ich davon etwas mehr besitze, als die Menschen glauben, die mich nach der äußeren Gebahrung beurtheilen. Man sollte meinen, ein so konstruirter Mensch könne nur in einer Tausenden von Menschen gleichen, ruhigen, durch nichts zu alterirenden Geistesrichtung fortgehen und nichts Abnormes erfahren, — und doch erlebe ich an mir zu meinem eigenen Erstaunen gerade das Gegentheil davon. Es wird Ihnen, der Sie darauf angewiesen sind,

Menschen zu studiren, interessant sein, darin Ihren Blick zu erweitern; ich will Ihnen daher, wenn auch nur ganz vertraulich, denn was ich zu sagen habe, gehört nur vor die stille Betrachtung, mittheilen, was ich seither erlebt habe und noch erlebe.

Als ich an dem Sterbebette meines süßen Kindes stand, hatte ich nur Gedanken für dieses, und als ich es wahrhaft herzerhebend hinscheiden sah, habe ich keinen Schmerz empfunden; wie ich mein Kind im Leben geliebt, nur für dieses gedacht hatte, so auch bei seinem Sterben. Allein gar bald trat das Gefühl der Leere, des außerordentlichen Verlustes ein, und als ich den lieben Körper nach Potsdam brachte und sie ihn dort in unserem Erbbegräbniß zur Ruhe bestatteten, da brach meine vermeinte Kraft zusammen, und ich fühlte, wie es meinen Körper durchzuckte.

Es scheint mir damit etwas Besonderes in mir vorgegangen zu sein, ich will es zunächst natürlich erklären durch eine sehr begreifliche Nervenerschütterung, namentlich auch des Kopfes; ich hatte seitdem eine Art Druck oben auf dem Kopf und in den Augen, der mir aber zum Denken durchaus nicht hinderlich war. Mein Arzt ließ mich indeß doch dagegen etwas brauchen (homöopathisch), was auch von Wirkung war. So gingen die ersten vierzehn Tage, vielleicht, ohne daß etwas Besonderes eintrat, vorüber, ich schlief zu meinem unaussprechlichen Verdruß so fest und gut die ganze Nacht, daß ich jeden Morgen recht gekräftigt erwachte und an jedem Morgen beim Frühstück zu wiederholen hatte, wie böse ich auf mich sei, auch nicht einen Gedanken an mein liebes Kind im Traum zu haben, und wie unnatürlich ich das fände, da ich doch den ganzen Tag nur den einen Gedanken an mein Kind mit mir herumtrüge. Auch mein Appetit und alle Funktionen des Körpers waren so vortrefflich, wie lange vorher nicht, kurz, es war, als wenn der Tod meiner lieben Selma mir alle Gesundheit und Körperkraft wiedergegeben hätte, während ich doch geistig unaussprechlich litt und niedergebeugt war. Nach jenen vierzehn Tagen fing ich mit einem Male an, Erscheinungen zu haben, sowohl im Hellen als noch mehr im Dunkeln. Wenn ich am Tage meine beiden Hände vor die Augen hielt, also ins Dunkle sah, so erblickte ich in meinen Händen das Köpfchen meines heimgegangenen lieben Kindes, doch nicht wie ein Porträt oder wie eine Büste, sondern als hätte ich es lebend vor mir. Ihre schönen, reinen Augen blickten mich an, wie sie es im Leben thaten, die Augen bewegten sich nach oben, unten, rechts, links, kurz, wie lebende Augen, das Köpfchen drehte sich ebenfalls, als ob es sich in allen Lagen anschmiegen wollte; aber dieses Köpfchen war mehrfach vorhanden, eins wich dem andern, kurz, ich sah immer und immer mein lebendes Kind, nur daß es nicht sprach. Dasselbe war der Fall, wenn ich auf eine von Wolle gehäkelte, mehrfarbige Schlummerdecke blickte, die mir gehört, und in

welche ich die Füße des lieben Kindes in seinem Todeskampfe und Todesschweiß eingewickelt hatte, und in der es also gestorben ist; es bewegte sich dann gleichsam die ganze Decke, die wie mit Augen des lieben Kindes besäet war, welche sich hin und her bewegten, förmlich auf der Decke herumliefen. Wenn ich mich über die Decke beugte und die Hände so hielt, daß die Decke dadurch in Schatten kam, so sah ich nicht bloß Augen, sondern wieder das Köpfchen meines Kindes, aber vielfach, und wie beim Vorhalten der Hände vor die Augen, sich wie lebend bewegen. Es war etwas ungemein Anziehendes, dieser Verkehr mit meinem süßen Kinde, das mir dadurch gleichsam zu meiner Beruhigung und Beschwichtigung meiner großen Sehnsucht geliehen wurde, es war vielleicht nöthig, daß die Sprache versagt wurde, damit ich mich nicht zu sehr in die Täuschung des Besitzes versenkte, was sonst gewiß geschehen wäre. Ich kann diese Erscheinung nur mit einem Spiegelbild vergleichen, so vollkommen war das Abbild, so voll Leben, und nur, weil ich es ganz dicht vor mir hatte, durch den Schein des Anschmiegens an mich, der innigen Natur meines Kindes noch treuer.

Doch ich habe Ihnen noch von anderen merkwürdigen Erscheinungen zu sprechen. Alles, worauf mein Blick sich richtete, besonders im Zwielicht oder im Dunkeln, selbst des Abends bei Licht, nahm Gestalt an, wenn irgend möglich die meines Kindes. Wenn ich eine Stelle der Wand besonders fixirte, so dauerte es nicht lange, so fing diese Stelle an, hin und her zu wanken, und es löste sich davon ein geistiges Nebelbild los, welches bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin schwebte, oft meinem Kinde ähnlich, oft aber auch von anderer Gestalt, mehr oder minder schwarz und verschleiert. Oft auch, wenn ich ins Dunkle sah, entstieg der Erde wie ein Dampf, der nach einiger Zeit ebenfalls zu einer Gestalt wurde; dieser Dampf war entweder grau wie Rauch oder auch entschieden schwarz und dementsprechend auch die sich daraus entwickelnde Gestalt. So war mein Zustand überall; ich mochte sein, wo ich wollte, und in jeder Zeit; des Abends aber fing die Geistesthätigkeit an, sich zu steigern. Wenn ich mit meiner Frau in der erleuchteten Stube saß und sah in die dunkle Nebenstube, so sah ich in dieser selbst Gestalten sich bewegen oder auch aus derselben herausschweben, theils gerade zu uns, theils in anderen Richtungen. Wie oft habe ich auch da scheinbar mein liebes Kind in ihrem Nachthäubchen gesehen, doch meist sich etwas verbergend.

Meine Frau hatte von alle dem keine Ahnung und war oft betrübt, daß es so war. Ich bin aber überzeugt, daß es so gut war, denn meine Frau würde durch Alles, was ich sah, manchmal ganze Scharen von Trauergestalten, in die größte und ihr gewiß nachtheilige Aufregung gekommen sein, während ich ganz ruhig blieb, keine Spur von Aufregung,

auch keinen Schauder empfand, mich der Sache, insofern sie mir mein Kind darstellte, mehr freute und daher auch ruhig hingeben konnte.

Unsere Wohnung ist so, daß ich parterre wohne und schlafe und meine Frau im ersten Stock; ich ging also alle Abend zum Schlafen hinunter. Hatte ich mein Licht in die Schlafstube gesetzt, so ging ich in der Regel noch auf kurze Zeit in meine nebenan liegende Wohnstube und setzte mich dort im Dunkeln — ich schloß nämlich die Thür nach der Schlafstube — auf mein Sopha, auf dessen einer Armlehne die schon erwähnte, mir so viel werthe Schlummerdecke liegt, und legte mein Haupt auf diese. Da bemerkte ich nun, während ich im Abendgebet meines lieben Kindes gedachte, dies nicht nur im Bilde auf der Decke, sondern in seinem Nachtanzuge auch als Nebelgestalt vom Fußboden auf mich zu schweben und meine Füße umfassen und endlich sich mit dem Köpfchen auf meinen linken Fuß legen, wovon ich ordentlich eine gewisse Wärme verspürte. Dazu fanden sich noch zwei kleinere Nebelgestalten, die ebenfalls zu meinen Füßen sich niedersenkten und die wie die Gestalt meiner lieben Selma mir an späteren Abenden gleich, wenn ich in das dunkle Wohnzimmer trat, zu Füßen sanken. Es war natürlich zuerst hier eine Aufklärung zu suchen, und es gefiel mir, zu glauben, in diesen drei Erscheinungen die abgeschiedenen Geister meiner drei entschlummerten Kinder zu erblicken. Außer diesen drei Gestalten wuchsen aber während meines Gebetes gleichsam aus der Erde noch andere nebelhafte Gestalten, die sich vor mir hinstellten, als wollten sie zunächst Theil am Gebet nehmen, dann aber, wenn es beendet war, um sich mit mir in ihrer Weise zu beschäftigen. Gleichzeitig sprang eine andere weiße Knabengestalt neben mir auf das Sopha, blieb dort stehen, wich aber jedesmal zurück, wenn ich mich nach ihr drehte, und vermied jede Berührung mit mir. Diese Gestalt stand aber in Rapport mit den anderen, gleichfalls weißen Gestalten am Sopha; sie machten sich ihr Zeichen mit den Händen, als wenn sie sich auf diese Weise verständigten, was sie thun wollten. In der Regel umzogen sie mich mit einem Schleier, so daß es um mich mehr oder minder noch dunkler als ursprünglich wurde. Dann nahmen sie den Schleier auch wohl wieder fort, breiteten ihn auf der Erde aus und umgaben mich mit einem neuen Schleier, der später auch abgenommen und auf den früheren ausgebreitet wurde, wobei ich sah, daß einer weiß, der andere schwarz war. Währenddessen schwebten andere weiße oder graue Gestalten in allen Richtungen durch das dunkle Zimmer. Erhob ich mich vom Sopha, so sprang mein kleiner Freund auch von demselben in lautlosem Geistersprung herunter und eilte mit mir nach der Schlafstube, während andere Gestalten in halb liegender Haltung durch die Luft ebendahin schwebten; noch andere gingen und krochen zum Theil, wie es mir später vorkam, in

Thiergestalten und als schwarze Figuren, wie Molche u. dergl., was mir mitunter unheimlich wurde. Wenn ich dann in die erleuchtete Schlafstube trat, so war die ganze Geisterwelt zunächst wieder unsichtbar, aber sowie ich das Licht auslöschte, war sie auch sofort wieder da, zum Theil in der lieblichsten Gestalt. Es schwebte dann meist aus einer bestimmten Richtung die Gestalt meines geliebten Kindes im Nachthäubchen an mein Bett heran, kniete dann davor an meiner Seite nieder, legte das Köpfchen auf meine abgelegten Kleidungsstücke auf den nebenstehenden Stühlen, war aber auch meist bemüht, mich nicht zu berühren, ja selbst sich etwas zu verbergen. Dann schwebte die Gestalt weiter, auch wohl in die Höhe, vervielfältigte sich in ähnliche Gestalten, die mein Bett umgaben, sich zum Theil auf mein Deckbett legten ꝛc. Wenn ich auf mein Kopfkissen blickte, so sah ich dicht neben mir wieder das Köpfchen meines Kindes liegen, und ihre lebendigen Augen blickten mich sowohl da wie von anderen Stellen meines Bettes an — kurz, ich war von mehrfachen, meinem Kinde ähnlichen Erscheinungen umgeben, die alle mir die Liebe und Anschmiegsamkeit meines geliebten Kindes bewiesen.

So war es vorzugsweise in der ersten Zeit, später wurden die Erscheinungen zahlreicher, waren auch nicht immer lieblich, sondern, worauf ich später zurückkomme, wo ich von den besonderen Erscheinungen sprechen werde, abschreckend und ekelhaft; auch schwebten mehr Figuren durch die Stube, senkten sich aus der Höhe herunter und stiegen umgekehrt auf. Es entstand unter den Geistern auch ein ähnlicher, durch eine Art Zeichensprache vorbereiteter Rapport, wie er in meiner Wohnstube stattfand. Mein Bett wurde zu einer Art Himmelbett gemacht durch Umziehen mit Florwänden und ähnlicher Decke, und Geister waren beschäftigt mit Ausbessern, wo es ihnen nicht dicht genug schien, u. dergl. Auch kam mir vor, als sähe ich nun Thiergestalten, die sich auf meinem Bette bewegten, z. B. ein züngelnder Schlangenkopf, ein Ziegenkopf, beschäftigt mit Fressen wie auf einer Weide, was um so täuschender dadurch wurde, daß sich die Szene mittlerweile zu einer Art Landschaft umgestaltete, aus herrlichen Bäumen und palmenartigen Sträuchern gebildet und unter einer wechselnden Beleuchtung oder Farbenschmuck, bald des schönsten Blau, bald eines herrlichen Roth, die wie Streiflichter fielen. Dies sah ich besonders deutlich, wenn ich die Augen etwas zukniff, aber auch mit ganz offenen Augen. Was die von meinem Bette in die Höhe schwebenden Figuren betrifft, so war ihr Gewand weiß und war scheinbar von den schönsten Federn, wenigstens lief es in diese aus; ich habe diese Federn, die lang nach Art der Schwanenfedern, aber viel schöner und frischer schienen, deutlich und dicht vor meinen Augen gesehen. Wenn ich vorhin gesagt, das Gewand schien von Federn zu sein, so lege ich einen besonderen Accent auf *schien*, es

ist das nur ein Schluß aus den um die Füße deutlich gesehenen Federn, die ich Schwungfedern nennen möchte, denn es war, als ob die Figuren sich damit sanft abstießen, um in die Höhe zu schweben. Ohne Beachtung dieser Federn schien das Gewand oberwärts aus einem feinen, wollenen Stoff zu bestehen. Später habe ich zwar auch andere Stoffe, doch nur in einer Nacht, gesehen, nämlich blauseiden, hellrothseiden und mit einer reichen Goldstickerei nach Art katholischer Meßgewänder versehen. Die Regel indeß machen immer die weißen Gewänder; doch sind die Gestalten meist mehr oder weniger außerdem mit schwarzen Schleiern umhüllt, namentlich auch um den Kopf. Es ist, als wollten sie sich dadurch unkenntlich machen; es giebt aber auch Momente, wo sie sich dem Auge mehr enthüllen und gleichsam wieder kenntlich machen wollen.

Es giebt gewiß nicht viele Menschen, welche das, was ich hier beschrieben und noch weniger das, worauf ich später kommen werde, ohne innere Erregung erleben könnten, die meisten möchten gelinde Schauder überlaufen, vielleicht auch an ihrer Gesundheit Schaden nehmen. Darum hat es mich gar nicht gewundert, daß die Personen, die etwas von meinem Zustand erfuhren, sich ganz eigene Vorstellungen von mir gemacht und sich den größten Besorgnissen für mich hingegeben haben. Es ist dies soweit gegangen, daß man wenigstens daran war, mich für etwas geisteskrank, wenn nicht für mehr zu halten. Ein guter Freund hat mir dies ziemlich unumwunden ausgesprochen, aber auch wie beruhigt er über mich sei, nachdem er mich selbst gesehen und über diese Sache gesprochen, wenngleich ich ihm ein Räthsel bleibe. Er konnte es nämlich auch nicht fassen, daß ich über diese Erscheinungen und inneren Erfahrungen mit einer nicht geahnten Ruhe sprechen könne, so, als hätten sie nicht mich betroffen, und als wären sie etwas dem Menschen Gewöhnliches, während sie doch meistentheils als etwas Mystisches behandelt werden. Daß ich bisher bei dem Erlebten so ruhig geblieben, sehe ich als eine Gnade Gottes an, wie überhaupt die lieblichen Erscheinungen; ich glaube, sie sind mir zum Trost gegeben und um meinen tiefen Schmerz, dem ich vielleicht anfänglich unterlegen wäre, etwas und bis zur Erträglichkeit zu mildern, oder besser gesagt: mich mit ihm einzuleben. Es war mir eine schmerzliche, aber doch eine Freude, das Bild meines geliebten Kindes mir in jedem Augenblick, und zwar lebend, vor die Augen führen, in ihr reines Auge blicken, an ihren Liebesbeweisen mich weiden zu können. Wie hätte mich das erschrecken sollen! Im Gegentheil, wenn mir am Tage das Herz schwer wurde, so hielt ich die Hände vor die Augen und genoß die Täuschung, als schmiege sich das geliebte Köpfchen an mein Gesicht und blicke ihr treues, reines Auge so liebevoll wie im Leben mich an, und wenn der Abend kam, so sehnte ich mich nach unten, wo mich ja die

Gestalt meines Kindes erwartete, mir in ihrer Demuth mit ihren vorangegangenen Geschwistern, sowie ich in die Wohnstube trat, entgegenschwebte, meine Füße umklammerte, freilich nur wie ein Geist, aber ihre liebe Gestalt ruhte doch an meinem Körper, ihre Arme umfaßten mich, das konnte doch nicht schreckhaft sein, es war ja zu lieblich!

So blieb ich denn auch, die freudige Bewegung abgerechnet, ganz ruhig und lebte mich in die sich mir neu erschließende Welt förmlich ein. Rechnen Sie dazu meine Persönlichkeit, die, wie schon gesagt, frei von Exaltation, frei von Illusionen, frei von Aberglauben, ausgerüstet mit einem forschenden, gern der Sache auf den Grund gehenden Verstande, ist, so werden Sie begreifen, daß ich und wie ich dem, was um mich vorging, wie ein beobachtender Kritiker folgen konnte. Bei Allem, was ich gesehen, habe ich mir daher auch kein Bild vorher in meiner Phantasie gemacht, habe also kein Phantasienspiel erlebt, sondern es ist ein Bild vor mein äußeres Auge getreten, und mein kritischer, forschender Verstand hat sich jedesmal die Frage gestellt: Was ist das, was du siehst? und hat dann darauf geantwortet entweder: Ich sehe dies oder das ganz bestimmt, oder die Erscheinung ist mir undeutlich oder hat diese oder jene Aehnlichkeit ꝛc. Wenn man so forscht, so vergißt sich leicht, was Mystisches in der Sache ist, und das Blut bleibt ruhig. In der That ist mein Pulsschlag auch bis auf einmal, worauf ich noch kommen werde, und bis auf die neueste Zeit so unverändert geblieben, als geschähe nichts Besonderes. Der beste Beweis dafür ist, daß, obgleich ich allein in der Stube schlafe, die Erscheinungen mich durchaus nicht gehindert haben, wenn ich nicht durchaus länger wach bleiben wollte, schnell wie gewöhnlich ein-, und in der Nacht ruhig zu schlafen. Wachte ich einmal auf, so sah ich wohl meine befreundeten Erscheinungen, ich schlief darüber aber auch bald wieder ein. Das ist nicht der Zustand eines wirklichen oder angehenden Geisteskranken, auch schwand bei mir auch sehr bald alle Besorgniß vor solcher schrecklichen Heimsuchung, da die homöopathischen Mittel sehr bald meine nervös angegriffenen Augen und Kopf normal herstellten. Daß mir auch danach die Erscheinungen blieben, ja sich in gewisser Art noch steigerten, hat ebenfalls keine Besorgniß in mir hervorgerufen, wohl aber mich auf dem Wege der eigenen Erfahrung zu dem Glauben geführt, daß dahinter wohl Höheres steckt, was das blöde menschliche Auge wohl schwerlich je ergründen wird, immer aber bleibt es hochwichtig, wem vergönnt ist, dahinein einmal einen Blick zu thun, und es ist auch wohl natürlich und nicht vermessen, sich zu fragen: Was soll mir das?

In diesem Sinne bin ich denn auch den weiteren Erscheinungen weiter gefolgt, und es ist mir geglückt, mich nicht nur vollkommen ruhig zu erhalten, ruhig über das Erlebte sprechen, sondern auch ergeben in

den Willen Gottes, wie ich es in meinem ganzen Leben gewesen bin, ruhig in die vielleicht sehr ernste Zukunft blicken zu können, wo es klar werden wird, was Täuschung, was Wahrheit war.

Doch ich will mich nicht ins Philosophiren verlieren, ich habe Ihnen ja manches Faktum mitzutheilen. Ich habe absichtlich erst das Allgemeine der gehabten Erscheinungen geschildert, um Wiederholungen zu vermeiden. Was ich Ihnen davon gesagt, das ist seit dem Beginn der Erscheinungen, also 14 Tage bis 3 Wochen nach dem Hinscheiden meiner süßen Selma bis heute, also schon während eines halben Jahres die tägliche Regel mit wenig Veränderungen. Zu diesen gehört, daß ich mein liebes Kind, wenn überhaupt noch, doch nicht mehr so deutlich und kennbar wie früher sehe. Das Köpfchen in meinen Händen erscheint mir jetzt dunkler als früher, was trotz der Dunkelheit in der Hand ganz hell erschien, auch sind jetzt meist zuerst die Augen geschlossen und wie bei einer Gestorbenen auch kleiner, doch öffnen sie sich, wenn ich länger hinsehe, werden dann größer, selbst übernatürliche Größe, aber wenn auch dann lebend, so ist es das frühere liebe, treue Bild nicht mehr ganz. Es ist, als würde die Ruhe einer Schlafenden gestört, daher vertrage ich jetzt den Anblick mehr als früher. Ebenso vermisse ich mein Kind am Abend beim Schlafengehen, wenigstens bin ich ungewiß, in welcher Gestalt ich es zu finden habe; von einer Gestalt bin ich zwar bisher regelmäßig während des Abendgebetes umarmt worden, sie schien meinem Kinde aber nicht auffallend zu gleichen. Alles Uebrige dagegen, was ich von dem Erscheinen, Versammeln und Thun von Geistern gesagt habe, das dauert unverändert fort, und ich habe nur hinzuzufügen, daß, wenn ich im Bett liege, die Geister sich auch mit mir persönlich beschäftigen, mit ihren Geisterhänden magnetische Manipulationen machen, die ich am Kopf ganz deutlich spüre, es ist, als wenn meine Haare berührt würden. Außerdem sind die Geister beflissen, mir Dieses und Jenes zu zeigen, und sind darin ungemein beharrlich, so daß mir dieselbe Sache von jedem Geist gezeigt und nach allen Richtungen gedreht wird, damit ich sie ja gut sehen soll. Dennoch ist mir das Erkennen des Gezeigten nicht immer geglückt; was ich erkannt zu haben glaube, ist eine kleine Uhr, die ich meiner lieben Selma geschenkt habe, dann ein Stück von ihren Nippes, dann ein Orden, ein Helm, jetzt ein Grabkreuz.

Nachdem ich Ihnen die tägliche Regel geschildert, will ich nun zu den Ausnahmefällen übergehen, die wie Einschaltungen in die Regel dastehen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich abends in meiner Wohnstube verschiedentlich von einer Erscheinung umarmt worden bin. Dies hat einmal stattgefunden regelmäßig während des Gebetes von einer Figur, welche weiß gekleidet ist, ein schwarzes Sammetbändchen um den Hals,

einen ebensolchen Gürtel und einen schwarzen Schleierüberwurf hat; dann habe ich eine Umarmung, und zwar fühlbar, von einer meinem Kinde gleichenden Figur erlebt, als ich einmal vor dem Schlafengehen unten in meinem Wohnzimmer etwas zu thun hatte. Diese Figur war mehr nebelhaft und weiß, nach der Umarmung schwebte sie fort und verschwand; die Umarmung hat sich später noch einige Mal, doch nicht fühlbar wiederholt.

Andere Erscheinungen habe ich in meinem Bette gehabt. So wurde ich eines Tages gegen Morgen wach, ohne jedoch die Augen aufzumachen, was mir damals wegen des Mittels, welches ich gegen mein Augenleiden brauchte, und welches die Augenlieder schwer machte, ohne Anstrengung nicht möglich war. Während ich nun so liege, sehe ich eine herrliche Gruppe von drei Personen, wie aus dem schönsten weißen, karrarischen Marmor gemeißelt, nämlich zwei weibliche Figuren, eine größere und eine Kindsfigur, und zwischen Beiden auf je einer Schulter ein wunderherrliches Knäbchen sitzend, die Füßchen auf je eine Hand der weiblichen Figuren stützend. Die größere weibliche Figur war die von mir entfernteste, und schwebte mit der unteren Hälfte des Körpers in zurückgebogener Haltung, auch machte sie den Eindruck, als wolle sie zurücktreten, auf sich die Aufmerksamkeit nicht, sondern auf die beiden anderen Figuren lenken. Besonders war aber das Knäbchen von seltener Deutlichkeit und Schönheit. Mein erster Gedanke war: das sind meine drei Kinder, die immer zurücktretende und ihre Geschwister so sehr liebende Selma schien sie mir zuzuführen. Nun gab ich mir Mühe, die Augen zu öffnen, um zu sehen, ob ich denn die schöne Gruppe auch dann vor mir haben würde, und richtig, sie stand so klar vor mir, wie ich sie mit geschlossenen Augen gesehen hatte. Als ich aber nun an ein genaueres Betrachten ging, was, wie ich vielfach gefunden habe, die Geisterwelt nicht mag, da schwebte die Gruppe immer mehr zurück, wurde in dem Maße undeutlicher, bis sie endlich ganz verschwand.

In einer anderen Nacht hatte ich eine Erscheinung anderer Art. Ich hatte beim Einschlafen eine Hand über meine Augen gelegt, weil ich gefunden hatte, daß dies den Augen gut that. Wahrscheinlich habe ich sehr fest geschlafen, denn wie ich später durch eine besondere Wärme, welche ich auf meiner Stirn spürte, erwachte, lag meine Hand noch auf den Augen. Ich ließ sie zunächst auch noch so liegen, dachte darüber nach, wodurch denn wohl die Wärme auf meiner Stirn hervorgerufen sein könne, und fand, daß das wohl dadurch möglich gewesen, daß meine jetzt hohlliegende Hand sich glatt gelegt und dadurch die Stirn berührt haben könne mit der Handfläche. Dies denkend, nehme ich meine Hand von den Augen, und wie ich die Augen öffne, steht neben mir am Bett eine Figur, sehr

meiner Selma in Größe, Haltung und Kopfform (die Physiognomie war mir undeutlich) ähnlich; sie war mit einem weißen, faltenreichen Gewande bekleidet und hatte eine, die rechte Hand über meiner Brust ausgestreckt. Mein nächster Gedanke war: diese Hand habe meine Hand über den Augen berührt und vielleicht auf die Stirn gedrückt, und sei dann in magnetischer Bewegung nach meiner Brust hinuntergeglitten. Dann aber erfüllte mich die Freude, mein liebes Kind vor mir zu haben, doch sie wurde mir nicht lange; die liebe Erscheinung, als ob sie nicht mehr als erkannt sein wollte, trat zurück, immer weiter, und verschwand.

Das waren zwei gar herrliche und wohlthuende Erscheinungen, die mich wahrhaft aufgerichtet hatten, leider war es so nicht alle Nacht, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich auch widerliche Erscheinungen gehabt. Dahin rechne ich affen- und molchartige Wesen, die ich eines Tages, wo es in meiner Wohnstube sehr lebendig war, auch da bemerkte, und die mich, als ich in meine Schlafstube gehen wollte, förmlich verfolgten und zum ersten Male schaudern machten. Dann hatte ich auch im Bett widrige Erscheinungen, z. B. häßliche Larven, und eines Abends, wie ich mich kaum gelegt hatte, auch die Erscheinung eines Aussätzigen, der mit seinem widerlichen Kopf längs meines Deckbetts gegen meinen Kopf vorrückte. Ich blieb mit der unerschütterlichsten Seelenruhe ganz still liegen, und sagte nur, als das widerliche Gesicht fest entschlossen schien, mein Gesicht zu berühren und es fast schon berührte: „Wenn es Gottes Wille ist, so mag es geschehen!“ Da hielt es plötzlich nicht eines Strohhalmes breit von meinem Gesicht inne, sah mich scharf an und zog sich nun wieder ebenso langsam zurück, wie es vorgerückt war; eine Aehnlichkeit mit irgend einem mir bekannten Menschen habe ich nicht ermittelt, das Gesicht aber ganz deutlich gesehen.

Dies waren die Begebnisse, welche ich in Magdeburg seit dem Todestage meines geliebten Kindes erlebte und den Meinigen mittheilte. Meine Schwägerinnen mochten wohl eine Veränderung des Aufenthalts für zweckdienlich erachten, namentlich auch für mich, den sie auch wohl besonders körperlich leidend ansahen, und schlugen uns einen Ausflug um Weihnachten zu ihnen nach Berlin vor. Wir gingen um so mehr gern darauf ein, weil uns eine Zerstreuung gut war und meine Frau sich auch sehnte, ihre damals sehr kranke und seitdem gestorbene Schwester Sydow noch einmal zu sehen, und wir Beide das schöne Weihnachtsfest auch leidlicher in anderen als unseren umflorten Räumen zu verbringen hofften. Ich war nun sehr begierig, welchen Einfluß dieser Ortswechsel auf meine Visionen äußern werde, aber schon die erste Nacht in Berlin belehrte mich, daß es wie in Magdeburg blieb, theilweise wurde die Geschäftigkeit der Geister noch größer. So wurde ich im Bett auf alle Weise durch Florbehänge

oder Schirme vom Licht abgesperrt, mein Kopf sogar ganz mit einem schwarzen Schleier umwickelt, so daß ich ganz im Dunkeln lag; kurz, die Geister versuchten Alles, entweder mich in Schlaf zu bringen, oder vielleicht auch aus anderen Gründen. Es erschien mir mitunter, als entstehe eine Art Widerstreit unter den Geistern, ein Theil suchte sich mir zu nähern, ein anderer Theil jene fern zu halten und durch Vorziehen von Schleierwänden von meinem Bett abzuhalten. Dies war besonders in einer Nacht der Fall, und dabei wieder unheimliche Wesen thätig, welche, nachdem ihnen ihr Werk gelungen war, mein Bett umlagerten und sich auf demselben bewegten, was mich einigermaßen schaudern machte, obgleich mir nichts geschah; aber diese geschwänzten und affen- und koboldartigen Wesen waren häßlich zu sehen.

Andere Erscheinungen in anderen Nächten geben wieder über ihre Bedeutung zu denken. So in einer Nacht gleich im Anfange wechselten zwei Erscheinungen, eine weiße und eine schwarze, sich regelmäßig darin ab, an mein Bett zu treten, die Pantomime des Kummers zu machen, sich dabei gegen die Schlafstube meiner Frau und Schwägerin wendend dann nach dem Himmel aufblickend und dahin zeigend, und endlich gleichsam magnetische Manipulationen mit mir vorzunehmen. Will man, so kann man in jenen Pantomimen allenfalls eine Hindeutung auf das bald erfolgte Hinscheiden meiner Schwägerin Sydow finden.

In einer anderen Nacht war wieder lebhafter Verkehr der Geister an meinem Bett, Ueberbeugen ihrer Körper über den meinigen, Magnetisiren, dann in die Höhe oder längs der Wand Aufschweben. Während ich dies kritisch beobachtete und mir einen Vers zu machen trachte, klettert plötzlich ein fußhohes, hellstrahlendes Knäbchen sylphenartig auf mein Bett, läuft über meine Brust, bleibt dann noch auf dem Bett stehen und dreht sich schalkhaft nach mir um; endlich verschwindet diese sehr liebliche und sehr deutliche Erscheinung. Bald darauf entsteht links neben meinem Kopf eine Säule, die sich wie eine oft an Wegen stehende katholische Kapelle in Kreuzform umformt, oben auf der Spitze des Kreuzes wieder eine fußhohe Gestalt zum Himmel aufblickend und den rechten Arm ebendahin erhoben, gleichsam darauf verweisend. Nachdem ich ausreichend Zeit gehabt, dieses Bild recht genau zu betrachten, zerfloß es, und das gewöhnliche Geistertreiben setzte sich fort.

Dies sind die Erscheinungen, welche ich in Berlin gehabt habe, in großen Zügen dargestellt. Am 3. Januar starb meine Schwägerin Sydow, wir blieben noch bis zur Beerdigung in Berlin und kehrten nach derselben, welche in Potsdam stattgefunden hatte, nach Magdeburg zurück.

Ehe ich die weiteren Begebnisse erzähle, muß ich noch ein sehr merkwürdiges Faktum nachtragen, welches ich vor unserer Reise nach Berlin

in Magdeburg erlebt habe und welches so merkwürdig ist, daß ich kaum begreife, wie ich es hier nicht auf seiner rechten Stelle erzählt habe.

Meine Schwägerin Emilie, welche zur Pflege meiner Frau sich bei uns in Magdeburg befand, wohin sie schon zur Zeit der Krankheit meiner lieben Selma gekommen war und auch diese gepflegt hatte, fand zufällig in dem geistlichen Liederschatz ein Lied, welches so anfängt: „Mein Herzensvater, weißt du noch, und du, die mich geboren, ꝛc.“ Es schien ihr dasselbe so recht für uns gemacht zu sein, und sie hatte es eines Abends meiner Frau nebst der zugehörigen Bibelstelle vorgelesen. Am anderen Morgen theilt mir meine Schwägerin dies mit, und wie es wohlthuend auf meine Frau gewirkt habe; ich nehme mir im Stillen vor, das Lied und die Bibelstelle auch zu lesen, komme dazu aber erst am Abend. Wie ich in meine Schlafstube komme, so sehe ich auf meinem Arbeitsplatz noch mehrere Schriftstücke, die ich, wie ich immer zu thun pflege, vor dem Schlafengehen erst erledigen will, und werde darin noch mehr bestärkt, weil ich darunter einen Brief finde, um dessen schleunige Rückgabe unter Beifügung meiner Bemerkungen ich gebeten wurde. Ich schreibe dies so detaillirt, um damit darzuthun, daß, indem ich diesem Wunsche genügte, diese voluminöse Arbeit nicht bloß durchlas, sondern auch durchdachte und mit meinen Bemerkungen versah, also mit einer ernsten Dienstsache fast bis Mitternacht beschäftigt war, ich gewiß frei von jeder Phantasie und ganz ruhig sein mußte, das Folgende daher nicht auf Rechnung einer aufgeregten Phantasie kommen kann. Nachdem ich mit jener Arbeit fertig war und mich, obgleich es spät geworden, doch noch entschloß, das bewußte Lied ꝛc. zu lesen, so gehe ich nach der dunklen Wohnstube, in welcher mein Bücherspind steht, und weil ich Alles im Dunkeln finden kann, so schließe ich auch die Schlafstubenthür. Indem ich mich nun nach dem danebenstehenden Bücherspind wende, sehe ich davor anscheinend die weiße Gestalt meines lieben Kindes im Nachthäubchen stehen. Ich ergreife den Liederschatz und die Bibel und frage die Gestalt: „Wollen wir das zusammen lesen?“ Sogleich schwebt diese in halbliegender Haltung statt der Antwort mir nach der Thür der Schlafstube voran und wird, als wir hier eintreten, bei der Beleuchtung zunächst unsichtbar. Ich setze mich an mein Schreibbureau, lese das Lied ꝛc. und verspüre dabei eine Wärme auf meinem linken Fuß, und wie ich hinunterblicke, sehe ich das Köpfchen meines Kindes auf diesem Fuß. Ich habe schon einmal von diesem Liegen des Köpfchens auf meinem linken Fuß gesprochen und bemerke hier, daß die Konsequenz in links nicht ohne Bedeutung, sondern eine Art Anspielung zu sein scheint und eine Bekräftigung, daß ich in dem Schatten mein liebes Kind sehen sollte. Dieses hatte nämlich als kleines Mädchen ihr Körperchen scherzhaft unter die Eltern vertheilt, und so gehörte mir

die linke Seite, namentlich das linke Füßchen, von dem ich ihr später oft sagte, es habe mir, weil es immer einwärts gegangen wäre, viel zu schaffen gemacht. An diese Scherze erinnert nun das Legen des Köpfchens auf meinen linken Fuß, wenigstens deutete ich es mir so.

Unser Leben in Magdeburg nach unserer Rückkehr von Berlin glich dem vor unserer Abreise, die gewöhnlichen Erscheinungen hatten wieder statt, besonders Merkwürdiges ist daraus nicht hervorzuheben. Ende Januar wurde meine Frau recht krank und bettlägerig, was mich nicht wunderte, da sie ja täglich zu kämpfen und zu überwinden hat; nach 14 Tagen ging es mit ihr wieder besser, wenn auch nicht gut. Unterdeß hatte ich einen starken Schnupfen bekommen, den ich nicht achtete, d. h. nichts dabei besorgte, weil ich fieberfrei war; indeß hielt ich mich, wie es bei dieser Krankheit Vorschrift ist, warm, doch konnte ich den Schnupfen nicht los werden. Eines Sonntags ging ich in die Kirche, in unseren Dom, in dem es ganz erschrecklich zieht, die Folge war eine abermalige Erkältung, und daß ich mit Husten nach Hause kam und ohne Unterbrechung forthustete. Ich blieb noch nicht ein, aber am darauffolgenden Donnerstag spürte ich Fieber, auch war der Husten schlimmer, und nun beschloß ich einzubleiben, bettete mich in die Stube meiner Frau oben, um unter ihre Pflege zu kommen, und hatte nun eine recht tüchtige Grippe, die, verbunden mit dem schweren Seelenleiden und Allem, was vorangegangen war, nervös zu werden schien. Ich war sehr krank, eine Zeit lang recht bedenklich und ganz gefaßt, meinem lieben Kinde nachzugehen. Kein Schlaf, nicht der geringste Appetit, Fieber, zwar ohne Phantasien, aber doch als wenn ich innerlich hin- und hergerissen würde; dabei fortwährend Gesichte, die wie Licht glänzten und mir in Kopf und Augen weh thaten. Ich gab mir aber die ersinnlichste Mühe, nichts zu sehen, weiß daher auch von dem Geschehenen nichts zu erzählen; ich lag in völliger Abspannung da. Nach vielleicht 10 bis 12 Tagen fing es an besser zu werden, wenigstens mit dem Fieber, ich stand sogar etwas auf, aber Appetitlosigkeit und Schwäche blieben. Da trat eine Krisis ein. Mein Arzt steckte mich sogleich wieder ins Bett, und nun wendete sich die Krankheit zum Besseren. Nach 8 Tagen konnte ich wieder aufstehen, aber es dauerte wohl noch ebenso lange, ehe mein Magen in bessere Ordnung kam und der hartnäckige, katarrhalische Zustand beseitigt wurde. Meine älteste Schwägerin war mittlerweile zu unserer Pflege und Aufheiterung wieder zu uns gekommen, was um so besser war, da, nachdem ich wieder auf den Beinen war und mit Vorsicht ausging, meine Frau wieder das Bett hüten mußte infolge rheumatischer Schmerzen, die sich auf die Brust geworfen hatten und unseren Arzt bedenklich machten. Seinen Bemühungen gelang es auch, dieses Uebels Herr zu werden, doch konnte

meine Frau erst am 5. d. M. das Bett verlassen. Unsere Geschwister hatten uns nach Berlin eingeladen, um uns wieder auf andere Gedanken zu leiten, meine Frau riskirte es schon den 8., die Fahrt dahin zu machen, und so sind wir nun seit 8 Tagen hier und haben es nicht zu bereuen, denn meine Frau erholt sich sichtlich. Dasselbe kann ich indeß von mir nicht sagen, obgleich ich viel Abziehung von Trübsinn habe und auch ausdrücklich suche. Ich fühle mich nicht gerade krank, aber auch keineswegs wohl, und die Geistererscheinungen haben mir hier so wenig Ruhe gelassen, daß ich mich endlich habe entschließen müssen, um sie zu bannen, d. h. nichts zu sehen, des Nachts Licht zu brennen; denn daß sie dennoch da sind, werde ich gleich inne, wenn ich durch Zukneifen der Augen mir etwas Schatten vor denselben mache. Ich kann also den direkten Einflüssen dieser Erscheinungen mich nicht entziehen, aber doch wenigstens denen auf meine Phantasie, und das hielt ich für gut, da ich, was sonst nur in ganz vereinzelten Fällen stattgefunden hatte, jetzt öfter Schauder empfand und dadurch in eine Art fieberhaften Zustand versetzt wurde.

Ehe dies indeß eintrat, hatte ich noch eine höchst merkwürdige, aber auch ebenso ernste, bedeutungsvolle Erscheinung, wie ich sie bis dahin noch nie gehabt hatte. Ich hatte es nämlich bisher nur mit stummen, gestikulirenden Geistern zu thun, die mir auch dann nicht geantwortet hatten, wenn ich ihnen dazu Veranlassung gegeben. Diesmal wurde ich ohne meine Veranlassung von einer Erscheinung, ob Knabe oder junger Mann, lasse ich dahingestellt sein, von schlichtem, nicht unangenehmem Aussehen, jedoch dem Aussehen nach nicht dem höheren Stande angehörig, am wenigsten einer idealen Welt, mit glatt herunterhängendem Haar, wie es wohl Kinder niederen Standes tragen, mit einer einzigen, aber inhaltsschweren Phrase angeredet. Es war früher Morgen, in meiner Stube graute das Tageslicht, ich war ganz wach und hatte dem Treiben und Bewegen anderer Geister zugesehen, als sich endlich auch jene Knabengestalt so vor mich stellt, daß ich den Oberkörper dicht vor mir auf meinem Deckbett sehe, wo der Unterkörper war, konnte ich nicht sehen. Die Gestalt sah mich mit lebhaften, aber nicht übelwollenden Augen an. Mit einem Male bemerke ich, daß sie die Lippen zu bewegen anfängt, als wolle sie sprechen. Da ich früher wohl von sprechenden Geistern gehört, selbst aber noch mit keinem zu thun gehabt hatte, also nicht gerade daran glaubte, so wurde ich recht aufmerksam, dachte aber, es würde wohl wie bei anderen von mir gesehenen Geistern sein, die auch die Lippen gerührt, aber nicht hörbar gesprochen hatten. Diesmal war es indeß anders, ich habe die Worte, welche ich niederschreiben werde, so deutlich wie aus dem Munde eines lebenden Menschen, bei voller Gemüthsruhe, nach einer Nachtruhe und nachdem ich schon längere Zeit wach war, um 5 Uhr morgens am 11. d. M.,

dem Geburtstage meiner Frau, gehört, sie waren um so deutlicher, da sie mit einer gewissen accentuirten Schärfe gesprochen wurden, fast wie von einem Taubstummen. Dennoch ist mir, wohl in der ersten Ueberraschung, ein Wort entgangen, und auch weil dies nicht so deutlich wie die anderen Wörter herauskam, ich werde dies durch einen — in der Phrase bezeichnen; die anderen Worte habe ich ganz deutlich gehört, keines mehr, keines weniger, ich habe die Phrase auch gleich in meine Schreibtafel niedergeschrieben, aus welcher ich sie Ihnen abschreiben werde. Außer Ihnen habe ich nur noch einem Menschen, dem General v. Herrmann, Kommandeur der 6. Division, Mittheilung gemacht, mit dem ich an demselben Morgen von hier nach Charlottenburg zur Meldung beim Könige fuhr. Herrmann hat sich die Phrase ebenfalls notirt. Wie ich ihn gebeten habe, so bitte ich auch Sie, das strengste Geheimniß zu bewahren, die Sache ist zu ernst, die Zukunft muß und wird den Schlüssel dazu liefern.

Die Erscheinung sagte: „Beim — schwöre noch zwei Vierteljahre, so bist Du todt". Ich antwortete darauf „So!" und kann betheuern, daß mein Blut weder vor- noch nachher auch nur um einen Pulsschlag schneller cirkulirte, ich war vollkommen ruhig, ich bin es ebenso heute, hoffe es auch ferner zu bleiben, denn Gottes Wille ist mir heilig und der Glaube: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" tief in mir gewurzelt, nicht durch Anstrengung oder Erfahrung erworben, sondern ich möchte sagen, natürlich mit meiner Seele verwebt. Darum ahnt auch Niemand der Meinigen nur entfernt etwas von dem, was ich erfahren, mein Verhalten ist, als wenn nichts geschehen wäre.

Nach dieser sprechenden Erscheinung habe ich noch eine, aber die eines älteren Mannes gehabt, welcher etwas über meinem Bette schwebte, die Lippen sehr heftig und seinem ganzen Ausdruck nach sehr zürnend bewegte, ich habe indeß nicht einen Laut gehört, obgleich ich nicht minder aufmerksam als bei der ersten Erscheinung gewesen bin.

Hiermit lassen Sie mich meinen langen Bericht schließen, dem ich nur nochmals die Bitte zufüge: Bewahren Sie aufs Gewissenhafteste das Geheimniß, auch gegen Ihre liebe Frau, die, wenn sie etwas davon wüßte, kaum sich frei von Andeutungen gegen meine Frau würde halten können. Bewahren Sie aber auch dieses Schreiben auf, mindestens bis das nächste halbe Jahr vorüber ist, und geben Sie es mir wieder, wenn ich dann noch bin. Ist es aber anders, so machen Sie damit, was Sie wollen, oder besser, schicken Sie es meiner Frau, für welche es dann einen besonderen Werth haben würde. Da meine Frau einen Brief beigelegt hat, der unsere Theilnahme für Sie und Ihren Verlust ausspricht, so schweige ich davon, empfehle Sie und Ihr Haus dem Schutze des Höchsten und

umarme Sie mit aller Freundschaft als Ihr aufrichtiger Freund — v. Steinmetz.

NB. Wenn Sie mir antworten, so bitte ich, seien Sie vorsichtig, ich kann Ihren Brief meiner Frau nicht vorenthalten, daher antworten Sie mir entweder in allgemeinen Ausdrücken, oder, wollen Sie auf Einzelnes eingehen, dies auf einem besonderen Blättchen, das ich dann für mich behalten würde.

Habe ich anfangs zu viel gesagt, wenn ich diesen Brief als ein wahres Dokument des Seelenlebens des Generals bezeichnete? Mag man über die Geistererscheinungen und den Verkehr mit den Schatten denken, wie man wolle, sie natürlich oder übernatürlich zu erklären versuchen, sie sind nicht der Hauptgrund, daß ich dieses Schreiben unverkürzt hier aufgenommen habe. Vielmehr veranlaßte mich dazu der Ausdruck so reiner und edler Gesinnung, solche Zartheit und Tiefe der Empfindung, die das nach außen meist sich streng und schroff erweisende Charakterbild des Generals mit einem menschlich nahebringenden, anmuthenden Zuge vervollständigen.

Den weiteren Verlauf seines eigenthümlichen physischen Zustandes, namentlich auch des Tages, der ihm für seinen Tod prophezeit erschien, wird der General selbst später erzählen in einer Korrespondenz, die er mit dem Schriftsteller Brachvogel im Jahre 1872 unterhielt.

Wie auch sein Inneres mit seinem Schmerz beschäftigt war, äußerlich ließ er kaum etwas davon merken. Ein feiner Beobachter hätte vielleicht nur eine noch höher gespannte persönliche Thätigkeit bei ihm konstatiren können, keine Spur von Sentimentalität oder Trübsinn. Mit ungeschwächter, gesunder Willenskraft lebte er seinem Wahlspruch nach:

In des Lebens allertrübsten Stunden
Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden,

den er sich um diese Zeit, immer sichtbar, an seinem Schreibtisch befestigt hatte, und weder sein dienstlicher noch sein persönlicher Verkehr erlitt Einbuße durch die Bilder, die sich in stillen, einsamen Stunden seinem Auge zeigten.

In gewohnter ehrerbietiger Aufmerksamkeit gegen sein Königshaus übersandte er dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen zu seiner Vermählung einen Glückwunsch und erhielt die Antwort:

Potsdam, den 19. Dezember 1854.

Sehr geschätzter Herr General! Die freundlichen, herzlichen Glückwünsche, welche Sie mir in Ihrem Schreiben vom 14. d. Mts. auszudrücken die Güte haben, haben mich sehr gerührt. Ich gebrauche gerade diesen Ausdruck, weil ich aus Ihren Zeilen wohl den Kummer ersehe, der

Sie noch so lebhaft drückt. Doppelt dankbar muß ich es erkennen, wenn Sie dabei an einen Hochbeglückten denken konnten. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Sie bald Trost finden mögen und Ihren Schmerz vergessen. Das kommende Jahr, das uns wohl unter die Waffen rufen wird, dürfte mit seinen uns noch verborgenen Ereignissen mächtig uns anpacken. Sie werden dann nicht in Magdeburg bleiben, sondern mit uns ins Feld rücken. Bei unseren Fahnen werden Sie eine Heimath und einen Theil des verlorenen Glückes wiederfinden.

Ihr sehr ergebener — Friedrich Carl.

Am 19. Februar 1857 wurde General v. Steinmetz zum Kommandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade ernannt und tauschte nach dem trüben, immer noch nachwirkenden Ereigniß Berlin gern als neue Garnison ein. Doch blieb er nicht lange in dieser Stellung, schon im Dezember desselben Jahres wurde er mit dem Kommando der 1. Division betraut und zog von Neuem weiter nach Königsberg.

Er meldete dies seinem, trotz mancher Verschiedenheit in den Ansichten, hochverehrten früheren kommandirenden General in Schleswig und Magdeburg, dem Fürsten Wilhelm Radziwill, glaubt nicht zu irren, wenn er die Gelangung zu dieser ihn ehrenden Stellung auch des Fürsten wohlwollender Beurtheilung seiner Person beimißt, und folgt seinem Drange, in ehrfurchtsvollem und schuldigem Dank auszusprechen, daß er die Erinnerung hieran sich auch in dem neuen Verhältnisse treu bewahren werde.

General Fürst Radziwill antwortet:

Magdeburg, den 11. Dezember 1857.

Meinen Dank für die freundliche Gesinnung, in der Sie mir Ihre Beförderung anzeigen, theurer General; sie hat mir wohlgethan, denn ich lege einen aufrichtigen Werth auf dieselbe, der sowohl auf persönliches Gefühl als auf die hohe Achtung begründet ist, die ich für Ihre militärischen Eigenschaften hege. Wenn mein Urtheil über dieses zu Ihrer Beförderung beigetragen, so ist es nur, weil es mit anderen übereinstimmte, die Ihre langen und ehrenvollen Dienste in der Armee Ihnen erwarben.

Meine besten Wünsche begleiten Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise, und es wird mich freuen, wenn ich hören werde, daß es Ihnen in demselben gut geht.

Meine Frau trägt mir ihre Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin auf, deren gütigem Andenken ich mich empfehle.

Genehmigen Sie, mein theurer General, den Ausdruck meiner alten, ausgezeichneten Hochachtung. — Radziwill, General der Infanterie.

Von der Thätigkeit des Generals v. Steinmetz in der Zeit als Divisionskommandeur in Königsberg, von seinen Anschauungen, seinen Niederschriften und Korrespondenzen verschiedener Art sind nachfolgende Stücke als kennzeichnend für ihn und seine Stellung zu den Zeitverhältnissen der Regentschaft und der Reorganisation der Armee in Preußen ausgewählt worden:

General à la suite Seiner Majestät des Königs, Chef des Militär-Kabinets, Freiherr v. Manteuffel, schreibt an Generalmajor v. Steinmetz:

Berlin, den 25. März 1858.

Ew. Excellenz. wenn auch nur, im Aktenstaube bis über die Ohren sitzend, einige Worte auf Ihren freundlichen Brief vom 18. d. Mts. (ich kann das Datum eigentlich nicht leiden, wenn mir auch ein Sohn an diesem Tage geboren worden ist) zu antworten, kann ich nicht unterlassen. . . . Recht aufrichtig bedauere ich, daß Ew. Excellenz so viele Wohnungsunannehmlichkeiten haben; mir selbst geht es nicht viel besser: ich, Frau, die Jungens wohnen in einem, meine Tochter und Gouvernante im zweiten, meine Pferde in einem dritten, meine Sekretäre und Akten in einem vierten Hause. Ich glaube, mich stärkt und erhält hierbei nur der Gedanke, daß der König, wenn der liebe Gott ihm die Gesundheit wieder schenkt, mich nicht vom Posten desertirt findet, denn sonst glaube ich kaum, daß meine Kräfte noch ausreichen würden. Dem Prinzen von Preußen geht es, Gott sei Dank, mit dem Fuß besser und, was sehr glücklich ist, daß seine Nerven durch das lange Liegen und Sitzen nicht angegriffen sind. Nun aber schließe ich und bitte Ew. Excellenz, mich dem Kommandirenden General gehorsamst zu empfehlen und mir Ihre wohlthuende Theilnahme und Güte zu erhalten. — E. Manteuffel.

P. S. Heute Nacht ist mir eingefallen, daß ich Sie, verehrter Herr General, in dem Briefe immer „Excellenz" genannt, was mir so sehr leicht mit alten Generalen passirt. Ich habe aber den Brief von der Post holen lassen, ihn geöffnet, um meine Entschuldigung zu machen, da es mir rein unmöglich ist, ihn umzuschreiben. Berlin, den 26. März 1858. — E. Manteuffel.

Derselbe an denselben:

Berlin, den 6. April 1858.

Verehrter Herr General! Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihren ausführlichen, interessanten Brief vom 1., dessen Inhalt mir von um so größerem Werthe ist, da die Aussprüche von Ihnen kommen. Lieb ist es mir, daß Sie mit der Ansicht übereinstimmen, die alten Hauptleute nicht in die Pension avanciren zu lassen und diejenigen, welche keine ersprieß-

lichen Dienste leisten, zur Disposition zu stellen. Soll die Armee nicht immer mehr veralten und immer mehr an innerer Energie verlieren, so muß hier eisern eingeschritten werden; aber wenn die Regimentskommandeure hier nicht kräftig handeln, so ist von oben herunter allein das Erforderliche nicht durchzusetzen. Aus dem Herzen geschrieben ist mir, was Sie über Schuldenmachen sagen; bei allen Ehrengerichten, die ich vorgetragen habe, ist mein Grundsatz: streng, wo Gemeinheit zu Tage liegt, mild und Korrekturversuch, wo es sich um Leichtsinn handelt.

Nun komme ich, abgesehen von den Personalnotizen, die ich notire, zu dem dritten Punkt Ihres Briefes, und da frage ich Sie recht offen und ehrlich, lieber Herr General, warum Sie einkleiden: „Man sagt in Berlin", anstatt mir zu sagen, Sie haben die Ansicht geschrieben. Es liegt so in meinem Naturell, mit Männern, die ich achte und liebe, so recht offen zu stehen, und ich bitte Sie daher: bengeln Sie mich, wenn Sie glauben, ich habe unrichtige Ansichten über Dinge, und ich werde mich zu rechtfertigen suchen. Aber geben Sie mir nicht indirekte Stiche. Hier möchte ich nun gar gern den Handschuh aufnehmen, aber ich habe wahrlich keine Zeit, denn ich müßte dann ausführlich sein und kann überhaupt ja nicht schreiben über Dinge, die mir vielleicht in Kurzem zum offiziellen Vortrage liegen. Nur das Eine bitte ich Sie festzuhalten: ich weiß in dienstlichen Dingen nicht, was Partei und Sympathie ist; ich stimme Ihnen dahin bei, daß, wenn das Duell inhibirt wurde, die Inhibirung dem General Plehwe nachtheiliger war, wie die Sachen lagen und liegen, als jedem Anderen; daß ich nach allgemeinen Vorschriften und dem militärischen Standpunkt aber doch der Ansicht bleibe: der Fall verfiele der einen Ordre vom hochseligen Könige (deren Datum ich in diesem Augenblick nicht weiß), muß ich auch sagen.

Nun aber, ich kann, wie gesagt, nicht ausführlicher heute schreiben, bitte Sie, nur festzuhalten, daß ich die Ansichten aller Generale immer respektire, daß ich aber nach meiner Individualität, wenn sich trotzdem eine Ansicht bei mir klar festgestellt hat, nur meine Ueberzeugung und keine fremde Autorität kenne, daß ich Sie sehr hoch verehre, und daß es mir komplett schmerzhaft ist, in einer Vorfrage mit Ihnen und General Werder anderer Auffassung zu sein, wenn ich auch zu Gott hoffe, daß in der Grundauffassung ich in vollem Einverständniß mich mit Ihnen Beiden befinde.

Haben Sie die Güte, mich General Werder gehorsamst zu empfehlen. Dem Könige geht es gleichmäßig fort, ich habe den Herrn vorigen Sonnabend zuletzt gesehen.

In aufrichtiger und anhänglicher Verehrung — E. Manteuffel.

Generalmajor v. Steinmetz ſtattet dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, K. H., Glückwünſche zur Vermählung ab (Konzept):

Königsberg.

Durchlauchtigſter Prinz, Gnädigſter Prinz und Herr! Ew. Königliche Hoheit kann eigentlich unter den großartigen Eindrücken jubelnder Völker der ehrerbietige Ausdruck der freudigen Theilnahme des Einzelnen an dem von Ew. K. H. ſoeben geſchloſſenen, Höchſtdieſelbe ſowie das ganze Vaterland hochbeglückenden Bunde nur unbedeutend erſcheinen, ich würde aber glauben, das Herz Ew. K. H. zu verkennen, wenn ich nicht dennoch zu hoffen wagte, daß Sie, gnädigſter Prinz, auch das anſpruchsloſe Scherflein ſolcher Theilnahme eines Einzelnen aus dem Volke, welches Sie dereinſt zu beherrſchen beſtimmt ſind, Gott wird es geben gewiß nie in der modernen Auffaſſung einer Kopfzahl, ſondern in der Ihrer hohen Ahnen, alſo in chriſtlicher und echt fürſtlicher nach Seelen zu ſchätzen nicht aufhören werden, nicht ungnädig zurückweiſen werden.

So wollen Ew. K. H. mir gnädigſt geſtatten, in Ehrerbietung auszuſprechen, daß ich in dieſer Zeit mit den Millionen treuer Preußen, welche in Höchſtdemſelben die Hoffnung des Vaterlandes erblicken, mit gerechtem Stolz und hoher Freude und nicht ſelten mit Rührung Höchſtihren Schritten bis zum Ziele Ihrer und des Vaterlandes heißen Wünſche gefolgt bin, und daß ich Höchſtdieſelben bei Höchſtdero hoffentlich glücklicher Ankunft in der Hauptſtadt mit der Freude eines alten Patrioten und treu ergebenen Dieners Höchſtihres erhabenen Königshauſes ehrfurchtsvoll begrüße. Der Allmächtige wolle die zahlloſen aufrichtigen Wünſche zweier Völker für das Glück Ew. K. H. und Höchſtdero Durchlauchtigſter Gemahlin in Gnade erhören, und Höchſtihnen für alle Zukunft die ſich bei dieſer ſchönen Gelegenheit in der ganzen Wärme, deren das preußiſche Volk fähig iſt, ausſprechende ungeheuchelte Liebe erhalten.

In tiefſter Devotion erſterbe ich als Ew. K. H. unterthänigſter — v. Steinmetz, Generalmajor und Kommandeur der 1. Diviſion.

S. K. H. der Prinz antwortet:

Berlin, den 18. April 1858.

Mein lieber Steinmetz, ich möchte mich faſt ſchämen, unterm heutigen Datum erſt Ihnen meinen Dank zu ſagen für die Glückwünſche, die Sie ſo freundlich waren, mir zu meiner Vermählung wie auch zur Heimkehr ins Vaterland zu ſenden. Allein ich wollte Ihnen gern ſelbſt danken, und da Sie ſich denken können, daß freie Zeit für Privatkorreſpondenzen nicht eben übermäßig mir jetzt zu Gebote geſtanden hat, ſo werden Sie Nachſicht mit mir üben.

Daß Ihr Brief mir eine wahre Freude machen mußte, konnte nicht

anders der Fall sein bei der so warm und treu ausgesprochenen Art und Weise Ihrer Theilnahme, und möchte ich hier recht eigentlich hervorheben, daß keineswegs — wie Sie es glauben — der Ausdruck der Empfindungen des Einzelnen in jener geräuschvollen Zeit mir unbedeutend erscheinen konnte. Im Gegentheil, es thut ungemein wohl, wenn außerhalb des allgemeinen Treibens alte Bekannte im Besonderen sich nahen und beweisen, wie sie an Allem sich betheiligen, was Unsereinem wird. Wenn nun Jemand, dem harte Schicksalsprüfungen wie Ihnen widerfuhren, so sich ausdrückt, wie Sie es in Ihrem Briefe thun, so sind solche Worte doppelt schätzenswerth.

Somit denn meinen herzlichsten Dank wiederholend, sage ich: auf baldiges Wiedersehen als Ihr aufrichtig ergebener — Friedrich Wilhelm, Pr. v. Pr., Generalmajor.

22. Mai 1858 ernennt eine Allerhöchste Kabinets-Ordre den Generalmajor v. Steinmetz zum Generallieutenant.

Neuntes Kapitel.

Generallieutenant von der Infanterie
1858 bis 1864.

Generallieutenant v. Steinmetz sendet an den Regenten, Prinzen Wilhelm von Preußen K. H., Glückwünsche zum Geburtstag (Konzept):

Königsberg i. Pr., den 21. März 1859.

Durchlauchtigster Regent! Gnädigster Prinz und Herr! Es ist der erste Geburtstag, den das Vaterland begeht, seitdem Höchstdieselben die Regentschaft übernommen haben, die erste Gelegenheit für das Ganze wie für den Einzelnen, sich die Bedeutung dieses Tages klar zu machen und den dankbaren Gefühlen, die hierbei nicht ausbleiben können, Ausdruck zu geben. Dies ist es, was es auch mir als eine Pflicht erscheinen läßt, Ew. K. H. zu dem morgigen Festtage meine höchste Verehrung und treueste Ergebenheit ehrerbietigst auszusprechen, wie sehr ich auch sonst eine Scheu in mir trage, Ew. K. H. kostbare und Wichtigerem geweihte Zeit durch Kundgebungen zu schmälern, die, wie ich zu hoffen wage, Höchstdieselben bei mir und meiner Familie nie anders voraussetzen werden.

Ew. K. H. haben aber aufs Neue die Fahne Preußens hoch erhoben und gewissermaßen das ganze Volk in seinen Vertretern zum Folgen

dieser Fahne aufgefordert. Nun, da ist es wohl an der Zeit, wenn ich es hochbeglückt und mit innerer Befriedigung ausspreche, daß ich mich unter Preußens glorreichem Panier unaussprechlich glücklich fühle, und daß es mein höchster Stolz ist, dieser Fahne zu folgen, die Höchstdieselben gleichsam aufs Neue geweiht haben, denn sie ist das Panier einer Regierung, die auf den sittlichsten Grundlagen fußt und mit den besten Mitteln: mit Offenheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Festigkeit das Wohl des Vaterlandes zu erstreben entschlossen ist. Unter diesem Panier ist das Vertrauen des Volkes zum Throne neu erwacht, desselben Volkes, welches in den Jahren traurigen Andenkens in schmachvoller Verirrung vergessen zu haben schien, daß seine Hohenzollernschen Fürsten zu allen Zeiten seine Wohlthäter gewesen sind und immer sein wollen.

Ew. K. H. haben an diesem Volke die edelste Revanche genommen. Sie haben ihm Uebles mit Wohlthun vergolten, Höchstdieselben haben dadurch aber auch über die Herzen dieses Volkes den schönsten und — Gott wird es geben — den dauerndsten Sieg errungen.

Es ist hier nicht der Ort, mich über Spezielles zu verbreiten, nur entgegenstehenden Ansichten gegenüber möchte ich mir gestatten, auszusprechen, wie ich die Weisheit Ew. K. H. preise, welche erkannt, daß die Regierung stark ist, welche die Mittel in Bewegung setzt, welche Ew. K. H. ihr vorzuzeichnen geruht haben, und damit ausspricht, daß sie nicht das Ihre sucht, sondern das Rechte will, nicht das Unerreichbare, sondern das Ausführbare, nicht den staats- oder kirchenpolizeilich erzwungenen, sondern den freien Gehorsam, also eine Regierung, die es als ihre Aufgabe erkennt, nicht bureaukratisch zu herrschen, sondern in dem Geiste Höchstihrer großen Ahnen dem Lande und Volke voraus zu leuchten, Beiden zu dienen mit dem Bewußtsein der eigenen hohen Verantwortung vor dem allerhöchsten Gott.

Diesem selbstlosen Streben kann und wird der Segen von oben nicht entgehen; ja, er hat sich bereits kund gethan in der Geburt des jüngsten Sprößlings Ihres hohen Hauses. Ueber seiner Wiege, in Liebe zu dem angestammten Königshause geeint, haben sich alle Parteien die Hände gereicht, voll Dank gegen den Allmächtigen, der unser Vaterland auch ferner nicht verlassen, sondern segnen will in seinem hohen Fürstenhause, das fröhlich erblühen soll zu seiner Ehre und des Vaterlandes Bestem. Vor dieser Kundgebung des Himmels werden und müssen sich die unglücklichen Parteiungen, die das preußische Volk in Kirche und Staat immer tiefer zu spalten drohten, wie sie es im ersten Moment der Freude gethan, auch ferner beugen, — man wird die Zügel der Regierung nicht in den selten reinen Händen einer zeitweise dominirenden Partei, sondern — wie vor Alters — in denen der väterlich für ihr

Volk sorgenden Regenten wünschen. Ew. K. H. haben in weiser Voraussicht auch hier die Initiative ergriffen und Höchstihrem Ministerium die Grenzen gesteckt für alles Parteigetriebe.

So kann denn der Patriot mit vollster Zuversicht in die Zukunft blicken. Ihnen — gnädigster Prinz — verdankt er dies zunächst, wie natürlich, daß er Gott bittet, Höchstdero theures Leben in seinen höchsten Schutz zu nehmen, so mit seinem Segen Thron und Volk nahe zu bleiben bis in die fernsten Zeiten.

Geruhen Höchstdieselben mit Huld, diesen ehrerbietigen Ausdruck meiner innersten Gesinnung aufzunehmen, in der ich ersterbe Ew. K. H. unterthänigster, treugehorsamster — v. Steinmetz, Generallieutenant und Divisionskommandeur.

S. K. Hoheit der Regent antwortet:

Berlin, den 26. März 1859.

Sie haben mir so herzliche Wünsche zum 22. März ausgesprochen, daß ich Ihnen selbst meinen Dank schreiben muß. Noch mehr aber haben Sie mich erfreut durch das, was Sie über unsere innere Situation mir sagen.

Sie haben sie richtig aufgefaßt, wie leider nicht Jedermann! Sie leben in dem Ort, von dem seit 1808 die Regeneration des Vaterlandes ausging, und das Studium der Kämpfe, Entschlüsse und Ausführungen, die mein seliger Vater dort durchlebte, sind mir Vorbild seit lange gewesen. Nach solchen Ereignissen muß ein Stillstand eintreten. Er trat ein. Mit dem Regierungswechsel begann ein neuer Aufschwung, vielleicht zu phantastisch! 1848 drängte zum Halt, aber er ward zur Umkehr! Ich erfasse also unsere Lage so, daß es Zeit war, Frische wieder anzufachen; es ist gelungen und nun nur dafür zu sorgen, daß der frische Wind nicht Sturm heraufwehet!

Dagegen ist in der äußeren Situation Sturm eingetreten. Oesterreich hat unnütz gerüstet, denn die unnützen Worte vom 1. Januar in Paris verlangten keine Truppensendung von Wien nach Italien. Daß diesen Aufstellung in Sardinien folgt, war mehr wie natürlich. Und so kam Eins nach dem Anderen. Fünf Monate habe ich Frieden und Millionen erhalten. Jetzt tritt der § 46 der Bundesschlußakte ein; wann § 47 eintreten soll, ist meine weitere Aufgabe; gewiß nicht zu früh, um Krieg nicht von Italien nach dem Rhein absichtlich zu ziehen! *)

Ihr Wilhelm, Pr. v. Pr.

*) Die beiden Artikel der Bundesakte lauten:

Artikel 46: Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein

Wenige Monate später sah sich der Prinz-Regent doch in die Lage gedrängt, den § 47 eintreten zu lassen: zum Schutze deutscher Interessen, während der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich-Sardinien in der Lombardei tobte, wurde erst ein Theil, danach die ganze Armee in Kriegsbereitschaft gesetzt, noch bevor der Gedanke der Reorganisation der Armee hatte zur That werden können.

Aber diese Mobilmachung drängte erst recht die Erkenntniß und Ueberzeugung auf, daß Preußens Heeresmacht für die gegenwärtigen europäischen Machtverhältnisse nicht mehr ausreichend sei, und bot dem Prinz-Regenten, nachdem Oesterreichs übereilter Friedensschluß zu Villafranca die preußische Aktion ausgeschlossen hatte, die denkbar günstigste Gelegenheit, mit der längst von ihm geplanten Heeresreform nunmehr wirklich zu beginnen.

An den General v. Steinmetz traten diese Verhältnisse im Anfang mit einer Allerhöchsten Ordre vom 14. Juni 1859 heran, die ihn für die Dauer des Kriegszustandes der Armee zum Kommandeur der 1. Infanterie-Division ernannte.

Nachdem sodann durch eine weitere Kabinets-Ordre vom 25. Juli 1859 der Kriegszustand der Armee aufgehoben, aber befohlen worden war, daß die Formation zu drei Divisionen für jedes Armeekorps einstweilen beibehalten werde, bestimmte Se. Majestät, daß General v. Steinmetz in seiner gegenwärtigen Stellung als Kommandeur der 1. Infanterie-Division verbleiben solle.

Schließlich erhielt der General noch die fernere Ordre:

Ich ernenne Sie hierdurch zum Mitgliede einer unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Freiherrn v. Wrangel zusammenzutretenden Kommission, welche mir über verschiedene, die Organisation der Armee betreffende Punkte ihre Ansicht aussprechen soll, und habe ich bei der Dringlichkeit der Sache zugleich bestimmt, daß diese Kommission ihre erste Sitzung am 31. d. M., früh 10 Uhr, zu halten hat. Berlin, den 28. Oktober 1859. Im Namen Sr. Majestät des Königs

Wilhelm, Pr. v. Pr.

Den großen Schwierigkeiten, die sich der Armeereform gegenüber seitens der Volksvertretungen erhoben, gesellten sich bald auch auf anderen

---

solcher die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd.

Artikel 47: In den Fällen, wo ein solcher Bundesstaat in seinen außer dem Bunde belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, tritt für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln oder zur Theilnahme und Hülfeleistung nur insofern ein, als derselbe nach vorgängiger Berathung in der engeren Versammlung Gefahr für das Bundesgebiet ersieht. . . .

Gebieten des Staatslebens weitere hinzu. Dem Prinz-Regenten lag das schwere Amt ob, ein Bahnbrecher zu einer neuen Zeit für Preußen zu werden.

Voll treuer Theilnahme und Hingabe läßt General v. Steinmetz zu dem bevorstehenden Geburtstage des Prinzen seine ehrerbietigen Glückwünsche wieder zum Ausdruck kommen. Er schreibt (Konzept):

Königsberg, den 20. März 1860.

Ew. Königlichen Hoheit wiederkehrendes Allerhöchstes Geburtsfest ist, wie immer, auch diesmal ein hocherfreuliches Ereigniß, welches in herzlichster Theilnahme alle treuen Anhänger Ihres erhabenen Königshauses und insbesondere die vereint, deren Herzen speziell für Sie, gnädigster Prinz, schlagen, und zu diesen, Ew. Königliche Hoheit wollen mir diesen Ausdruck meiner innigsten Verehrung gnädigst gestatten, werde ich zu allen Zeiten zählen. Um so mehr erfüllt mich bei dieser besonderen Veranlassung der lebhafte Wunsch, es möchte Ew. Königlichen Hoheit die schwere Aufgabe des Regierens nicht zur niederdrückenden Last, sondern zu einer von Gott gesegneten, Ihnen das volle Genüge, die volle Befriedigung gewährenden Arbeit werden. Wenn ich aber um mich blicke, so will mir scheinen, als habe ich damit kaum mehr als einen frommen Wunsch ausgesprochen, dessen Erfüllung noch fern liegt; überall giebt es Verwickelungen ernstester Art, und wenn ich auch der frohen Zuversicht lebe, Ew. Königliche Hoheit werden ihrer unter Gottes gnädigem Beistand Herr werden, so fürchte ich doch, daß es ohne sorgenschwere Tage nicht abgehen wird, was ich um Ew. Königlichen Hoheit willen tief beklage.

Im Innern ist es der verfassungsmäßige Ausbau von Staat und Kirche, welcher unter den widerstreitendsten Ansichten sich schroff gegenüberstehender, auch wohl von unlauteren Absichten erfüllter Parteien sich vollziehen muß; nach außen ist es die von dem Erbfeind Frankreich bedrohte Existenz des Vaterlandes, welche zu wahren, während die dynastische Eifersucht im eigenen Hause Deutschland, den Gegner um so übermächtiger und übermüthiger macht.

Es kann wohl fraglich erscheinen, ob die Sachen heute nicht besser stehen würden, wenn man die Verwickelungen, anstatt sich dieselben durch Gehenlassen groß zu ziehen, gleich im Entstehen mit vollem Ernst behandelt hätte. Es war dies wenigstens des hochseligen Kaisers Nikolaus von Rußland Majestät Ansicht, welcher im Jahre 1852 die Gnade gehabt hat, mir auszusprechen, daß es seine Ansicht gewesen sei, sich der Losreißung Belgiens von Holland und der Intervention Frankreichs zu Gunsten jenes zu widersetzen, daß die anderen Großmächte ihm aber nicht beigepflichtet hätten, und so sei diese erste Auflehnung Frankreichs gegen die Traktate von 1815 unbestraft geblieben.

Gewiß ist, daß der vor Jahren dem Prediger v. Gerlach nachgesehene Widerspruch in Ehesachen zur heute sanktionirten Auflehnung der Gesammtgeistlichkeit gegen die bezüglichen Gesetze des Staates geführt hat, und daß jener erste Versuch Frankreichs, die Traktate von 1815 zu mißachten, zur entschiedensten Aggression, jetzt bis zu der den Verträgen hohnsprechenden Zurückforderung der natürlichen Grenzen herangewachsen ist.

Wie schwer mag es unter solchen Umständen sein, neben nothwendiger Vorsicht die Würde zu behaupten und dem fast bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Uebermuth Frankreichs gegenüber die Mäßigung zu bewahren! Ew. K. Hoheit ist nicht nur Beides geglückt, Sie haben auch zu verhüten gewußt, daß Vorsicht und Mäßigung nach außen nicht als Kleinmuth erscheine und im eigenen Lande nicht den Kleinmuth erzeuge. Eingedenk der Wahrheit des: Si vis pacem, para bellum, haben Ew. K. Hoheit eine größere Machtentfaltung in der Reorganisation der Armee befohlen, welche nun auch hoffentlich ohne Aufgeben irgend eines der wesentlichen Prinzipien durchgeführt werden wird, die ihr zu Grunde liegen müssen, damit die Armee werden kann, was sie nothwendig werden muß. Möchte diesem ersten Schritte zum Besseren der nicht minder wichtige und von den Zeitverhältnissen gebotene, unaufschiebbare zweite recht bald folgen, und zwar die Armee, insbesondere das Offizierkorps, neu zu beleben. Es ist nicht zu verkennen, daß der lange, nur durch wenige sehr kurze kriegerische Episoden erhellte Frieden eine einschläfernde Kraft gehabt hat; bei aller, wie auch gerühmter Thätigkeit in der Armee fehlt ihr doch der eigentliche Schwung, die Entwickelung der Thatkraft, welche in jedem Einzelnen geweckt werden und zur Anschauung kommen muß, damit im einstigen Ernstkampf — weil dann mehr als bisher gelernt sein würde, Gefahren zu trotzen, Schwierigkeiten zu überwinden — das Kapital heut noch schlummernder Kräfte um so reichere und mit um so weniger Opfern erkaufte Zinsen bringt.

Doch es ist wohl kaum gerechtfertigt, da noch Wünsche zu äußern, wo für so viel des Besseren auf allen Gebieten pflichtschuldigst der Dank des Vaterlandes darzubringen ist, und darum auch das Vertrauen feststeht, Ew. K. Hoheit werden für das etwa noch Nöthige den rechten Zeitpunkt zu erkennen wissen. Ich folge daher lieber meinem Herzensdrange, dem allmächtigen Gott aus vollem Herzen dafür zu danken, daß er Ew. K. Hoheit gerade in dieser wichtigen Entwickelungsperiode des Vaterlandes zur Leitung des Staatsschiffes durch die es umgebenden so vielfachen Klippen ausersehen hat.

Möge der allmächtige und allgütige Gott seine schützende Hand noch lange Jahre über Ew. K. Hoheit theures Leben halten und Sie die weisen Absichten zum gedeihlichen Ende führen lassen, welche Ew. K. Hoheit in Bezug auf das auch von Ihnen so hochgehaltene, geliebte Vaterland hegen.

In ehrfurchtsvoller Liebe und Treue ersterbe ich als Ew. K. Hoheit allerunterthänigster, treugehorsamster — v. Steinmetz, Generallieutenant und Divisionskommandeur.

Wie gewünscht und beabsichtigt, hatte sich infolge der unternommenen Armeereorganisation eine allgemeine Bewegung im Heere eingestellt, die sich als frischer, belebender Luftzug allerorten bemerkbar zu machen begann und sich natürlich auch der Kavallerie mitgetheilt hatte.

Dieser Waffe hat General v. Steinmetz immer große Zuneigung geschenkt und bewiesen, ja, man wird sagen können, daß ein gewisser kavalleristischer Zug durch sein ganzes Wesen geht, der sich in kurzem Entschluß, im Drängen nach vorwärts, in der Bevorzugung des Angriffs vor der Vertheidigung dokumentirt. Wie er als kleiner Kadett unbefangen und ohne Sorge um Geldmittel (die Zeiten damals waren allerdings einfacher und anspruchsloser als später) nur aus innerem Drange heraus an seinen lieben König herantritt und ihm sagt: er sei zur Infanterie gesetzt, habe dazu aber gar keine Lust, wohl aber zu den Husaren — wie er es zu Wege bringt, sich in Frankreich lediglich von seiner Gage mehrmals Pferde anzuschaffen und zu halten — wie ihn in der Lektüre namentlich Seidlitz' Reiterthaten interessirten, so blieb die Neigung zur blanken Waffe und der Reitergeist in ihm sein Leben hindurch bestehen. Er ritt gern und viel, und nur Pferde mit feurigem Temperament sagten ihm zu — er hörte nicht auf, der Kavallerie Bedeutung auch in der Schlacht beizulegen — und als dem alten, siegreichen General nach dem Kriege von 1866 die Kunde zuging, daß sein König ihn mit der Stellung als Chef eines Regiments auszeichnen und begnadigen wolle, entfuhr ihm aus dem innersten Herzen heraus der Ausruf: „Wenn mir Se. Majestät doch ein Kavallerie-Regiment geben wollte!" Daß dies nicht wahrscheinlich oder überhaupt möglich sein konnte, wußte er natürlich, der still fortgehegte Wunsch ist aber kennzeichnend für die Dauer und Tiefe der Neigung. Als er sich dann nachher an der Spitze seiner braven Füsiliere, seiner tapferen Kampfgenossen von Nachod und Skalitz sah, da fühlte er sich glücklich und hochgeehrt, und andere Wünsche wären ihm gar nicht möglich gewesen.

Um ihn auf diesem kavalleristischen Gebiete auch selber zu Worte kommen zu lassen, habe ich folgende Korrespondenz ausgewählt.

Generallieutenant z. D. Frhr. v. Czettritz, früher Kommandeur der 10. Kavallerie-Brigade, schreibt ihm:

Berlin, den 20. November 1861.

. . . Als Ew. Excellenz mir in Bromberg die Freude Ihres Besuches schenkten, äußerte ich die Ansicht, daß die Kavallerie nicht auf dem Stand-

punkt stehe, um den an sie zu machenden Anforderungen entsprechen zu können. Da der Gegenstand Sie zu interessiren schien, so erlaube ich mir, anliegend eine kleine Broschüre zur gefälligen Durchsicht zu überreichen, in welcher ich jene Ansicht, wenigstens nach einigen Richtungen hin, zu begründen und die Mittel zu einer kriegstüchtigen Ausbildung anzugeben versucht habe.

Mit ganz besonderer Hochachtung Ew. Excellenz ergebener

Frhr. v. Czettritz.

General v. Steinmetz antwortet (Konzept):

Königsberg, den 7. Dezember 1861.

Sehr hochgeschätzte Excellenz! Für die Güte, mit welcher Ew. Excellenz mir Ihr werthvolles Manuskript übersandt haben, hielt ich mich verpflichtet, Ihnen nicht bloß einen höflichen Dank als Empfangsbescheinigung auszusprechen, sondern Ihnen auch mein Interesse an der Sache durch einige Worte mehr darzuthun. Ich saß aber hinter einem solchen Berge von Qualifikationsberichten und mußte diesen vor Allem erst abtragen, daß es mir unmöglich war, eher an die Abtragung meiner Schuld an Sie gehen zu können. Sie werden mich daher wegen dieser scheinbaren Versäumniß gewiß freundlichst entschuldigen. Vielleicht hätten Sie mir auch noch einigen Aufschub gegönnt, da ich bekennen muß, daß ich Ihre Aufsätze wohl gelesen, doch eben wegen Mangels an Zeit noch nicht, wenigstens für mich nicht, reiflich genug erwogen habe. Wie viel mir indeß darin auch noch nachzuholen bleibt, so bin ich Ihnen doch für das, was ich gefunden, recht sehr dankbar. Sie haben mir nach den Erfahrungen, die ich gemacht, recht aus der Seele gesprochen, und je mehr ich gefunden, daß Ihre, das allein zu billigende Ziel unserer ganzen Friedensthätigkeit — die Kriegstüchtigkeit — unverrückt im Auge behaltenden Betrachtungen keineswegs Allgemeingut der Leiter Ihrer Waffe sind, desto mehr bedaure ich, daß Sie Ihren unmittelbaren Einfluß auf dieselbe unterbrochen haben, und desto mehr wünsche ich, daß die Gelegenheit zur Wiederaufnahme desselben sich Ihnen bieten möge. Einstweilen habe ich Ihre Schrift mit Freude begrüßt; ich wünsche ihr eine recht weite Verbreitung und ein williges Entgegenkommen Ihrer Waffengenossen, damit wir den Erfolg davon recht bald in der Armee sehen. Deshalb ist Ihre Schrift augenblicklich auch nicht in meinen Händen, ich habe mich beeilt, sie den kavalleristischen Spitzen meiner Division mitzutheilen und angelegentlichst zum Studium zu empfehlen. Diese Herren sind aber nach ihrer Erweisung noch fern von Ihrem Standpunkte und werden, wenn ich sie richtig beurtheile, zwar nicht den gegenwärtigen ungenügenden Ausbildungsgrad der Kavallerie in Abrede stellen, ja, Ein und der Andere

hat ihn bei sich dargebotenen Gelegenheiten gegen mich schon früher selbst eingeräumt, aber sie werden schwerlich zugeben, daß dies auf dem von Ihnen empfohlenen Wege gebessert werden kann.

Die Kavallerie im Allgemeinen scheint mir zu fest an dem Gewohnten zu halten, zu wenig an einen Fortschritt zu denken und wie die entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden werden können, und daß sie überwunden werden müssen, will anders diese Waffe eine ehrenvolle Zukunft sich bewahren. Die Kavallerie scheint mir in ihren Gewohnheiten erstarrt, sie sieht nur zu leicht in jeder ungewohnten Anforderung an sie eine Unzuträglichkeit, eine Unmöglichkeit, einen Mangel an Verständniß von der Waffe, und so glaubt sie selbst nicht an die Möglichkeit eines weiteren Fortschreitens.

Sie werden mir wohl die Einsicht zutrauen, daß ich mich um das kavalleristische Detail nicht bekümmere, oder höchstens zu meiner Aufklärung, desto mehr aber habe ich die Resultate im Auge, die sich im Gebrauch und in der Verwendbarkeit der Truppe aussprechen. Darüber ein Urtheil haben, muß von jedem Divisionskommandeur verlangt werden. In diesem Sinne allein urtheile ich auch nur über den gegenwärtigen Standpunkt der Kavallerie und bin zu Ihrem Resultat gekommen. Ich habe auch die Ansicht, die Kavallerie ist nicht für den Krieg fertig, und zwar ebenso wenig im Material als in der Führung. Wenn das nicht anders wird, so wird sie in ersterer Beziehung im Kriege allein schon durch die Friktion sich so konsumiren, daß sie auf das Schlachtfeld, um Großes zu leisten, viel zu wenig Kräfte bringt, und sie wird mit diesen um so weniger leisten, da sie in der Führung ebenso wenig kampffertig ist.

Daß die Kavallerie reiten lerne und taktisch in kleinen und größeren Truppenkörpern, Eskadron, Regiment, ausgebildet sei, also reglementsmäßig exerziren können muß, ist gewiß eine Nothwendigkeit, und die dazu erforderliche Zeit muß das ganze Jahr hindurch gefunden werden. Wenn sie aber nicht darüber hinauskommt, wie soll da die Gewandtheit für die Führung in der Schlacht gewonnen werden? Ich halte für sehr nachahmenswerth, was Sie für die Kriegstüchtigmachung des Materials empfohlen haben, ich halte aber für den Gebrauch desselben, d. h. für die Führung auch nothwendig, daß die Eskadrons- und Regimentskommandeure auch auf dem gewöhnlichen Exerzirplatze sich gewöhnen, Gefechtsverhältnisse sich zu denken, und ohne sich viel Zeit zur Ueberlegung zu nehmen, ihre untergebene Truppe zur Aktion führen, also diese zu prüfen, ob und mit welcher Leichtigkeit sie unvorbereitet die befohlene oder signalisirte Bewegung mit vollster Ordnung auszuführen versteht, und sich selbst dabei zu prüfen, ob das gegebene Kommando oder befohlene Signal und die Form, in welcher die Truppe verwandt wurde, die dem gedachten Gefechtsmoment entsprechendste war, oder ob etwas Besseres hätte geschehen können.

Wenn die Truppenkommandeure nach einem solchen in der ersten Hälfte rein reglementarischen, in der zweiten Hälfte aber gefechtsmäßigen, also ohne alle Vorinstruktion stattgehabten Exerziren ihre untergebenen Offiziere zusammennähmen, ihnen sagten, welche Idee sie dem Exerziren untergelegt, welche Fehler sie selbst in der Führung, die Truppe in der Ausführung gemacht haben, — so glaube ich, würde dies sehr gut zur kriegsmäßigen Ausbildung beitragen, und die Führer würden ihre Truppe, die zu einem scharfen Aufmerken gewöhnt worden wäre, auch mehr in die Hand bekommen, als es mir jetzt zu sein scheint.

Ich habe nicht den entferntesten Zweifel, daß das, was ich hier vorschlage, ausführbar ist. Warum soll nicht der Führer von 1 bis 4 Eskadrons sich auch auf dem Exerzirplatz in das Verhältniß einer Divisions-Kavallerie und das Terrain zu diesem oder jenem Ausfall geeignet denken können? Warum nicht ebenso ein Regiment im Brigadeverband bald als 2. Treffen entweder rück- oder seitwärts eines gedachten 1. Treffens? Oder als Flankendeckung für dieses? Oder selbst als 1. Treffen unter dieser oder jener gedachten Stellung des 2. Treffens? Wie gut und mit welch ungehemmter Energie ließe sich dabei z. B. Attacke einzelner Eskadrons auf eine überraschte Schützenlinie entweder allein oder mit Durchbruch eines geschlossen gebliebenen Theiles der Kavallerie, gleichzeitig auch auf ein oder mehrere Soutiens der Feuerlinie machen! Was wäre das für eine Gelegenheit zum Tummeln der Pferde, wie es bei solchem Angriff immer vorkommt! Ferner zur entsprechenden Anwendung der Hiebe und Stiche! Was gäbe das auch für Gelegenheit, die Rittmeister darin zu üben, je nach den Umständen ihre Eskadron in dieser oder jener Angriffsformation, d. h. in der von den Verhältnissen gebotenen, zu verwenden, also sie von dem jetzt stereotypen Angriff in Eskadronsfront, der doch nicht unter allen Umständen gerechtfertigt ist, ab- und zum Nachdenken zu bringen, was später auch der Regimentsführung zu gute kommen würde. Denn auch hier thut es Noth, daß die Regimentskommandeure sich in die Gefechtssituation hineindenken lernen und erwägen, welches Angriffsobjekt, ob Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, und von welcher Stärke und in welcher Formation und Frontausdehnung, sie gegen sich haben, um demnach ihre eigene Truppe in angemessener Formation zum Angriff zu führen, was bei Manövern vielfach ganz außer Acht gelassen wird. Ich habe Kavallerie auf Infanterie in so breiter Front attackiren sehen, daß mindestens $^2/_3$ von jener in die Luft hieb; ich habe ferner andere Angriffe, u. a. einen auf abziehende Artillerie ohne Rücksicht auf deren Bedeckung und das wahrscheinliche Herbeieilen feindlicher Kavallerie machen sehen, kurz, die Disposition zum Angriff liegt oft gar sehr im Argen.

Es ist wohl genug mit dieser Andeutung und Zeit, daß ich schließe,

Sie, als erfahrener Kavalleriſt, werden ſich Alles, was noch geſagt werden könnte, leicht hinzudenken. Darum empfangen Sie nur nochmals meinen beſten Dank, daß Sie meiner gedacht haben, und vergeſſen Sie mich auch ferner wie überhaupt nicht, wo Sie mir Gelegenheit geben können, mir an Ihren Erfahrungen meine eigenen Gedanken über Ihre Waffe noch klarer zu machen. Mit der wahrſten Hochachtung Ew. Excellenz ganz ergebener — v. Steinmetz.

Um auch noch ein anderes Reſſort der Thätigkeit des Generals v. Steinmetz als Diviſionskommandeur, das des Gerichtsherrn, zu berühren, möge General v. Conrady, damals Hauptmann im Generalſtabe der Steinmetzſchen Diviſion, hier erzählen. Die Mittheilung iſt der „Deutſchen Revue“ (April-Mai 1898) entnommen:

. . . Sehr lehrreich waren für mich die Vorträge der Auditeure. Steinmetz las jedes Aktenſtück und jede Verfügung genau durch, und ich ſtaunte oft über die Schärfe ſeines Urtheils und über ſeine Motivirung, wenn er der Anſicht des Auditeurs nicht beipflichten konnte, was oft vorkam. Die gerichtliche Unterſuchung gegen den Lieutenant Jachmann (3. Kür.-Regt.) wegen des Plehweſchen Duells, mehr noch die folgende ehrengerichtliche Unterſuchung gegen ein Plehweſches Familienmitglied gaben ihm Gelegenheit, in ſeinen Gutachten den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die häufigen Selbſtverſtümmelungen veranlaßten ihn, wenn es den Auditeuren nicht gelang, die Schuld nachzuweiſen, immer wieder neue Wege zu finden, um ſchließlich doch noch zum Ziele zu kommen.

Dabei war er oft für milde Auffaſſung von Vergehen, und ihm iſt es zu danken, daß damals im Militär-Strafgeſetzbuch ein Zuſatz aufgenommen wurde, daß nicht jede Entfernung aus der Garniſon als „Deſertion“, ſondern als „unerlaubte Entfernung“ anzuſehen und milder zu beſtrafen ſei. Er hatte volles Mitgefühl für die Rekruten, die, von unüberwindlichem Heimweh befallen, nach Hauſe zu kommen ſuchten. Nach dem Strafgeſetzbuch von 1845 war Verſetzung in die 2. Klaſſe des Soldatenſtandes noch unvermeidlich. Ebenſo eiferte Steinmetz gegen die unüberlegte und ſchroffe Handhabung der Disziplinargewalt und hat auch hierin ſegensreich gewirkt.

Andererſeits konnte er ſehr rückſichtslos ſein, und ſeine Generale hatten einen ſchweren Stand . . .

Inzwiſchen war König Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 ſeinen langen, ſchweren Leiden erlegen und zu ſeinen Vätern verſammelt worden. Der nunmehrige König Wilhelm hatte am 18. Oktober die Krönung in Königsberg vollzogen, die mit den traditionellen Ceremonien

vor sich gegangen war. Die große Parade wurde vom General v. Steinmetz kommandirt. An Major v. Conrady schreibt er darüber:

. . . Wir haben einen recht reinen Genuß des Krönungsfestes gehabt. — Sehr interessant war auch die Versammlung so vieler Generale und aller Regimentskommandeure der Armee. Im Allgemeinen wurde der Blick auf diese sein sollenden Säulen der Armee doch befriedigt, das Knickschälige trat wenig hervor, aber alt, zu alt sind wir doch, namentlich in der Generalität, die noch völlig Invalide hat. Ihren abgetretenen und den zeitigen Divisionskommandeur (Major v. Conrady war inzwischen zur 9. Division nach Glogau als Generalstabsoffizier gekommen) habe ich auch gesehen. Ersterer schien stiller geworden, und Letzterer sprach sich günstig über Sie aus. Er ist ein alter Jugendkamerad von mir, einer seiner Brüder war mein intimer Freund, ich kenne daher seine Race ziemlich gut und weiß, daß darin etwas steckt, insbesondere Charakter, der in unserer Zeit um so mehr gilt, da sie selbst oft genug charakterlos ist . . .

Daß mir der Rothe Adler-Orden 2. Klasse angeflogen ist, haben Sie gelesen. Da meine Vorderleute ihn schon hatten und ein Theil meiner Hinterleute ihn bei den Manövern am Rhein bekommen hatte, so mußte ich ihn bekommen, oder ich hätte nicht weiter dienen können. Etwas besonders Erfreuliches ist mir daher nicht zu Theil geworden, und um so weniger, da das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens zwischen dem Schwarzen Adler-Orden eingeschoben ist. Ich bin demnach gegen früher um nichts gebessert, befinde mich vielmehr nach wie vor in der zweiten Klasse des Rothen Adler-Orden-Standes. . . .

Fürst Wilhelm Radziwill, inzwischen Chef des Ingenieurkorps geworden, schreibt an General v. Steinmetz:

Berlin, den 20. April 1862.

Verehrter Kriegsgefährte! In Ihrem Schreiben an meine Frau sprachen Sie den freundlichen Wunsch aus, eine Photographie von mir haben zu wollen: ich war eben dabei, mich in meiner jetzigen Gestalt abbilden zu lassen. Deshalb erhalten Sie die Anlage, die Sie an einen Freund erinnern möge, so spät.

Sie erhalten mein Bild nahezu an einem Jahrestage, an dem Sie den jungen Soldaten die Erfahrungen der Jahre 1813 bis 1814 in lebendiger Ueberlieferung übergaben! Der Tag von Schleswig war für die Betheiligten ein Gotteslohn für die schweren, aber ehrenvoll bestandenen Trauertage von 1848. Möge, wenn die jetzt wieder überhand nehmende Begriffsverwirrung, der Unverstand, die Bosheit wieder Konflikte herbeiführen sollten, die ultima ratio regum kräftiger, konsequenter und daher auch menschlicher in Anwendung kommen.

Mit der Bitte, mich dem gütigen Andenken Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen, verbinde ich den Ausdruck meiner alten, ausgezeichneten Hochachtung — Radziwill.

Im Mai 1862 trat General v. Steinmetz während der Zeit, daß seine kränkelnde Frau zu einer Brunnen- und Badekur in Teplitz weilte, eine längere Erholungsreise durch Oberitalien und die Schweiz an. In tagebuchartigen Briefen schildert er der Gattin seine Erlebnisse und Beobachtungen.

Mit allerlei Reisegenossen unterhält er sich über Land und Leute — wo es ihm besonders gut gefällt, erinnert er sich und die Gattin an frühere gemeinsam unternommene Reisen, und wo ihm die Großartigkeit, Schönheit und Lieblichkeit der Natur das Herz bewegt und hebt, da tritt ihm sofort das Bild seines geliebten entschlafenen Kindes vor Augen.

Bozen, den 4. Juni 1862.

. . . Die Strecke von Landeck bis Finstermünz legte ich bei vollem Tageslicht zurück und hatte daher auch den vollen Genuß der schönen Natur. Der Inn rauscht, eilt und schäumt wie die Rosane, Beide sind Liebesleuten vergleichbar, die in überstürzender Hast ihrer Vereinigung zueilen, es ist, als wenn sie die Zeit nicht erwarten könnten. Die Chaussee ist durchweg gut gebaut, vorzüglich aber die sogenannte neue Finstermünz-Straße von Zuntz an. Da ich sie zu einem großen Theile gegangen bin, so kann ich in das Lob, das ihr gespendet wird, aus voller Ueberzeugung einstimmen. Von der Mächtigkeit der steilen Felswand längs der Chaussee kann ich Dir keinen Begriff machen, man muß so etwas selbst gesehen haben, dann aber freut man sich auch des menschlichen Fleißes, der hier wahrhaft Bewundernswerthes geschaffen hat. Man kommt durch zwei Felsdurchgänge, nach Art des Urner-Loches, und durch drei gebaute Galerien, wie Du sie mit ihren Fensteröffnungen auf der Stilfser Straße gesehen hast. Stellenweis ist der Abfall von der Chaussee zum Inn unmittelbar und ganz steil, ich mußte oft an Dich denken, wie Du Dich weggewendet und das Erhabenste nicht gesehen haben würdest. Mein Postillon war eine kreuzjoviale Haut, gewiß ein rechter Windhund, er kam aus dem Jodeln und Singen gar nicht heraus und hatte immer Flausen im Kopf. Er machte mich auf die Schönheiten aufmerksam, drang auch darauf, daß ich mich späterhin zu ihm setzte, um besser herumsehen zu können, und log mir natürlich die Hucke voll, wenn ich nach Namen fragte. Die Fahrt war aber in aller Hinsicht doch so, daß sie unserer lieben Selma die höchste Freude gemacht haben würde, Alles heiter, die Landschaft erhebend, und auch an Staffage durch grasendes

Vieh mit Glockengeläute fehlte es nicht, Alles wie es unser geliebtes Kind so sehr liebte. Sie würde sicher mit dem Postillon gejodelt und gejubelt haben, und dieser sich dann noch närrischer gebärdet haben. Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich ich das geliebte Kind vermißte, und wie es hinter Finstermünz dunkelte, hatte ich nur noch Gedanken an und für sie . . . .

Verona, den 5. Juni 1862.

(Auf der Postfahrt von Bozen nach Verona trifft er drei Italiener, mit denen er sich unterhält.) . . . Meine Frage, welcher Meinung man sei, was aus dem jetzigen Zustand werden würde, beantwortete mir ein dritter Italiener, der das Ansehen eines Karbonari hatte und auch Deutsch, und zwar von den Dreien am besten konnte, dahin, daß Italien ein Reich werden würde. Ich bemerkte dagegen, daß es das nie gewesen und die einzelnen Staaten zu verschiedene Interessen hätten — ich hielt daher die Einheit für schwer erreichbar. Mein Gegner pflichtete insofern bei, daß darüber noch viel Zeit vergehen würde, daß man selbst auf den Frieden von Villafranca zurückkommen könnte, die vertriebenen Fürsten selbst noch einmal wieder eingesetzt werden könnten; allein nach einigen Jahren würden sie dann durch neue Revolutionen wieder vertrieben werden. Der Einheitsgedanke sei ein nationaler Gedanke aller Gebildeten, welche eben die Revolution gemacht hätten, und was dagegen geschehe, das geschehe nur vom niederen Volk, verführt durch die niedere Geistlichkeit, welche von Rom aus geleitet wäre. Der Papst, obgleich der eifrigste Italiener und ein kluger und billiger Mann, insofern für die Freiheit, werde aber doch nie abdanken von der weltlichen Macht. Im Volke aber sei man von der Nothwendigkeit dessen überzeugt, es gäbe jetzt keinen Bauer mehr, welcher die weltliche Macht mit der päpstlichen verträglich hielte, es sage sich Jeder, daß der Papst z. B. kein Todesurtheil vollziehen könne. Auf meine Frage, ob man denn eigentlich gegen die österreichische Regierung gewesen sei? erhielt ich zur Antwort: Das eigentlich nicht, aber es sei eben keine italienische Regierung . . .

Ich habe die ersten österreichischen Truppen in Finstermünz, andere in Bozen gesehen, und hier bewegen sich viel Truppen. Auch eine Trainkolonne kam heute bei mir vorbei; dies giebt einen Kriegseindruck. In den Forts habe ich auf den Wällen auch Kanonen aufgefahren gesehen und mit Recht, man ist dem Gegner ja nahe genug. Der österreichische Soldat hat überall dasselbe Gepräge; er ist Soldat einer Großmacht auch in seinem leinenen Anzuge, der viel getragen wird. Heute habe ich aber auch Abtheilungen Infanterie mit vollem Gepäck in Mänteln gesehen, deren Schöße zur Erleichterung des Gehens vorn zurückgehakt waren. Die württembergischen Truppen in Stuttgart haben mir keinen großmachtlichen Eindruck gemacht . . .

Eben komme ich von Benedek, dem hiesigen Kommandirenden, zurück. Benedek ist ein 58er, sehr lebendig und nur Soldat. Er ist Protestant, dem Kaiser ganz ergeben, und meinte, wo Revolutionen ausgebrochen seien, da sei die katholische Kirche immer gegen die Regierungen gewesen; er sei deshalb nicht für die Trennung der Kirche vom Staat. Darin denkt er also ganz wie ich: ich will keinen Staat im Staat, am wenigsten eine herrschende Hierarchie, und Benedek sprach meine Ansicht aus, indem er sagte: Herrschen wollen sowohl die katholischen wie die protestantischen Geistlichen. Wir kamen auf den Krieg von 1859 zu sprechen. Benedek sagte, Gyulay hätte vor Beginn des Krieges zu erwägen gehabt, ob er das von Oesterreich an Piemont gestellte Ultimatum weiter befördern könne oder nicht, und im letzteren Falle dem Kaiser aussprechen müssen, daß er darin ein Unglück für den Staat sehe; wollte er aber einmal wie ein „Pudel" — Ausdruck von Benedek — gehorsam sein und das Ultimatum überbringen, dann hätte er nachher energischer handeln müssen, nicht Zeit verlieren und sich durch die kleinen Politiker aufhalten, sondern als Soldat handeln sollen. Das müsse man übrigens zugeben, auf wen sich Napoleon werfe, der müsse unterliegen; er sei übermächtig, wenn Deutschland nicht einig sei; wäre es dies, so könnte es gebieten. Er urtheile nicht über das damalige Verfahren der deutschen Staaten; aber da sie die österreichische Armee wider Erwarten beinahe habe ertrinken lassen, so sei es wohl natürlich, daß der Kaiser nicht auf sie gerechnet, sondern mit Napoleon abgeschlossen habe. Dies war die Entgegnung eigentlich darauf, daß ich Benedek sagte, nach der Schlacht von Solferino sei es nur noch auf ein Bißchen Ausharren seitens der Oesterreicher angekommen; die Hülfe sei ihnen gewiß gewesen, und wie würden die Franzosen gelaufen sein, und die Oesterreicher würden nicht allein alles Verlorene wiedergewonnen haben, sondern auch aus dem Auflesen von Trophäen nicht herausgekommen sein, und das hätte ich ihnen wohl gewünscht. Benedek war übrigens nicht wohl und entschuldigte sich damit, daß er mich nicht bei sich sehen könne. Ich erwiderte, daß ich auch kaum Zeit dazu würde haben finden können, da ich morgen oder übermorgen abreisen würde; wenn es anginge, so möchte ich aber wohl einen Ausflug nach Mantua machen und auch die Schlachtfelder von Solferino und Magenta sehen. Benedek gab mir die erforderliche Autorisation für Mantua mit großer Liberalität und empfahl; die Schlachtfelder zu sehen . . .

Deinen Brief habe ich von der Post empfangen. Die Nachrichten über Dich sind freilich nicht tröstlich; das ist aber Dein ganzes Aussehen auch nicht; der Doktor hat daher nichts Neues gesagt. Du bist mir von Tag zu Tag ein Geschenk Gottes; er weiß, daß Du mir nöthig bist; was sollte ich auf der Erde allein machen! So möge er uns denn Einen

dem Anderen erhalten und dann gnädig zu unseren lieben Kindern hinüberführen. Thue zu Ersterem wie bisher durch Sorgfalt und Pflege; für Zerstreuung sorge ich ab und zu durch meine Briefe, die eben deshalb so ausführlich sind, und weil Du auch an Allem theilnimmst . . .

Von Mailand aus berichtet er von seiner Fahrt und eingehenden Information über das Schlachtfeld von Solferino und giebt dann noch einen Rückblick auf Militärisches in Verona. In Mantua traf er als Gouverneur den Feldmarschall-Lieutenant Sztankowicz, der 1853 mit ihm zusammen in Petersburg gewesen war. „Man hat mir den Festungsplan mit aller Offenheit vorgelegt," schreibt er, „und sich ebenso über die Vertheidigungsfähigkeit ausgesprochen." Dann sah er das Schlachtfeld von Magenta und schließt seinen Mailänder Bericht vom 8. Juni mit den Worten:

Bis hierher habe ich nun glücklich erreicht, was ich gewünscht; möge es mir nun ebenso im Gebirge glücken, wohin ich morgen früh mit dem Dampfschiff nach Magadino aufbreche . . .

Furka, den 11. Juni 1862.

. . . Ein Fußmarsch von Andermatt auf die Furka ist nichts Leichtes; zuletzt machte mein Pferd sehr oft von selbst Halt; es konnte nicht weiter, es mußte erst wieder Athem holen . . . Das Reußthal giebt im Allgemeinen die Richtung für den Weg nach der Furka an, und vielfach geht Letzterer auch längs der Reuß, indeß mehrentheils in Thurmhöhe über ihr. Nun denke Dir einen Fußweg in dieser Höhe und dann einen ganz steilen Abfall von dem Fußwege zur Reuß und dazu das unsichere Gehen wegen der Steine und Ungebahntheit des Fußweges! Noch schlimmer ist es fast zu Pferde, weil man mit dessen Eigenwillen, der Einen an den Rand des Abgrundes führt, als ob man gar nichts werth wäre, auch noch zu kämpfen hat. Dies hatte ein Dämchen, welches, von der Furka herunterkommend, mir begegnete, wohlweislich erwogen und ließ sich darum in einem Sessel tragen. Es war entweder ein ganz junges Frauchen oder noch ein Mädchen; der Mann oder Papa war früher an mir vorübergegangen. Das hätte ich mit Dir oder dem lieben Kinde doch nicht gethan; schelte ich auch manchmal, so behüte ich doch auch, was mir angehört. Wenn mein Pferd sich Ruhe gönnte, so fing es auch regelmäßig an, zu grasen. Zuerst trieb ich es gleich wieder an, nachher aber fiel mir ein, daß Selmachen gewiß gebeten haben würde: Papa, laß es doch fressen — und da habe ich es fernerhin ruhig grasen lassen, bis es mein Führer forttrieb. So liegt mir unser süßes Kind im Herzen und im Sinn! Es macht die Reise förmlich mit mir; es fällt mir bei Allem und bei jeder Gelegenheit ein . . .

Furka, den 12. Juni 1862.

. . . Beim Besteigen der Maienwand begegnete ich mehreren reisenden Familien, aber alle zu Fuß, weil sie nicht wagten, hinunterzureiten. In einer Familie schien Vater, Mutter, ein paar hübsche Töchter, auch wohl ein Sohn vereint zu sein; sie sahen alle so glücklich aus, daß es mich drängte, sie höflich zu grüßen und den jungen Theil vor zu großer Eile zu warnen. Ich bekam freundliche Entgegnungen und von der Dame, die ich für die Mutter hielt, den Wunsch einer recht glücklichen Weiterreise. Hätten sie gewußt, wie ich mich vereinsamt fühle und noch mehr bei dem Anblick ihres Glückes, sie hätten sicherlich mich aufrichtig bedauert. Ja, es bleibt etwas Schweres für mich, alle Tage Herrliches und Erhabenes zu sehen und es so ganz allein genießen zu müssen! Ich sage mir zu meiner Beruhigung, daß, selbst wenn Du gesund wärest, doch Touren wie die heutige zu den Unmöglichkeiten für Dich gehören . . .

Turin, den 16. Juli 1862.

Wir kamen in Arona sehr spät an . . . Hätte ich es nicht besser gefunden, nach Turin überzusiedeln, so hätte ich anderen Tags an einer Ovation theilnehmen können, welche man Garibaldi vorbereitete, der noch in Belgirate sich aufhielt und eingeladen war, nach Angera zu kommen, wo er Sonntagnachmittag erwartet wurde. Schon den ganzen Tag hatte man sich im Böllerschießen geübt; es wird also genug Spektakel gegeben haben. Das weibliche Geschlecht ist hier wie auch anderwärts in ähnlichen Fällen, es schafft sich gar bald irdische Götzen. Ein solcher ist ihm jetzt Garibaldi, und er muß sich von Frauen und Mädchen küssen lassen, es mit Auswahl auch nach Herzenslust erwidern. Garibaldi ist doch eine vom Volk sehr gefeierte Persönlichkeit. Als Grund gab mir mein Wirth in Arona an, daß Garibaldi ein kühner, entschlossener Mann sei, der viel und ganz uninteressirt geleistet habe. Der König Viktor Emanuel habe ihm einen Palast angeboten und für seine Tochter bei ihrer Verheirathung eine große Aussteuer. Beides habe Garibaldi ausgeschlagen; er sei also ein grand citoyen désintéressé. Dagegen läßt sich nichts sagen, auch nichts gegen den Wunsch der Einheit Italiens, desto mehr aber gegen die Exaltation und Rücksichtslosigkeit, mit der diese Idee verfolgt wird . . .

In Turin habe ich denn zum ersten Male den sternhellen und tiefblauen südlichen Himmel gesehen, wie er bei uns niemals zu sehen ist, und ich bitte gern den Malern ab, deren Darstellungen dieser Art ich für Unnatur gehalten habe. Dir aber wünsche ich eine gute Nacht, denn ich bin mit dem Tage und dessen Beschreibung zu Ende. Ich füge nur noch hinzu, daß ich heute auch Deinen Brief vom 7. von der hiesigen Post

geholt habe. Im Ganzen ersehe ich in Deinem Befinden doch in der größeren Kräftigkeit und in dem schmerzfreien Zustand eine gewisse Besserung; wir wollen darum die Hoffnung auf ein Mehr nicht aufgeben. Und vom Sterben ist gar keine Rede; es muß freilich einmal kommen, und vorbereitet müssen wir darauf auch sein; aber wir brauchen uns darum nicht mit Todesgedanken herumzutragen, sondern des Glaubens leben, daß wir uns so froh, als noch möglich ist, und jedenfalls gekräftigt wiedersehen werden . . .

Aosta, den 19. Juni 1862.

Ehe ich gestern zu Bette kam, hatte ich noch die Gelegenheit, die Musik des Bataillons Bersaglieri, welches in Aosta steht, die Retraite blasend, bei mir in dem Schritt vorbeieilen zu sehen, in welchem diese Truppe zum Angriff oder zu überraschenden Bewegungen vorgeht. Es ist dies weder ein Laufen noch Springen, aber ein sehr dezidirtes und beschleunigtes Weitausschreiten, welches einer angegriffenen Truppe wohl imponiren kann, und hat mir sehr gefallen; aber auch daß die Musik in diesem Marschtempo blasen konnte; es war Hornmusik. Unseren Hornisten würde der Athem fehlen; sie haben keine Uebung darin. Die Bersaglieri machen in dem dortigen schwierigen Terrain Uebungen in so raschen Bewegungen, bei gewöhnlichen Märschen gehen sie aber auch wie wir im gewöhnlichen Marschschritt . . .

Ueber Lausanne wird nun der Rückweg in die Schweiz angetreten. Er besucht Bad Leuk, schildert launig das stundenlange Sitzen der Kurgäste in den Badebassins und sieht auch den pas des echelles, eine merkwürdige Anlage, die mittelst fast senkrecht stehender Leitern von Zacke zu Zacke eine hohe, steile Felswand hinauf die Verbindung mit dem Dorfe Albinen, „ich will nicht sagen gefährlich, aber höchst unbequem abkürzt und von den Landbewohnern selbst mit Gepäck regelmäßig benutzt wird.“ Dann überschreitet er die Gemmi und schreibt darüber:

Thun, den 3. Juli 1862.

Ich habe heute einen sehr schönen Tag gehabt, begünstigt durch Wetter und Landschaft. Ich brach heute früh 6 Uhr von Bad Leuk auf, hoch auf einem Maulthier sitzend und als Gefolge einen Mann, der meine Bagage nach Kandersteg trug. Trotz meiner Erklärung, daß ich mit der Bagage auf dem Rücken desselben Maulthiers, welches ich geritten, den großen St. Bernhard überschritten hätte, wollte man nicht darauf eingehen, es bei der Gemmi-Passage ebenso zu machen, indem meine Bagage zu schwer sei und nach den Bestimmungen nur 25 Pfund Gepäck auf das zum Reiten bestimmte Thier neben dem Reiter aufgeladen werden dürfe.

Da ich diese Behauptung durch Einsicht der Bestimmungen richtig fand, so ließ sich dagegen nichts machen; hinterher habe ich aber auch gefunden, daß jene Bestimmungen ganz vernünftig sind, denn der Weg über die Gemmi ist viel steiler und schmaler als der über den St. Bernhard und jedes Anstoßen mit dem Gepäck auf dem Gemmi-Wege sehr bedenklich. Von meinem „Hotel de France" aus, von dem es schien, als könne man die Gemmi mit Händen greifen, wenigstens in den nächsten zehn Minuten, hatte ich eine volle Stunde schon bergauf zu reiten, ehe ich wirklich die Gemmi erreicht hatte. Das war nun ein ganz senkrecht abfallender, kahler Felsen, der — wenn man ihn sich ansah — ganz unersteigbar schien. Und doch wand sich ein verhältnißmäßig guter, zwei bis drei Schritt breiter Weg in kürzerem oder längerem Zickzack hinauf, der nur an dem nur selten durch kleine Barrieren berücksichtigten Uebelstande litt, daß er nach einer Seite ganz senkrecht zu einer entsetzlichen Tiefe abfiel. Da hinein zu sehen, kann Niemand angerathen werden; ich selbst habe es gewissenhaft vermieden, denn ich fühlte, ich würde schwindlig werden . . . Mein Führer und mein Langohr waren Beide ganz zuverlässig; Letzteres trieb mir aber doch einige Male das Blut in die Höhe, wenn es bei dem Uebergang von einem Zickzack zum anderen, wie diese Thiere gern thun, scharf um die Ecke, mit mir also über den Abgrund ging, in den ich nun fast gezwungen sehen mußte. Als ich dies zweimal wiederholt hatte, ließ ich den Führer das Maulthier auf der auswendigen Seite leiten, und da ging es besser.

. . . Da man nicht um sich sehen darf, so geht aller Genuß während des Auf- und Absteigens der Gemmistraße verloren, dafür wird man aber oben entschädigt, wenn man so glücklich ist, wie ich es war, gut Wetter zu haben. Es war ein herrlicher, klarer, sonniger Morgen, jede Gebirgsplatte deutlich zu sehen und auch die Ferne ganz klar, aus welcher der Monte Rosa mit allen seinen Nachbarn mir schneeweiß entgegenleuchtete. Es ist eine herrliche Gebirgsgruppe, dieser Monte Rosa, der wie eine auf breiter Schüssel ruhende Artischocke aussieht, so ist er mit Hörnern von oben bis unten garnirt. Demgegenüber tritt das übrige Gebirge, wie mächtig und interessant es sich auch darstellt, doch mehr in den Hintergrund, man sieht sich nur nach den Sternen erster Größe um und freut sich, wenn man wieder einen entdeckt.

Nachdem ich mich vom Sattel der Gemmi gehörig umgeschaut, setzte ich meinen Ritt noch wohl zwei Stunden fort bis zu einem Punkte, der „der Stock" genannt wird. Von hier ist es bis Kandersteg noch 1¼ Stunden, die ich der steilen Senkung wegen zu Fuß zurückzulegen beschloß. Die Gegend auf der Gemmi ist ganz wüst wie auf dem St. Gotthard, aber auch weiterhin, fast bis zum Stock, fehlt Kultur; es findet sich nur etwas

Weide, auf welcher sich zahlreiche Rinder und Ziegen ihr Futter suchen. Das macht sich ganz allerliebst, besonders die behenden und graziösen Ziegen, die auf den Steinblöcken recht in ihrem Element sind. Doch die Natur nimmt vorzugsweise in Anspruch. Daß die Welt schön ist, das ist begreiflich, hat sie doch Gott erschaffen; aber wie schön sie ist, das muß man doch selbst gesehen haben, um es zu wissen, man hat keinen Begriff von der Größe und Erhabenheit, die den Beschauer zur Bewunderung hinreißt. . . .

In Frutigen mußte mein Kutscher futtern, mir war das ganz recht, denn seit morgens 6 Uhr war ich ohne Ruhe und Rast vorwärts gestürmt, jetzt aber, wo Alles nach Wunsch gegangen, trat mit der Ruhe auch das Bedürfniß nach Stärkung ein. Wenn ich meine Tagesleistungen so manchmal überdachte, so mußte ich mir jedesmal sagen, daß ich dies nicht würde haben möglich machen können, wenn wir zusammengereist wären; es ist dabei das Fassen schneller Entschlüsse und Ausdauer, auch Ertragen von Entbehrungen nöthig, man darf nicht hungern, nicht dürsten, bis man erreicht hat, was man wollte, sonst wird es eben nicht erreicht, die Zeit geht schnell vorüber. Trotzdem daß ich mich nun nicht geschont, so komme ich mit meiner Urlaubszeit knapp aus, ich werde kaum 14 Tage in Interlaken ausruhen können. Aber die will ich auch wirklich ruhen, damit Du mich nicht zu abgetrieben aussehend findest, wenn wir uns wiedersehen. Ich werde deshalb noch Alles, was ich im Oberland sehen und wiedersehen will, erst abmachen und dann in die Kantonirung von Interlaken rücken. Ich zweifle nicht, daß, wenn ich auch jetzt anfange mitunter einige Müdigkeit zu verspüren, die herrliche Reise und das stete Sein in guter, gesunder Luft meinem Körper und Geist wohlgethan haben wird. Meine empfindlichen Ohren sind aber manchmal sehr angegriffen worden, theils durch den Wechsel und Mangel an Luft, die obere Luft ist wenigstens feiner, theils durch den Spektakel, den die von allen Seiten herabstürzenden kleineren und größeren Gewässer machen, das fortwährende Rauschen und Murmeln hat mich wirklich manchmal ordentlich benommen. Dann habe ich eine schon früher im Gebirge gemachte Wahrnehmung auch diesmal gemacht, nämlich je höher ich gestiegen, desto öfter habe ich im Ohr etwas gehört, was ich dem Zerspringen einer Blase vergleichen möchte. . . .

Interlaken, den 9. Juli 1862.

Ein günstigerer Tag als der heutige hätte mir nicht werden können, um von den Alpen Abschied zu nehmen. Ich habe, solange ich in der Schweiz bin, keinen so klaren Himmel wie heute den ganzen Tag hindurch gehabt; die Konturen der Berge waren daher aufs Schärfste gezeichnet. Es war aber auch sehr warm, und da ich den schwierigsten Theil der heutigen Tour

zu Fuß machen mußte, weil auf diesen Wegen nicht zu reiten war, so war der heutige Tag ein noch ziemlich anstrengender, wie sehr ich auch bedacht gewesen war, mir die Sache zu erleichtern. Ich ritt deshalb auch nicht von Hause aus, wie es mehrentheils bei dieser Tour geschieht, sondern fuhr um 6 Uhr früh mit einem Wägelchen ins Lauterbrunner Thal hinauf bis Stackelberg. Hier mußte leider das Wägelchen stehen gelassen werden, das Pferd bekam einen mitgenommenen Sattel und mich darauf auf seinen Rücken, meine kleine Bagage: der leichte Sommerrock, Plaid und ein Hemd, zusammengeschnallt hinter mir. So ging's vielleicht noch ein Stündchen thalauf bis Trachsellauinen, hier hörte aber auch das Reiten auf. Das Pferd wurde daher hier stehen gelassen, ich zog den leichten Rock an, ließ den Plaid vom Führer tragen und wanderte, den Regenschirm als Stock, auf wirklich abscheulichem Wege den Schmadri-Fällen zu, die von dem letzten Dorfe noch gute 1¼ Stunden beschwerlichen Steigens entfernt waren. Viele meinen, diese letzte Strecke könne nur kniestarken Wanderern empfohlen werden, und sie haben Recht, ich fühle wenigstens heute Abend die ganze Partie nur in den Knien, aber hier auch empfindlich. Mein Führer, ein netter Mensch, wollte mir ein paar Male bei schwierigen Stellen in die Höhe helfen, ich wies aber die Hülfe mit der Bemerkung ab, daß ich ja, wenn ich mir helfen lassen müßte, ein schlechter Bergsteiger sein würde. O, sagte der Führer, wenn Sie auch einmal meine Hand annehmen, so würden Sie noch lange kein schlechter Bergsteiger sein, und auch darin hatte er Recht, denn ich konnte mit ihm meistentheils Schritt halten, was bei 66 Jahren wohl etwas sagen will. Wenn ich also jetzt meinen Abschied nachsuchen sollte, so geschähe es wahrlich noch nicht wegen körperlicher oder geistiger Untüchtigkeit; diese Reise hat mir die Sicherheit gegeben, daß ich mich noch nicht zu schämen brauche, daß ich noch aktiv bin. Doch lassen wir das. . . .

In Interlaken findet er eine befreundete Familie v. Kotze und sonst Bekannte, mit denen er sich gut unterhält und Partien in die Umgegend macht. Durch Zeitungen aus der Heimath erhält er Kenntniß von Veränderungen in höheren Kommandostellen der Armee, an die er Betrachtungen und vorbereitende Entschlüsse knüpft:

Interlaken, den 14. Juli 1862.

. . . Den sparsamen Deputirten gegenüber ist natürlich, daß man Bedacht nimmt, die Zahlung außeretatsmäßigen Gehalts fortfallen zu lassen. Bei dieser Sparsamkeit ist auf Avancement durch Verabschiedungen kaum zu rechnen, die Invaliden in den obersten Stellen haben damit gewissermaßen eine neue Assekuranz ihrer innehabenden Stellen erhalten, von denen sie sich nun wohl erst mit dem Tode trennen werden. Das

hat mir viel zu denken gegeben, und ich habe mich ernstlich mit meiner Zukunft beschäftigt. Das Endresultat, auf das ich komme, ist immer, den Abschied zu nehmen, da ich es nicht in meiner Hand habe, die Verhältnisse zu ändern, und ebenso wenig, die Ansichten auf maßgebender Stelle umzustimmen. Wie ich die Sache ansehe, kannst Du aus dem nachstehenden Entwurfe eines Abschiedsgesuches entnehmen. . . .

Dieser Entwurf des Abschiedsgesuches entspricht dem Inhalt nach dem hier folgenden Schreiben an den kommandirenden General v. Werder, nur der Form und der Kürze nach ist er seinen Zwecken angepaßt.

Interlaken, den 21. Juli 1862.

. . . Was nun mich betrifft, so habe ich mich mit meiner Abschiedsangelegenheit weiter beschäftigt und auch einen Entwurf zu einer Meldung an General v. Werder (seinen kommandirenden General) über die Einreichung eines Abschiedsgesuches gemacht, den ich hier folgen lasse:

„Ew. Excellenz melde ich gehorsamst, daß ich heute Se. Majestät den König allerunterthänigst um meinen Abschied gebeten habe. Ich habe diesen Schritt nach reiflicher Erwägung meiner Dienststellung und der in neuester Zeit gemachten Erfahrungen gethan, indem ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß ich mich in einer schiefen Stellung befinde. Was ich zum Oefteren bei meinen Untergebenen als ein mögliches Hinderniß für ihre einstige Beförderung bezeichnet habe, kann ich unmöglich bei mir selbst übersehen, das Alter. Auch kann ich nicht das Wort des ersten Napoleon vergessen, daß eine Armee nur dann gut sei, wenn sie aus alten Soldaten, geführt von jungen Generalen, bestehe. Unsere Nachbarn, Frankreich und, wie ich jetzt selbst gesehen, auch Oesterreich, haben dies beherzigt; die preußische Armee dagegen ist in der gerade umgekehrten Lage. Bleibe ich bei mir stehen, so muß ich sagen, daß ich mit fast 66 Lebensjahren und nahe meinem Dienstjubiläum sicherlich zu alt bin, um aufs Ungewisse auf Weiterbeförderung warten zu können, und daß es zu wenig schmeichelhaft ist, unter den obwaltenden Umständen darauf warten zu sollen. Dennoch weiter dienen, hieße mich in meiner jetzigen Stellung aufbrauchen und damit für eine noch höhere Stellung unbrauchbar werden. Meine Verabschiedung wäre dann unvermeidlich, und ich würde mit einem verletzten Gefühl aus der Armee scheiden. Das will ich vermeiden. Ich will mir weder sagen, noch weniger durch Uebergehung andeuten lassen, wenn meine Zeit zum Ausscheiden gekommen ist; ich will mir die Freiheit des Entschlusses vorbehalten, um, wie ich glaube, mit Ehren gedient zu haben, schließlich auch mit Ehren aus dem Dienst zu scheiden. Daß ich mit Ehren drei Feldzüge, den letzten in der Stellung eines Regimentskommandeurs, mitgemacht habe, ist für mich ein Grund mehr,

jenen Entschluß jetzt zu fassen, denn ich befinde mich nicht in der Stelle, welche ich nach meinem Lebens- und Dienstalter und nach meiner Kriegserfahrung einnehmen sollte. Dabei weiß ich sehr wohl, daß, wenn man es für kein Unrecht hält, einem kriegserfahrenen Offizier einen kriegsunerfahrenen vorzuziehen, was unter gewissen Umständen auch ganz gerechtfertigt sein kann, man es doch für ein Unrecht ansehen würde, einen so übergangenen, mittlerweile aber für die höchsten Stellen qualifizirt befundenen Kriegserfahrenen in die ihm gebührende Stelle zu restituiren. Ich habe diese Ansichten nicht zu beurtheilen, ich konstatire nur ihr Vorhandensein, und Niemand kann mir verdenken, daß ich danach mein Thun regele. Ich würde selbst dann nicht anders haben handeln können, wenn mir, wie ich wohl gewünscht, die Beförderung zu einem Generalkommando noch zu Theil geworden wäre, denn es wäre damit der Widerspruch, welcher in der Beförderung zu einer der höchsten Stellungen und in der gleichzeitigen Nachstellung hinter einen Kriegsunerfahrenen liegt, nur um so greller hervorgetreten. Ich begreife wohl den Patriotismus und wäre dessen auch fähig, mich einem kriegserfahrenen jüngeren, aber glücklicheren oder fähigeren General unterzuordnen, ich suche dagegen vergeblich nach einem haltbaren Grunde, mich einer solchen Nachstellung oder Unterordnung zu unterwerfen, wenn alle jene Vorbedingungen fehlen. Es kann mir nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit nicht zweifelhaft sein, daß ich diese Nachstellung erfahren würde.*) Wenn ich diesem durch meinen Austritt aus der Armee vorbeuge, so bin ich sehr entfernt, mich von einer unzeitigen Empfindlichkeit leiten zu lassen, ich gebe nur dem Gefühl der Schicklichkeit nach. Dies nicht hören wollen, wäre nicht Bescheidenheit, sondern Gleichgültigkeit gegen die eigene Ehre sowie das zu erhaltende Selbstgefühl der Armee und hieße den kriegerischen Geist derselben untergraben. Der Soldat kann nicht zugeben, daß Jemand sich durch Friedensdienste ein höheres Anrecht auf die obersten Kommandostellen als durch Kriegsdienste erwerben, oder, was dasselbe, seinem Könige und dem Vaterlande durch jene mehr als durch diese leisten könne. Es stände um den kriegerischen Geist der Armee übel, wenn sie je anderen Sinnes würde und werden müßte, und das würde ich mit verschulden, wenn ich in meiner schiefen Stellung im Dienste bliebe.

*) Der General nahm an, daß sein kommandirender General v. Werder den Abschied nehmen und General v. Bonin, ein „Kriegsunerfahrener", über dessen als Flügeladjutant bevorzugtes und ihn überspringendes Avancement er schon im Feldzuge 1848 seine Glossen macht, das Korps erhalten, also sein direkter Vorgesetzter werden würde. Die Annahme wurde auch bald Thatsache insoweit, als v. Bonin das I. Korps wirklich erhielt, Steinmetz wurde aber gleichzeitig kommandirender General des II. Korps.

Dies sind die wesentlichsten Gründe, welche mich zur Einreichung meines Abschiedsgesuches bestimmt haben; minder bestimmend, indessen als Zeichen der Zeit immer doch beachtenswerth, ist mir gewesen, daß ich in letzter Zeit, wo es sich um ehrenvolle Verwendung von Generalen gehandelt hat, selbst nicht mit meinen Hinterleuten eine gleiche Berücksichtigung erfahren habe. Ein Offizier in meinen Jahren ist gewiß über die Eitelkeit hinaus, er kann aber nicht auch darüber hinaus sein, was ihn in den Augen seiner Untergebenen hebt oder herabsetzt, er muß also auf die Zeichen der Zeit achten, es könnten ja wohl Andeutungen für ihn sein sollen. —

Du siehst, ich bin in diesem Schreiben ausführlicher als in dem an den König, weil ich hoffe, daß es doch einigen Nutzen nicht für mich, sondern für die Armee als Ganzes haben soll, indem man über diese Materie reiflicher als bisher auf den maßgebenden Stellen nachdenken dürfte.

Interlaken, den 23. Juli 1862.

Dein Brief vom 19. aus Berlin ist gestern hier angekommen. Ich habe daraus ersehen, daß Du doch ehrgeiziger bist als ich. Nun, ich werde ja sehen, wie die Sachen stehen, wenn ich nach Berlin komme. Einstweilen hatte ich den vorstehenden Entwurf einer Meldung an Werder über mein Abschiedsgesuch gemacht, den ich Dir auch nicht vorenthalten habe. Wärst Du ganz mit mir einverstanden gewesen, so hätte ich beide Schreiben von Berlin aus expedirt, da Du aber anders denkst, und namentlich, daß ich zu weit ginge, so will ich mir die Sache gern noch ferner überlegen. Ich bin als Partei allerdings nicht ganz unbefangen, aber ich wünschte doch, daß ich nichts zu bereuen habe. Solange die Landtagsverhandlungen über die Armeereorganisation dauern, kann ich mir nicht denken, daß wesentliche Veränderungen vorgenommen werden sollten. . . .

Hinsichtlich meiner Reise bleibt es dabei, daß ich am 25. hier abreise, jedoch erst am 4. — Montag — in Berlin eintreffen werde. Auf keinen Fall erwarte ich Dich auf dem Bahnhof, das ist nichts für Dich, Du hättest davon nur Anstrengungen und müßtest Dich durch eine Menge Menschen drängen, wozu Dir die Kräfte fehlen. Sei also nur im Gasthof „Hotel de France". Nun gebe Gott, daß wir uns da gesund zusammenfinden. Auch ich freue mich, daß die Trennung zu Ende geht. Adieu und Grüße den Schwestern, Dir den besten Deines Mannes — C. v. St.

In Berlin angekommen, fand der General, nachdem er sich seiner Absicht gemäß noch einmal eingehend über die militärischen Avancementsverhältnisse orientirt hatte, die Dinge nicht anders, als er sie schon angesehen hatte. Er blieb also bei seinem Vorsatz — das Abschiedsgesuch an

Seine Majestät den König und das Schreiben an General v. Werder gingen an ihre Adressen ab.

Die Antwort Seiner Majestät ließ nicht auf sich warten, die Allerhöchste Kabinets-Ordre ging ein:

Ich eröffne Ihnen auf Ihr Schreiben vom 5. d. Mts., daß Ich die Art und Weise, in welcher Sie Mir über Ihre vollständig bekannten Anciennetätsverhältnisse und über Ihre Verdienste Vorhaltungen machen, weder billigen noch aus Ihren Anführungen eine genügende Begründung Ihres Abschiedsgesuchs zu entnehmen vermag. Ihr Schreiben hat Mich dem Inhalte und der Form nach unangenehm berührt, und Ich kann nicht umhin, Ihnen dies auszusprechen. Ich will Mich jedoch wegen eines, wie Ich hoffe, nur momentanen Verkennens der eigenen Stellung zu den bestehenden Verhältnissen nicht der Dienste eines Generals berauben, welcher bisher Mein Vertrauen genossen hat, und lehne daher Ihr Abschiedsgesuch hierdurch ab. Schloß Babelsberg, den 19. August 1862. — Wilhelm.

Die Wünsche des Generals in anderer Beziehung sollten nun aber doch bald in Erfüllung gehen, unter dem 29. Januar 1863 erfolgte seine Ernennung zum kommandirenden General des II. Armeekorps, und damit löste sich der auf ihm lastende Druck. In einem Briefe von demselben Jahr an den Major v. Conrady, mitgetheilt im Beiheft des „Militär-Wochenblattes" von 1878, schreibt der nunmehrige Korpskommandeur:

. . . Ich habe dies (das Einreichen des Abschiedsgesuches) nicht einen Augenblick bereut, wenn auch der liebe König mir nicht gewillfahrt, sondern mich gescholten hat. Das sind Liebesschelte, die sich leicht ertragen, die aber das Gute haben, daß man auch auf höchster Stelle das reiflich erwägt, was einen Anderen drückt. Offenbar ist es dem zu danken, daß ich wenigstens gleichzeitig mit B(onin) befördert bin, und daß es endlich dazu gekommen ist. Ich hatte aber auch unumwunden dem Könige ausgesprochen, daß ich zu alt zum langen Warten sei und zu selbstbewußt, um mich Anderen nachstellen zu lassen. . . .

Zum Jahreswechsel hatte General v. Steinmetz Seiner Majestät dem Könige wieder seine ehrerbietigen Glückwünsche mit den Worten übersandt (Konzept):

Ew. Majestät unterstehe ich mich zu dem abgelaufenen sorgenschweren Jahre meinen allerunterthänigsten Glückwunsch zu Füßen zu legen und daran die Hoffnung und den patriotischen Wunsch zu knüpfen, daß das neue Jahr ein glücklicheres und mit des gnädigen Gottes Hülfe ein solches sein möge, in welchem Allerhöchstdero landesväterliche Absichten zu einem

gedeihlichen Abſchluß für das Vaterland gelangen. Aber freilich ſind gerade hierüber, was gedeihlich ſei, die Anſichten im Lande ſo außerordentlich verſchieden, aber wie Ew. Majeſtät, ſo vermag auch ich den Glauben an einen inneren Gehalt des preußiſchen Volkes und das Vertrauen zu ihm nicht aufzugeben; ich hoffe immer noch das kleinere Uebel, daß nämlich die Verwirrung in den Köpfen doch größer iſt als die Schlechtigkeit oder Unlauterkeit der Herzen. Und darum baue ich zuverſichtlich darauf, das Ew. Majeſtät für Land und Volk heilſames Streben letzteres zuletzt doch beſiegen wird. Dazu wolle Gott ſeinen Segen geben und mit ſeiner Kraft und Weisheit Licht in Köpfe und Herzen der Abgeordneten ſtrahlen laſſen, damit ihre Augen der Wahrheit wieder geöffnet werden. Schnell dürfte dieſe Umwandlung aber doch ſchwerlich vor ſich gehen, Ew. Majeſtät ſteht daher ſicherlich wieder ein nicht leichtes Jahr bevor, und wenn auch der Sieg und die Genugthuung hoffentlich nicht ausbleiben werden, ſo möchte doch auch von Ew. Majeſtät Leben das Wort des Pſalmiſten gelten: „Wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen!“ In dieſer von dem reichen Gott vorzugsweiſe den Großen dieſer Erde geſtellten Aufgabe zu beharren, werden Ew. Majeſtät, es bitten ja noch ſo viele treue Herzen im Lande darum, auch die Kraft von Ihm erlangen und das angefangene Werk: dem Königsthron ſeine im Lande gebührende Stellung wiederzugeben, zu Ende führen. Es dürfte die Frage, ob Königliches oder parlamentariſches Regiment, ſich ſchwerlich theoretiſch austragen laſſen. Die in ihren konſtitutionellen Ideen befangenen Führer, die ſie auf ganz anderem Boden als dem heimathlichen aufgeleſen haben, die ſie aber dennoch glauben bei uns akklimatiſiren zu können, und die bewußten Verführer des Volkes, welche mit ihren dem Letzteren ſchmeichelnden Ideen von Selbſtherrlichkeit ſträfliche Abſichten verbinden, beide Führerſchaften laſſen eine geſunde Ueberlegung im Volke nicht aufkommen. Es bleibt daher kaum etwas übrig, als durch eine geſunde Praxis auch das Volk wieder geſunden zu laſſen. Es muß ſich erſt wieder die Ueberzeugung Bahn brechen, daß wirklich unſer König, und nicht das Parlament, durch ein ihm homogenes Miniſterium regiert. Verzeihen Ew. Majeſtät, daß ich dies ſo unumwunden auszuſprechen wage, aber ich glaube ſagen zu müſſen, was ich höre und was ich, deß können Ew. Majeſtät ſicher ſein, in jedem Verhältniß bekämpfen werde und auch jetzt mehrfach bekämpft habe. Ew. Majeſtät haben Ihren Streitern in letzter Zeit durch Allerhöchſtihre, von dergleichen Gedanken getragene Antwort auf die vielfachen Ergebenheitsadreſſen in der Betonung des Feſthalten-Wollens an dem Allerhöchſten Programm vom Jahre 1858 und an der Reorganiſation der Armee gute Waffen in die Hand gegeben. Den Zweiflern am Königlichen Regiment kann nur entgegnet werden, daß der Königliche Gedanke die Richtſchnur für das

Ministerium ist, und daß dieses, gleichviel welcher politischen Schattirung es angehört habe oder einst angehören werde, jenen Gedanken durchführen müsse. Man wird wohl Mühe haben, diesen Glauben in sich aufzunehmen, und man wird nicht müde werden, nach Konzessionen zu streben, möge dann der gnädige Gott Ew. Majestät Ministerium erleuchten und es festmachen in der Ueberzeugung, daß das Königswort unverbrüchlich sein und bleiben muß, daß sich hier um ein Mehr oder Weniger nicht feilschen läßt, und daß Konzessionen mehr oder weniger den, dem sie gemacht werden, in der Annahme bestärken, daß die Regierung ihre Forderung nicht genügend durchdacht hat, da es doch auch mit geringeren Bewilligungen gehe.

Es kann mir nicht beikommen, irgend eine Regierungsmaßregel einer unberufenen Beurtheilung haben unterziehen zu wollen, am allerwenigsten Ew. Majestät gegenüber; ich habe auch hier nur eine Meinung auszusprechen mir erlaubt, wie sie mir aus dem Volke entgegengetreten ist. Aber ich bitte dennoch wiederholt allerunterthänigst um Verzeihung, daß mich die Sorge um die Zukunft vielleicht mehr sagen ließ, als sich für mich geziemt, und als es mir selbst bei dem festen Vertrauen zu der Allerhöchsten Einsicht und dem erleuchteten Ueberblick, den Ew. Majestät von Ihrem hohen Standpunkt über die Staatsverhältnisse haben, gerechtfertigt erscheint. Ew. Majestät üben aber soviel Nachsicht, daß auch wohl die treuen Worte eines treuen Dieners sich einige Hoffnung darauf machen können. Der Allmächtige wolle Ew. Majestät in dem neuen Jahre mit Seiner Gnade zur Seite stehen und Allerhöchstdieselben in Kraft und Gesundheit noch lange, lange Jahre erhalten!

In tiefster Devotion und treuester Hingebung ersterbe ich Ew. Majestät ꝛc.

Auf Befehl Seiner Majestät des Königs beantwortete General Frhr. v. Manteuffel diesen Brief:

Berlin, den 9. Januar 1863.

Ew. Excellenz! Seine Majestät der König haben mich heute zum ersten Male in diesem Jahre wieder zu einem kurzen Vortrage empfangen und mir befohlen, Ew. Excellenz zu schreiben, daß Allerhöchst Sie Ihnen gern selbst für einen Brief gedankt haben würde, welchen Sie Seiner Majestät zum Jahreswechsel geschrieben, daß Allerhöchst Ihr Unwohlsein es aber unmöglich gemacht. Der König fügte wiederholt hinzu, ich möge Ew. Excellenz sagen, daß Ihr Brief ihn erfreut, daß es ein guter Brief sei, dessen ruhiger und klarer und patriotischer Inhalt ihm lieb gewesen sei, und daß Seine Majestät Ihnen recht herzlich für denselben danken ließe.

Ich entledige mich hierdurch des Allerhöchsten Befehls, und — daß ich dies Ew. Excellenz gegenüber speziell gern thue, wissen Sie. Den König habe ich, Gott sei Dank, wohler und kräftiger gefunden, als ich es nach

einer zehntägigen Grippe, deren Behandlung doch durch fortwährende Regierungssorgen und Regierungsgeschäfte erschwert wurde, erwarten konnte. Der liebe Gott wird in Gnaden weiter helfen.

In aufrichtig herzlicher Verehrung — E. Manteuffel.

Nicht lange nachdem er das Kommando des II. Armee-Korps übernommen hatte und nach Stettin übergesiedelt war, am 5. März 1863, sah der General auf eine fünfzigjährige Dienstzeit zurück. Sein gnädiger König erfreute ihn an diesem Tage als erster Glückwünschender mit der Kabinets-Ordre:

Ich nehme aus dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, welches Sie am 5. März d. J. begehen werden, eine erwünschte Veranlassung, die vielfachen guten und treuen Dienste, welche Sie im Krieg und Frieden mit Auszeichnung geleistet haben, erneut anzuerkennen. Indem Ich Ihnen zu dieser seltenen Feier Meinen Glückwunsch ausspreche, verleihe Ich Ihnen als ein äußeres Zeichen Meines gnädigen Wohlwollens den Königlichen Kronen-Orden I. Klasse, dessen Dekoration Sie beikommend erhalten. Berlin, den 3. März 1863. — Wilhelm.

Seine alte 1. Division in Königsberg, die er ungern verloren hatte, und mit der sich für ihn schon von den Freiheitskriegen her Erinnerungen freundlichster Art verknüpften, stellte sich glückwünschend und geschenkbringend ein. Auch sie hatte ungern den zwar strengen, aber gerechten, belehrenden und hochgeachteten Kommandeur scheiden gesehen und gab diesem Gefühl, den Jubiläumstag benutzend, in der Ueberreichung eines schön gearbeiteten und reich ausgestatteten Degens zum Andenken Ausdruck.

Aus den sonstigen zahlreich eingehenden Glückwünschen seien folgende Briefe noch mitgetheilt:

Der Kriegsminister General v. Roon schreibt:

Berlin, den 4. März 1863.

Ew. Excellenz wollen zu dem morgenden Tage, wo Sie das Fest zur Erinnerung an den Beginn Ihrer fünfzigjährigen militärischen Laufbahn begehen, meine theilnehmenden kameradschaftlichen Wünsche freundlich annehmen.

Wer wie Ew. Excellenz das Bewußtsein hat, dem Vaterlande mit voller Hingebung in Krieg und Frieden seine Kräfte gewidmet und zu jeder Zeit das Vertrauen unserer erhabenen Landesherren in hohem Grade besessen zu haben, darf mit Befriedigung auf sein Dienstleben zurückblicken.

Mögen Ew. Excellenz' ausgezeichnete Dienste der Armee und dem Vaterlande erhalten bleiben. Das ist mein lebhafter und herzlicher Wunsch,

indem ich Sie gleichzeitig bitte, sich der aufrichtigen Verehrung versichert zu halten, in welcher ich beharre als Ew. Excellenz ergebener — v. Roon.

General v. Steinmetz antwortet (Konzept):

Ew. Excellenz mir sehr schätzbares Glückwunschschreiben zu meinem Dienstjubiläum habe ich bei meiner Rückkehr von Berlin hier vorgefunden und finde darin eine willkommene Veranlassung, Ihnen wie meinen wärmsten Dank für Ihr kameradschaftliches Wohlwollen, so auch meine Freude darüber auszusprechen, daß mir von den Besten aus allen Kreisen — und wollen Sie immerhin gestatten, Sie zu diesen unter meinen Kameraden zu zählen — so sprechende Beweise Ihres Wohlwollens zu Theil geworden sind. Trotz meines nicht geringen Selbstgefühls muß ich aber doch wenig Anlage zum Stolz haben, denn ich bin bei jedem anerkennenden Wort, was ich zu lesen bekommen habe, immer kleinlauter in meinem Innern geworden, ob ich mir das auch anrechnen darf. Nur das steht bei mir unerschütterlich fest, daß meine noch übrigen Kräfte meinem gnädigen Könige und dem geliebten Vaterlande gehören. Möge Gottes Segen darauf ruhen, damit meine Dienste das Prädikat verdienen, welches Sie so gütig gewesen sind, denselben beizulegen. Empfangen Sie die Versicherung meiner wahrsten Hochachtung und kameradschaftlichen Zuneigung, in denen ich stets mich nenne Ew. Excellenz ergebener — v. Steinmetz.

General der Infanterie v. Werder:

Posen, den 3. März 1863.

Sehr verehrte Excellenz! Eine fünfzigjährige Dienstzeit ist ein sehr ehrenvoller Abschnitt in dem Leben eines Staatsdieners, er gehört immer nur zu den Ausnahmen und berechtigt zur Theilnahme und Anerkenntniß. Sie, meine verehrte Excellenz, feiern den 5. März Ihr Jubelfest, dem kein Stillschweigen aufzuerlegen ist, und von vielen Seiten werden Ihnen Beweise freundlicher Theilnahme zugehen. So erlauben Sie denn auch einem alten und treuen Waffengefährten, der die Weihe des Jubilars schon seit Jahren empfangen, Ihnen an Ihrem Ehrentage seine herzlichsten Glückwünsche und die Gesinnungen der treuesten Anhänglichkeit darzulegen. Sie haben in dem halben Jahrhundert, welche Zeit Sie der Armee angehört, sich derselben auf die vielfältigste Weise nützlich gemacht; möge der Himmel Ihnen Gesundheit und Kraft in vollstem Maße verleihen, damit Sie im Stande sind, in der wichtigen Stellung, welche Sie gegenwärtig in der Armee bekleiden, noch lange zum Besten des Königs und des Vaterlandes zu wirken, und die Ihnen Untergebenen noch recht lange eines treuen und väterlichen Führers und Lehrers sich zu erfreuen haben.

Sie kennen mich, um zu wissen, daß ich nicht Worte mache, um Ihnen nur etwas Angenehmes zu sagen, nein, es sind die Gefühle der Theilnahme, welche mich bei dem frohen Ereigniß auf Ihrer dienstlichen Bahn bewegen und dem Grunde meines Herzens entsprungen sind. Erhalten Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen und seien Sie versichert, daß ich in wahrhaft begründeter Hochachtung verharre als Ew. Excellenz treu ganz ergebenster — v. Werder.

General v. Steinmetz antwortet (Konzept):

Hochzuverehrende Excellenz! Auch Sie, hochverehrte Excellenz, haben sich in gewohntem Wohlwollen meines Dienstjubiläums erinnert und damit Ihren langjährigen Untergebenen in den verschiedensten Stellungen geehrt. Empfangen Sie dafür meinen herzlichen Dank und die Versicherung, daß Ihre Schriftzüge mir manche schöne Stunde in die Erinnerung zurückgerufen haben, die ich mit Ihnen und im Kreise Ihrer von mir hochverehrten Familie verlebt habe, und die nie aus meinem Gedächtniß verschwinden werden. Ich habe an dem Tage meines Jubiläums so zahlreiche Beweise von Anerkennung und Anhänglichkeit empfangen, daß ich davon fast gedemüthigt bin, denn ein Mensch kann nie so viel verdienen, als mir an diesem Tage beigemessen worden ist. Obenan stelle ich den Beweis der kameradschaftlichen Anhänglichkeit meiner alten, tüchtigen Division, die es sich, wie sehr ich auch glaubte vorgebaut zu haben, doch nicht hat nehmen lassen, mir auch ein bleibendes Andenken in einem sehr hübsch gearbeiteten und sinnig gedachten Degen zu verehren, den ich auch, die Division zu ehren, zu der Meldung bei Sr. Majestät dem Könige angesteckt hatte. Ob es mir noch bestimmt sein wird, diesen Degen auch vor dem Feinde zu ziehen, das muß der Zukunft vorbehalten bleiben; wäre es aber, nun, so gebe Gott, daß sich die Hoffnungen erfüllen mögen, die sich an die Ueberreichung dieser Waffe geknüpft haben. Es wäre wohl schön, wenn Ew. Excellenz wie ich mit einem solchen glücklichen Ernstkampfe unsere militärische Laufbahn abschließen könnten, es wird dies aber wohl nur ein unfruchtbarer Wunsch bleiben. Komme es aber auch, wie es wolle, so werde ich immer mit Dankbarkeit auf mein zurückgelegtes Dienstleben blicken und an die Männer denken, deren Wohlwollen ich genossen habe. Ew. Excellenz rechne ich gern dazu, da Sie immer ein gütiger Vorgesetzter gewesen sind. Ich bitte, erhalten Sie mir diese Gesinnung und seien Sie andererseits meiner Verehrung immer versichert, mit der ich mich unterzeichne als Ew. Excellenz gehorsamster v. Steinmetz.

Später sandte Se. Königliche Hoheit der Kronprinz sein Bild, eine große Photographie mit Unterschrift. General v. Steinmetz spricht seinen Dank aus (Konzept).

Stettin, den 28. Mai 1863.

Durchlauchtigster Prinz, Gnädigster Kronprinz und Herr! Ew. Königliche Hoheit sehr wohlgelungenes Porträt habe ich das Glück gehabt, heute zu empfangen und mich seines Besitzes wahrhaft erfreut. Je mehr ich mich aber in den Anblick desselben vertiefe, desto unzufriedener werde ich mit mir, denn ich fühle, wie das schöne Besitzthum in mir eine unbescheidene Begehrlichkeit weckt. Ich komme mir vor wie Einer, der durch Glück und Gunst in den Besitz des ersten Bandes eines Prachtwerkes gekommen ist und nun das Ganze ersehnt, jedoch nicht weiß, womit er sich den Jenes erst abschließenden zweiten Theil, wie er gern möchte, verdienen könnte. Das soll und kann mich indeß nicht abhalten, Ihnen, gnädigster Prinz, meinen tiefempfundenen, unterthänigsten Dank für das mir gewordene, huldvolle Andenken auszusprechen; ich werde es nie betrachten, ohne nicht auch die lebhaftesten Wünsche für Ew. Königlichen Hoheit Glück und Wohlergehen zu hegen.

Genehmigen Sie, gnädigster Herr, diesen Ausdruck meiner herzlichen und treuen Hingabe. Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster v. Steinmetz, Generallieutenant und kommandirender General.

Auf diese versteckt ausgesprochene Bitte sandte Se. Königliche Hoheit der Kronprinz an den General eine in England gefertigte, kleine Photographie der Frau Kronprinzessin und schrieb dazu auf einen Zettel:

Zweiter Theil. „Die bessere Hälfte des Statthalters", zwar in kleinem, aber doch getroffenem Format, weil's noch kein größeres für jetzt giebt!

Die Blicke müssen sich jetzt wieder auf die häuslichen Verhältnisse des Generals lenken, in denen ihm schwere Zeiten bevorstanden.

Frau v. Steinmetz war, wie General v. Conrady aus persönlicher Bekanntschaft schreibt, eine liebenswürdige, kluge, sehr gottesfürchtige Frau, die einen entschieden mildernden Einfluß auf den Charakter ihres Gatten ausübte, obgleich, wie sie oft erwähnte, sie sich total habe ändern und alle ihre Gewohnheiten habe aufgeben müssen, um mit ihm glücklich zu leben. Das hatte sie aber im vollsten Maße erreicht, wie selten eine Frau hatte sie es verstanden, bei großer Selbstverleugnung die Interessen ihres Gatten völlig zu den ihrigen zu machen.

Ihr schon an sich zarter Körper war durch ein jahrelanges, immer ernster werdendes rheumatisches Leiden jetzt so schwach geworden, daß sie sich nicht viel bewegen konnte und auf Hülfeleistungen Anderer angewiesen war. Als nun die Uebersiedelung des Hauses von Königsberg nach Stettin an die Kräfte der Frau v. Steinmetz viel mehr Anforderungen stellte, als

sie zu leisten im Stande war, kam ein Fräulein v. Koschkull zu ihr, die Tochter eines lang befreundeten Generals v. Koschkull, um die kranke Frau zu pflegen und die für den Umzug nöthigen Anordnungen in die Hand zu nehmen. In liebenswürdiger Weise ist Frau v. Steinmetz dankbar für diese Hülfe und giebt dem Ausdruck in einem Briefe an die Mutter des Fräuleins v. Koschkull. Sie schreibt:

Stettin, den 15. April 1863.

Theuerste Excellenz! Ganz beschämt komme ich mit meinem wärmsten Dank zu Ihnen über die Erinnerung an meinen Geburtstag. So viel gute Wünsche verfehlen ihre Wirkung nicht, und somit habe ich auch Ihnen Allen zu danken für mein Wohlbefinden, das wunderbar gut ist. Freilich hat daran wohl Ihre liebe Tochter Anna den größten Theil, denn ob ohne deren treue Hülfe alle guten Wünsche mich glücklich hierher befördert hätten, bin ich doch etwas zweifelhaft. Das habe ich Ihnen nun auch zu danken und fühle tief gerührt, wie Sie Alle mir ein Opfer damit gebracht haben. Möchte es ihr nur nicht zu schwer werden! Sie thut es mit großer Liebe, und darin liegt der Lohn; aber stets mit einer alten, kränklichen Frau zusammen sein, die zwar nicht selbstsüchtig sein will, es aber doch ist, dazu gehört die wohlthuende Selbstverleugnung Ihrer Anna, um stets freundlich dabei zu bleiben. Sie ist mein Kopf, meine rechte und linke Hand, denn alle drei sind gänzlich unfähig geworden . . .

Die Einrichtung des größeren Hausstandes hat uns noch nicht viel von der hübschen Umgebung genießen lassen, doch hoffe ich bald damit fertig zu sein, um dann um so ruhiger auch mich den Annehmlichkeiten unserer Stellung hingeben zu können. Bei dem jetzt köstlichen Wetter benutzen wir auch schon den Garten und erfreuen uns an den blühenden Aprikosen und den zahllosen Veilchen. Eine Abwechselung von Grün und Schnee, welches ich aus den Alpengegenden kenne, und wie Sie es jetzt vor sich haben, bietet unser Garten nicht, aber doch eine hübsche Aussicht vom Wall auf die Umgegend.

Durch die liebe Anna werden Sie gehört haben, daß wir schon in geselligen Verbindungen sind, obgleich die Besuche erst gemacht werden sollen. Für Anna sind noch mehr alte Bekannte hier wie für mich. Zugleich bietet mir aber auch die Nähe von Berlin die Freude, meine Verwandten öfter sehen zu können, von denen eine Nichte gerade zu meinem Geburtstag gekommen war. Nach und nach wird Anna wohl alle meine Verwandten kennen lernen, die mir verheißen haben, uns diesen Sommer zu besuchen. Dies wird hoffentlich einige Abwechselung in unser stilles Leben bringen, damit Anna nicht Heimweh bekommt. Wie gern möchte ich ihr das Leben angenehm machen, aber meine Kräfte reichen nicht weit.

Sie sind auch schon wieder durch diese Zeilen absorbirt, und meines Mannes Brief an Ihren Herrn Gemahl wird wohl das nachholen, was ich nicht mehr zu schreiben vermag. So eile ich denn zum Schluß, wiederhole meinen Dank, empfehle Sie Alle der treuen Fürsorge unseres Gottes und versichere Sie der aufrichtigen Hochachtung Ihrer ergebenen — Julie v. Steinmetz, geb. v. Steinmetz.

Doch ihre Tage waren gezählt, nach 38jähriger glücklichster Ehe wurde die treue Lebensgefährtin von der Seite des Generals heimgerufen; der alte Mann, der viel Schweres zu erdulden gehabt, der alle seine Kinder verloren hatte, war nun völlig verwaist, und überwältigt vom Schmerz rief er aus: „Nun habe ich nur noch Gott und den Dienst!"

Am 18. November 1863 verschied Frau v. Steinmetz. Ihren Tod zeigte der General mit den Worten an:

Nachdem es dem unergründlichen Gotte gefallen hatte, alle meine Kinder schon vor Jahren zu sich zu nehmen, hat er nun auch meine heißgeliebte Frau zu einem besseren Leben abberufen. Sie entschlief heute früh ¾5 Uhr nach jahrelangen, mit christlicher Ergebung getragenen Leiden unter des gnädigen Gottes Barmherzigkeit sehr sanft. Ich stehe nun allein in dieser Welt und bitte um stille Theilnahme.

Stettin, den 18. November 1863. — v. Steinmetz, Generallieutenant und kommandirender General des II. Armeekorps.

Viel Theilnahme wurde ihm auch gezeigt. Im Auftrag Sr. Majestät des Königs schreibt General v. Manteuffel:

Berlin, den 21. November 1863.

Ew. Excellenz mir gesandte Benachrichtigung von dem Hintritt Ihrer seligen Frau Gemahlin habe ich Sr. Majestät dem Könige vorgelegt. Se. Majestät wußten noch nichts von dem Unglück, das Gott Ihnen auferlegt, und haben mir befohlen, Ew. Excellenz Allerhöchstseine recht aus Herzensgrunde kommende Theilnahme auszusprechen. Ich thue dies und kann Ew. Excellenz versichern, daß der König bei allen Sorgen, die den Herrn belasten, wahrhaft ergriffen war von dieser Trauernachricht, und daß ich hierbei erneut ersehen habe, wie gnädig und wohlwollend der König Ihnen zugethan ist.

Daß ich den lieben Gott bitte, Ew. Excellenz in Ihrem Schmerze Kraft und Trost zu verleihen, wissen Ew. Excellenz; ich sage von meinem Mitgefühl in diesem Briefe nichts. — E. Manteuffel.

Ferner schreibt Graf Dönhoff, Oberhofmeister Ihrer Majestät der Königin-Wittwe Elisabeth:

Charlottenburg, den 14. Dezember 1863.

Ihre Majestät die Königin-Wittwe, erfüllt von Mitgefühl für die wiederholten schweren Heimsuchungen, von denen Ew. Excellenz im Laufe der letzten Jahre betroffen worden sind, und insbesondere für die neueste schmerzliche Prüfung, welche Ihnen die Hand Gottes aufgelegt hat, beauftragt mich, in Allerhöchstihrem Namen Ew. Excellenz die wärmste Theilnahme auszusprechen, welche Ihre Majestät bei Ihrem großen Verluste empfunden hat.

Im Angedenken der langjährigen bewährten Anhänglichkeit und Hingebung, welche Ew. Excellenz Sr. Majestät dem Hochseligen Könige stets gewidmet haben, und in dem Bewußtsein, daß die „Gebete des Königs" Ihnen gegenwärtig von doppelt hohem Werthe sein werden, indem sie Ihnen zum Trost und zur Erhebung in Ihrer Bekümmerniß und Vereinsamung gereichen werden, übersendet Ihre Majestät Ihnen beikommend einen Abdruck derselben zur steten Erinnerung an den allertheuersten Hochseligen Königlichen Herrn, welcher sie aus der Fülle seines frommen Herzens niederschrieb.

Mir aber, hochverehrter Herr General, gereicht es zur besonderen freudigen Befriedigung, der Uebermittler eines Gnadengeschenkes sein zu dürfen, in dessen Besitz durch die Huld der Königin zu gelangen, Sie mir einst den heißen Wunsch zu erkennen gaben.

Genehmigen Sie bei diesem Anlaß die erneute Versicherung der vollkommensten Verehrung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein Ew. Excellenz sehr ergebener Diener — Graf v. Dönhoff.

General v. Steinmetz antwortet darauf (Konzept):

Die ganz besondere Gnade, welche Ihre Majestät die Königin-Wittwe gehabt hat, mir durch Ew. Excellenz in so sinniger und mir so überaus werthvollen Weise Allerhöchstihr Beileid über das mich in letzter Zeit betroffene bittere Mißgeschick auszudrücken, hat meinem verwundeten Herzen so wohlgethan, daß es mir Bedürfniß ist, dies in irgend einer Weise nicht nur zur Kenntniß der huldvollen Königin zu bringen, sondern Allerhöchstderselben auch meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Ich habe dies in dem hier beigefügten Schreiben versucht, welches ich Ew. Excellenz zur gütigen Uebermittlung zu übergeben mir erlaube, indem ich zugleich Ew. Excellenz meine volle Dankbarkeit dafür ausspreche, daß Sie meiner vor Ihro Majestät in so erfolgreicher Weise gedacht haben.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren Hochachtung und Verehrung, in denen ich die Ehre habe zu sein Ew. Excellenz ergebenster Diener — v. Steinmetz.

Das Schreiben an Ihre Majestät lautet (Konzept):

Allerdurchlauchtigste Königin! Allergnädigste Königin und Frau! Ihre Majestät haben in Allerhöchstihrem huldvollen Walten auch meinem harten Geschick eine warme Theilnahme zuzuwenden und dem armen blutenden Herzen den Balsam des Mitgefühls zu spenden geruht, welches seine Quelle in der Barmherzigkeit und dem Begreifen und Verstehen von Seelenleiden hat und eben darum so wohlthuend ist. Ach, wie unvollkommen ist doch aber die Sprache, wenn sie, wie ich nun auch ausdrücken möchte, was sich doch nur fühlen und glauben, nicht aber genügend in Worte fassen läßt: das tiefe Dankgefühl, welches mich erfüllt. Darum, Allergnädigste Königin, stehe ich denn nun auch der von Allerhöchstihnen mir huldreich erwiesenen Wohlthat gegenüber arm da. Freilich will ja auch die Barmherzigkeit nicht empfangen, sondern nur spenden, und das haben Allerhöchstdieselben so reich gethan, daß ich nur sagen kann, ich habe mit tiefer Rührung die sinnige Gabe empfangen, die für mich den dreifach hohen Werth: des erhebenden Inhalts, der wehmüthigen Erinnerung an den in Gott ruhenden, frommen Königlichen Herrn und an meine allergnädigste milde Königin hat, welche der Allmächtige segnen wolle hier und einst dort.

Geruhen Allerhöchstdieselben, diesen schwachen Ausdruck innigster und ehrerbietigster Dankbarkeit mit gewohnter Nachsicht aufzunehmen. In tiefster Devotion und bis zum letzten Lebenshauch Ihre Majestät allerunterthänigst treugehorsamster — v. Steinmetz.

Se. K. Hoheit der Kronprinz schreibt:

Windsor Castle, den 26. November 1863.

Die Zeitungen brachten mir die traurige Kunde des Hinscheidens Ihrer Gemahlin hierher, und möchten die Kronprinzessin und ich Ihnen mit diesen Zeilen unsere aufrichtige Theilnahme bezeugen.

Gottes Hand hat Sie mit den härtesten Prüfungen heimgesucht, die nach unserem Begriff einem Menschen auferlegt werden konnten, und sind sich die Schläge des unerforschlichen göttlichen Rathschlusses stets so schnell gefolgt, daß kaum eine Wunde vernarbt war, als bereits ein neuer Verlust Sie und Ihre Häuslichkeit traf.

Was helfen hier Worte; diese gleichen sich immer und klingen so hohl für den, dem sie gelten, wie auch in meinem Gefühl, das sich so ganz in Ihre trostlose Lage versetzt.

Sie kennen aber meine alte Zuneigung zu Ihnen und können hieraus ermessen, wie meine Theilnahme gemeint ist. Ich bitte Gott, daß Er Ihnen die Kraft verleihe, die Sie bisher von Ihm erhielten, um

mit seltener männlicher Standhaftigkeit sich im gewohnten Umfang aufrecht zu halten. Seiner Stärke bedürfen Sie, denn es gilt hier dem Ungemach zu trotzen, wie Sie einstmals im großen Freiheitskampfe in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger dem Feinde in Hunderten von Fällen die Stirn boten!

Antworten Sie mir nicht, denn ich will nicht als bloße Höflichkeitsformel diesen Brief betrachtet sehen, sondern nur als Ausdruck unveränderlichen Wohlwollens Ihres treuergebenen — Friedrich Wilhelm, Kronprinz, Generalinspekteur der I. Armee-Abtheilung, Statthalter von Pommern.

Der General antwortete später (Konzept):

Stettin, den 17. Dezember 1863.

Durchlauchtigster Kronprinz! Gnädigster Kronprinz und Herr! Ew. K. Hoheit hat die Gnade gehabt, mir in Ihrem Namen und in dem Ihrer Durchlauchtigsten Gemahlin einen so vollgültigen Beweis Höchstdero menschlichen Mitempfindens zu geben, daß ich meinen unterthänigsten Dank dafür endlich aussprechen muß. Ich war dies allerdings beim Eingang Ew. K. Hoheit so theilnehmenden Handschreibens noch nicht im Stande, um so mehr hat mir damals Ew. K. Hoheit zarte Abweisung einer Antwort von meiner Seite wohlgethan. Nun ich mich aber mit des allmächtigen Gottes gnädigem Beistande wieder gesammelt habe, gestatten Ew. K. Hoheit mir, huldreichst auszusprechen, daß das über mich gekommene neue und schwerste Unglück mich zwar tief gebeugt hat, daß ich aber nach Gottes Willen zwar wie ein entlaubter und vom Blitzstrahl bis in seines Lebens Mark getroffener Baum dastehe, aber daß ich, nach so bitterem Leid mir selbst ein Wunder, doch stehe unerschüttert in meinem Vertrauen zu dem barmherzigen Vater im Himmel. In Ergebung verehre ich Seinen Willen und beuge mich ihm, daß ich noch ferner auf Erden wirken, allein meinem Beruf angehören, in der Arbeit mich wiederfinden soll. So habe ich mich denn auch zu ihr geflüchtet, deren Segen ich in gleichem Leide schon einmal empfunden. Und diese Arbeit, wenn sich ihrer auch fortan Niemand mehr mit mir wie ehedem in jedem Augenblick erfreuen wird, wenn sie also auch bei bewölktem, innerem Himmel verrichtet werden muß, sie bleibt doch auch heute noch eine würdige Aufgabe, ist sie doch in ihrem Ziele: den Rest der Kräfte einem Königshause und einem Vaterlande darzubringen, die Beide zu lieben bis zum letzten Lebenshauche so viel Gründe bestehen, schön und edel.

Mögen Sie, gnädigster Prinz, einst Erbe dieser Liebe unseres ganzen Volkes sein, der Allgütige Gott hat Ihnen darauf den gerechten Anspruch in den edlen Regungen Ihres eigenen, dem Mitgefühl offenen Herzens

verliehen. O möchte dies doch zu allen Zeiten und von Allen so anerkannt werden, wie in diesem Augenblick von Ew. K. Hoheit dankerfülltem, unterthänigstem — v. Steinmetz, Generallieutenant und kommandirender General.

Nach dem Tode seiner Gemahlin verblieb Fräulein Anna v. Koschkull bei dem Vereinsamten und führte ihm in treuer Anhänglichkeit das Haus.

An dem im Jahre 1864 ausbrechenden neuen schleswig-holsteinischen Kriege theilzunehmen, war dem General nicht vergönnt. Dagegen brachte ihm während desselben eine Allerhöchste Kabinets-Ordre seine Versetzung in gleicher Eigenschaft als kommandirender General zum V. Armeekorps nach Posen; sie lautete:

Ich ernenne Sie hierdurch zum kommandirenden General des V. Armeekorps und benachrichtige Sie, daß Ich zu Ihrem Nachfolger im Kommando des II. Armeekorps Meinen Sohn den Kronprinzen, Königliche Hoheit ernannt habe. Ich spreche Ihnen gern aus, daß Ich auch das wichtige Generalkommando im Großherzogthum Posen mit vollem Vertrauen in Ihre Hände lege. Berlin, den 18. Mai 1864. — Wilhelm.

Am 25. Juni desselben Jahres wurde der Generallieutenant v. Steinmetz zum General der Infanterie befördert.

Zehntes Kapitel.

General der Infanterie.

1864 bis 1871.

Daß und wie der General seinen Einfluß zu Gunsten der fortzuführenden Ausbildung seines Korps ausübte, dafür geben die Erfolge der späteren Kriege das vollgültige Zeugniß.

Von seinen nachgelassenen Papieren und mir freundlichst überlassenen Korrespondenzen aus dieser Zeit mögen folgende hier eine Stätte finden.

An den Generallieutenant a. D. v. Eberhardt, einen alten Jugendfreund und ruhmbedeckten Kriegskameraden, der sich nach seiner Verabschiedung im Jahre 1850 nach Pförden in der Nieder-Lausitz zurückgezogen hatte, schrieb der General:

Posen, den 24. Januar 1865.

Hochgeschätzter, lieber, guter Freund! Du hast aus meiner neuen Residenz Posen meines Wissens von mir noch keinen Brief empfangen, ich will dies hiermit nachholen. Ich hätte Dir wohl schon früher, etwa um Neujahr, geschrieben, wenn ich nicht trotz meines guten Körpers krank, ja bettlägerig gewesen wäre. Alle Welt schiebt dies auf das hiesige Klima, an das sich jeder Fremde erst gewöhnen und ihm seinen Tribut bringen müsse; Andere meinen, im Winter müsse man nicht, wie ich täglich gethan, im Freien reiten. Aber das ist Alles ohne Grund, hinter solchen Reden versteckt sich die Weichlichkeit und Bequemlichkeit. Das Wahre an der Sache ist, daß ich mich in unserer Garnisonkirche erkältet habe, in der ein fürchterlicher Zug herrscht, und den hatte ich am Todtenfest so recht genießen müssen, da 800 Kommunikanten das Abendmahl empfingen und ich so stundenlang im Zuge sitzen mußte . . . Das Weihnachtsfest und Neujahr sind hiernach etwas trübselig bei mir verlaufen, was mir insofern mehr leid that, da ich meine Schwägerin, die Generalin v. Sydow, und mein Nichtchen Marie seit Anfang Dezember bei mir habe und sie nun ruhig leben mußten, während ich ihnen mancherlei Gesellschaften zugedacht hatte, welche durch mein Krankwerden unterbrochen wurden. Einen großen Ball von 200 Personen und ein paar kleinere Gesellschaften hatten sie glücklicherweise doch schon hinter sich, auf Weiteres mußten sie sich bis zu meiner Herstellung vertrösten. Diese ist denn nun auch in vollem Gange, ich bin zwar noch in der Rekonvaleszenz, aber ich habe doch angefangen wieder auszugehen, und das ist mir, bis auf die Augen, welche mich schmerzen, gut bekommen, so daß ich meine volle Körperkraft wieder habe. Du wirst wohl hören wollen, wie ich mich hier eingerichtet habe. Es ist mir dies etwas schwer geworden, denn ich bin sehr ungern von Stettin fortgegangen. Hätte ich nicht dem Kronprinzen weichen müssen, der nun einmal ein von Berlin entferntes Armeekorps nicht haben kann, so würde ich es rücksichtslos genannt haben, daß man mir nach einem Jahre und nachdem ich alle Schwierigkeiten meiner Stellung in Pommern überwunden hatte, ein anderes Armeekorps gab, wo ich gerade wieder von vorn anfangen mußte. Aber auch außerdem ist hier nicht Alles zusagend. Man lebt inmitten der dreifachen Bevölkerung: Deutsche, Polen und Juden, jede zu etwa einem Drittel des Ganzen, wie in einem fremden Lande, ein heimathliches Gefühl wird schwer zu gewinnen sein. Mit den Polen hat man gar nichts zu theilen, sie leben jetzt ganz zurückgezogen, aber wollten sie sich auch an die Deutschen anschließen, man könnte sich ihrer nie freuen, es ist einmal kein Verlaß auf sie, und freundliche Worte aus ihrem Munde sind nur Lug und Trug. Nicht anders ist es mit den Katholiken, die unter dem Deckmantel der Religion unpreußische Politik treiben. Der

Erzbischof Przilusky ist für mich gar nicht vorhanden. Meine Vorgänger haben ihn immer honorirt und haben davon gelegentlich nur sein Uebelwollen geerntet. Ich habe mir von Hause aus vorgenommen, ihn gänzlich zu ignoriren und abzuwarten, ob er eine Annäherung versuchen wird, wenn nicht, so lasse ich ihn laufen, wenn aber, so müßte er sich total ändern, wenn ich darauf eingehen soll. Sein Verhalten unserer Regierung gegenüber ist zu treulos; ich habe nicht gehört, daß, als der Kronprinz im vorigen Jahre hier war, der Erzbischof ihm das Kompliment gemacht hat.

Ich weiß nicht, ob Du die Stadt Posen kennst, sie ist, namentlich der neue Theil, nicht übel, und in diesem steht das Gebäude des Generalkommandos. Nach meiner Ansicht müßte es von außen stattlicher sein. Dem Polen müssen seine Behörden, namentlich das Königthum, immer in Erinnerung gebracht werden, allein hier erinnert nichts an den König, wohl aber spricht man von einem Raczynskischen und Dzialinskischen Palais. Es wäre nicht viel, aber doch etwas, wenn in jeder Kirche eine sich sichtbar auszeichnende königliche Loge wäre. Auch im Theater müßte eine solche Loge sein, von alledem ist aber nichts vorhanden.

Doch ich schwatze Dir viel von hier vor und habe noch nicht ein einziges Mal gefragt, wie es Dir, Deiner verehrten Frau Gemahlin und Deinen lieben Kindern, verheirathet und unverheirathet, geht. Deinen Sohn, den stattlichen Major (im Regiment Nr. 58) habe ich in dieser Erhebung noch gar nicht gesehen, er mag sich stattlich ausnehmen. Mir ist er ein lebendes Zeugniß, wie die Zeit vergeht, und wie viele Jahre hinter mir liegen. Und wie ist diese Zeit anders geworden im Vergleich zu der, wo wir in Potsdam (v. Eberhardt als Kompagniechef und Kommandeur des Kadettenhauses) in freundlichem Verkehr standen. Es ist seitdem Schönes erlebt, so zuletzt der siegreiche Krieg in Schleswig, es fehlte aber auch der Schatten zu diesem Lichte nicht. Unser Abgeordnetenhaus führt wieder die alten, losen, unpreußischen Reden. Dennoch gebe ich die Hoffnung auf eine Verständigung mit der Regierung nicht auf, mir kommen die schlechten Redensarten eines Grabow ꝛc. mehr wie ein verlegenes sich in die Brust Werfen vor, um dahinter die Rathlosigkeit zu verbergen, und ich glaube, daß recht Viele wünschen, mit Ehren aus der Klemme zu kommen. Dieser Theil wird gewiß, wenn auch unter albernen und hochmüthigen Reden, nach dem Strohhalm greifen, um sich aus der Patsche herauszuziehen. Möchte dies nur bald werden, damit wir noch stärker nach außen scheinen, als es jetzt die im Konstitutionalismus Verrannten zugeben wollen, daß wir es so wie so schon sind. Nun, mein lieber Freund, noch ein herzliches Lebewohl für Dich und all die Deinen von Deinem treuen Freunde — v. Steinmetz.

Der Fürst zu Hohenzollern, der in Löwenberg in Schlesien residirte und mit dem sich rasch ein näherer und warmer Verkehr entwickelte, schrieb an den General:

Löwenberg, den 28. März 1865.

Ew. Excellenz! Nachdem des Königs Majestät die Allerhöchste Gnade gehabt haben, mich zum Chef des 2. schlesischen Infanterieregiments Nr. 47 zu ernennen, so halte ich es für meine Pflicht, diese mir zugetheilte hohe Ehre Ew. Excellenz gehorsamst zu melden, mit der weiteren Bitte, mich wie das Regiment dem besonderen Wohlwollen Ew. Excellenz zu empfehlen. Ew. Excellenz gehorsam ergebener — Fr. W. L. Fürst zu Hohenzollern.

Der General antwortet (Konzept):

Ew. Hoheit sehr gnädiges Handschreiben vom 28. d. M. habe ich gestern zu empfangen den Vorzug gehabt und beeile mich, Höchstdenselben dafür meinen ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen Die hohe Auszeichnung, welche das 2. niederschlesische Infanterie-Regiment Nr. 47 erfahren, Ew. Hoheit nunmehr als seinen gnädigsten Chef verehren zu dürfen, habe ich lebhaft mit empfunden. Se. Majestät der König haben mit dieser Ernennung den berechtigten Ausdruck zu finden gewußt für diejenige wohlwollende Stellung, welche Ew. Hoheit in Ihrer Gnade für jenes Regiment schon immer innehatte. Ich zweifle nicht, daß das Regiment dies vollständig würdigt und sich dieser Gnade und seines erhabenen Chefs fort und fort würdig zu zeigen bemüht sein wird, ich, sein kommandirender General, kann mich nur glücklich schätzen, ein solches Regiment zu dem meinen, und Ew. Hoheit, deren warme Theilnahme für die Armee ich so glücklich bin zu kennen, als Chef dieses Regiments zu den Unseren zählen zu dürfen.

Geruhen Höchstdieselben den Ausdruck meiner höchsten Verehrung anzunehmen, mit welcher ich die Ehre habe, zu verharren als Ew. Hoheit unterthänigster v. Steinmetz.

General Frhr. v. Manteuffel schreibt:

Karlsbad, den 30. Juni 1865.

Ew. Excellenz werden zufrieden sein. Der König läßt mich den Versuch machen, ob ich mich noch wieder in den Dienst finde.*) Bliebe ich noch länger am grünen Tisch, so war alle Hoffnung dazu vorbei. Ew. Excellenz haben dies Prinzip vielfach vertreten, und ich habe in

*) General Frhr. v. Manteuffel war zum Oberbefehlshaber der alliirten Armeen in den Elbherzogthümern ernannt und wurde später Gouverneur von Schleswig.

Bezug auf Andere es fortwährend verfolgt, bin also dem Könige unendlich dankbar, daß Se. Majestät es jetzt auch auf mich anwenden.

Aber aus meinem Amte kann ich nicht scheiden, ohne Ew. Excellenz aufrichtig und herzlich zu danken für das Vertrauen, welches Sie mir erwiesen, und für die Güte und Theilnahme, die Sie mir wiederholt gezeigt haben, solange ich in demselben war. Behalten mir Ew. Excellenz diese Gefühle auch für meine Zukunft. Genehmigen Ew. Excellenz mir den Ausdruck der aufrichtigsten und unwandelbarsten Verehrung und Ergebenheit. E. Manteuffel.

General v. Steinmetz antwortet (Konzept):

Ew. Excellenz kann ich allerdings nur gratuliren, daß Sie der Aktivität bei der Armee wiedergegeben sind, Herz und Gemüth werden sich in dieser reinen Atmosphäre wohlthuend wieder erfrischen. Damit werden Sie leichter Ihre bisherige so einflußreiche Stellung verschmerzen, die Sie, wie Sie vielleicht später finden werden, mit einer minder einflußreichen vertauscht haben. Indeß recht thun und Gutes wollen kann man überall, in der Ausführung giebt es aber sicherlich dort wie hier manchmal Anstände. Ich wünsche Ihnen hierin die glücklichste Erfahrung in Ihrem neuen Wirkungskreise. Wenn die kommandirenden Generale Personen des Vertrauens sind, und das steht Ihnen doch unbestritten zur Seite, so wird man im konkreten Falle Sie nicht bloß hören, sondern auch auf Sie hören. Sie dürfen demnach auf volle Befriedigung in Ihrer Stellung hoffen und ernten damit, was Sie durch Ihre treue Hingabe für Se. Majestät den König in Ihrer bisherigen Stellung sich erworben haben. Auf dieser Unterlage bewegt sich auch mein Vertrauen zu Ihnen, welches Sie richtig erkannt haben, es wird Ihnen in allen Verhältnissen auch ferner bewahrt bleiben wie meine aufrichtige Hochschätzung und Ergebenheit.

General v. Steinmetz hatte dem Prinzen Friedrich Carl von Preußen zur Geburt des Prinzen-Sohnes seinen Glückwunsch abgestattet. Der Prinz dankt mit folgenden Worten:

Berlin, den 19. November 1865.

Meine liebe Excellenz! Erst heute komme ich dazu, Ihr liebes Gratulationsschreiben vom 14. d. M. zu beantworten, und doch ist dasselbe ohne Zweifel mit dasjenige, welches mir die meiste Freude gemacht hat. Ich danke Ew. Excellenz von ganzem Herzen für die mir so wohlthuende Theilnahme, für das Königliche Haus wie für mich, welche aus Ihren Zeilen athmet, und welche bei Ihnen mir schon lange und immer entgegengetreten ist.

Möchte es meinem Sohn wie mir beschieden sein, von den Sympathien unserer bewährtesten Generale und Männer getragen zu werden! Wenn er dann von Gottes Wegen abweicht, bin ich sicher, daß er sie wiederfinden wird. Auf diese Art kann er für das Vaterland einst Gutes stiften.

Ew. Excellenz sehr ergebener Freund und Diener Friedrich Carl.

Telegramm des Obersten und Kommandeurs der 9. Kavallerie-Brigade Job v. Witzleben, den der Prinz Friedrich Carl als sein besonderer Gönner wohl zur Taufe des kleinen Prinzen eingeladen hatte, an General v. Steinmetz vom Datum des 21. Dezember 1865 Berlin:

Prinz heißt: Joachim Carl Wilhelm Friedrich Leopold. Schrie bei der Taufe, künftiges gutes Kommando. Gehorsamsten Dank und Ehrfurcht vom treuergebenen Obersten Job Witzleben.

General v. Steinmetz an Generallieutenant a. D. v. Eberhardt.

Posen, den 26. Dezember 1865.

Mein theurer Freund! Das alte Jahr läuft zu Ende, und zwar freudvoller, als es Deine Familie und Deine Freunde hoffen konnten. Du hast uns Allen mit Deiner Erkrankung im Sommer Sorge gemacht, aber der liebe Gott hat Dich den Deinen noch ferner erhalten wollen, und so können wir uns denn jetzt auch Deiner von Herzen freuen. Ich hoffe, daß Du nun wieder ganz hergestellt bist und vertrauensvoll in das neue Jahr und die Deinen hoffnungs- und voll Dank gegen den gnädigen Gott auf Dich blicken können. Als Dein Sohn im Sommer während der Manövertage zu Dir reiste, war es ungewiß, ob Deine Jubelhochzeit ein Freuden- oder ein Trauerfest sein würde; wie mir Dein Sohn sagte, warst Du sehr, sehr krank. Unter solchen Umständen nahm ich damals Anstand, Dich schriftlich zu beglückwünschen, ich fürchtete die durch das Ankommen Deines Sohnes hervorgerufene natürliche Aufregung bei Dir nur zu vermehren, ich bat aber Deinen Sohn, Dir meine ganze herzliche Theilnahme auszusprechen, und ich zweifle nicht, daß er dies auch gethan haben wird. Ich darf daher auch wohl darauf rechnen, daß Du mich nicht verkannt haben wirst, daß ich nicht wie Andere Dir auch geschrieben habe. Das Beste war doch das Ankommen Deines Sohnes, und diese Freude habe ich Dir und ihm gern gewährt. Wie magst Du nun wohl das liebe diesjährige Weihnachtsfest verlebt haben? Die Enkel werden wohl so viel als möglich zu Dir geeilt sein, der Blick auf sie, die ja gut gerathen sind, wird Dir eine wahre Weihnachtsfreude gewesen sein. Und Deinen Kindern geht es ja auch, soweit ich weiß, gut, also wie viele und schöne Sonnenblicke beut Dir das Leben noch! In meinem vereinsamten Hause war es dennoch lebendig genug, ich habe ja für Viele zu sorgen,

und wenn sich Alles freut, so schmilzt auch die Eiskruste über dem eigenen Herzen, aber das Vermissen des Besessenen hört doch nie auf, die volle Freude wie Andere, die den Kreis der Ihrigen um sich haben, habe ich und kann ich nicht mehr haben, wenn ich auch dankbar für Gottes Gnade bin, die ich in so vieler anderer Weise erfahre, insbesondere durch eine für meine Jahre doch seltene Gesundheit und Kräftigkeit. Ohne Beides ginge es aber auch auf meiner Stelle nicht, welche die volle Körper- und Geistesfrische verlangt, oder es tritt in dem anvertrauten Verwaltungskreise ein Stillstand, wenn nicht gar ein Rückschritt ein. Bisher ist es da, wo ich gewesen, noch immer vorwärts gegangen, das hat mir auch Befriedigung gegeben; ich bitte Gott daher auch, daß Er mir diese ferner gewähren möge, solange ich auf Erden wirken soll. Nicht wenig trägt dazu auch bei, daß doch auch unser politischer Zustand sich wesentlich gebessert hat, das thut dem Patrioten auch wohl, ich kann mir darum auch Deine Zufriedenheit in dieser Beziehung denken. Es bleibt allerdings noch Vieles zu wünschen, aber wenn man ungeduldig werden möchte, dann muß man sich nur schnell vorhalten, wie Vieles doch auch schon wieder erreicht ist, namentlich an Ehre und Geltung unseres Vaterlandes und unserer Armee.

Ich habe mir vorgenommen, diesmal dem lieben König meinen und des Armeekorps Glückwunsch zum neuen Jahre persönlich darzubringen, ich werde zu dem Ende am 29. d. M. nach Berlin reisen, wo ich lange nicht gewesen bin und eigentlich auch nicht mehr gern bin, weil der Kreis meiner alten Freunde dort immer kleiner wird, und man dem neuen Geschlecht doch mehr oder weniger ein Dorn im Auge ist. Der Verkehr mit alten Freunden, das ist gewissermaßen unser eigenes Leben, darum, mein alter Freund, laß uns auch diesen Verkehr werthschätzen und ihn ausnutzen, so lange es geht. Ich bitte darum auch Gott, daß Er mir Deine Freundschaft in dem ferneren Leben und Dich mir und den Deinen noch recht lange erhalten wolle. Damit rufe ich Dir ein herzliches Lebewohl zu und spreche den Wunsch aus, daß auch Deine liebe Frau Gemahlin, der ich mich aufs Freundlichste empfehlen lasse, mir in alter Gesinnung gewogen bleiben möge. Empfiehl mich auch allen den Deinen bestens, und seid Alle überzeugt von der treuen Anhänglichkeit des alten Freundes v. Steinmetz.

Fürst zu Hohenzollern an General v. Steinmetz.

Löwenberg, den 27. Februar 1866.

Ew. Excellenz! Durch ein Schreiben von meinem Hofmarschall werden Ew. Excellenz in Kenntniß gesetzt worden sein, daß, wenn auch nicht krank, ich dennoch seit einigen Tagen aufgeregt nervös leidend bin,

daher nolens volens einiger Ruhe bedarf. Dieser Zustand wirkt moralisch nachtheilig auf mich zurück, denn er raubt mir die große Freude hinweg, in nächster Bälde Ew. Excellenz zu sehen und Ihnen so meine höchste Hochachtung und Freundschaft wiederholt darzubringen. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, dieser Gedanke allein giebt mir Muth, giebt mir Trost und stählt meine Resignation. Ich baue auf meinen Kommandirenden, daß er in nicht ferner Zeit, wie ich zu Gott hoffe, die nämliche Zusage einhält, die er mir beim Abschied so freundlich zusagte. Die Berge werden alsdann grüner, der Himmel Sie blau begrüßen und nächtlich die Sterne freundlich glänzen.

Glauben mir Ew. Excellenz, daß Ihre Gegenwart allhier mich sehr glücklich machte, so auch die Ihrer liebenswürdigen Damen und Herren (damit sind wohl Familien der Offiziere des 47. Regiments gemeint). Hier ist es sehr still und öde, und wir leben in Gedanken stets in der nur zu kurzen, aber schönen Vergangenheit. Mit Gott! Ew. Excellenz ganz ergebenster — Fr. W. L. Fürst zu Hohenzollern.

Es folgt nun noch ein mehrfach wiederholter Briefwechsel, in dem es sich stets um Einladungen nach Löwenberg handelt, denen der General in dieser wie in späterer Zeit immer gern Folge gab.

Die Frühjahrsbesichtigungen 1866 hatten begonnen, General v. Steinmetz befand sich auf der Reise und gerade bei der 3. Eskadron des Dragoner-Regiments Nr. 4 in Polkwitz, als die Nachricht von der Geburt einer Prinzessin-Tochter des Kronprinzen, der Prinzessin Viktoria, durch die Zeitungen verbreitet wurde. Die allgemeine Freude über dieses Ereigniß kam auch in dem kleinen schlesischen Städtchen zum Ausdruck durch einen Depeschenwechsel. Dem Kronprinzen wurde telegraphirt d. d. Polkwitz, 14. April 1866:

Noch nicht dagewesen! Aus Polkwitz dem Hohen Kronprinzlichen Paare und der neugeborenen Prinzessin ein Hurra von

General v. Steinmetz,
Oberst Job Witzleben (Kommandeur der 9. Kavallerie-Brigade),
Oberst v. Bredow (Kommandeur) und
den Offizieren der 3. Eskadron des 4. Dragoner-Regiments.

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz antwortete darauf telegraphisch vom Datum Neues Palais, 14. April 1866:

Der Kollege aus Pommern bedankt sich bei Ihnen und sämmtlichen Polkwitzer Hurrahern für freundliche Glückwünsche. — Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Schon während dieser Besichtigungsreise traten im April die ersten Anzeichen einer vielleicht nahe bevorstehenden kriegerischen, nunmehr hoffentlich endgültigen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage auf. Seit 1864 losgelöst von Dänemark und in gemeinsamer Verwaltung von Preußen und Oesterreich, hatten die Herzogthümer ihren politischen Platz definitiv noch immer nicht erhalten, die verschiedenen Wünsche aller direkt und indirekt dabei interessirten Mächte waren trotz aller diplomatischen Verhandlungen nicht zu vereinigen gewesen, und König Wilhelm mußte schließlich zu der Ueberzeugung kommen, daß in den immer wieder von Neuem auftauchenden Schwierigkeiten das alte Bestreben Oesterreichs: Preußen niederzuhalten, sein Ansehen und seine Macht trotz aller historischen Berechtigung nicht wachsen zu lassen, die Hauptrolle spiele. Ueberdies war bekannt geworden, daß sich in der österreichischen Armee eine Bewegung konstatiren lasse, deren Ziel wohl eine Mobilmachung gegen Preußen sein konnte, und mit der gleichen Schritt zu halten die politische und militärische Vorsicht auch für Preußen gebot.

So waren denn auch schon im April in Schlesien vorbereitende Maßregeln getroffen worden, um diese Oesterreich zunächst liegende Provinz gegen ein doch mögliches schnelles Auftreten und Handeln Oesterreichs zu decken. Beim V. Korps zog die Infanterie der 9. Division ihre Reserven ein und brachte sich auf Kriegsstärke, auch zwei Abtheilungen Artillerie augmentirten sich und machten sich marschbereit. Im Uebrigen verlief das militärische Leben aber noch im Friedensgeleis, und die Inspizirungsreise des Generals v. Steinmetz nahm ihren programmmäßigen Verlauf.

Anfang Mai befand sich der General in Beuthen a. Oder. Hier erwartete ihn von Posen aus die Nachricht, daß von Allerhöchster Stelle an das V. und VI. Korps der Befehl ergangen sei, gemeinsam weitere Maßregeln zur Deckung Schlesiens gegen einen möglichen plötzlichen Einmarsch der Oesterreicher zu treffen. Nunmehr erschien dem General seine Rückkehr nach Posen geboten, am 5. Mai traf er dort ein, fand eine neue Ordre vom 3. vor, nach welcher sich das V. Korps auf Kriegsstärke zu setzen hatte, und erhielt am 6. Mai früh endlich den vom 5. Mai datirten definitiven Mobilmachungsbefehl.

Aus der nun folgenden denkwürdigen Zeit des Krieges von 1866, die den Charakter und das Können des Generals in das hellste Licht stellen, ihm eine Fülle des Ruhmes und der Ehren bringen und den dramatischen Verlauf seines Lebens auf den Kulminationspunkt heben sollte, findet sich, wenn man vom rein Dienstlich-Militärischen absieht, in seinen eigenen Niederschriften nur Spärliches vor. Der rapide Verlauf des Krieges, die hochgespannte persönliche Thätigkeit des Generals, namentlich in der ersten Zeit, ließen ihn wenig Zeit zu schriftlichen Auslassungen und Korrespon-

denzen finden, auch fehlte ihm nach der Verödung seines Heims ein Adressat, von dem er wußte, daß er, wie die verstorbene Gemahlin, mit persönlichem Interesse und Verständniß auf ausführliche Darstellung dessen, was ihn von innen und außen bewegte, von Tag zu Tag wartete und in Spannung war.

Die Schilderung seiner Erlebnisse und seines Handelns kann also an dieser Stelle nur etwas mühsam im Fluß erhalten werden; der Leser muß sich an der Zusammenstellung des Wenigen, was von des Generals Hand geschrieben oder von ihm als besonders werth aufbewahrt wurde, genügen lassen, auch wenn es zum Theil schon inhaltlich bekannt gegeben und veröffentlicht worden ist.

Zunächst ist das die Korrespondenz mit dem General v. Moltke, demgegenüber sich auszusprechen es ihn drängte, nachdem er infolge eines Gespräches mit dem Kronprinzen im Mai in seiner durch die bisherigen anscheinend tastenden und unsicheren Maßnahmen schon angeregten Befürchtung bestärkt worden war, daß die Entwickelung der nun einmal unternommenen Rüstungen auf schwankendem Boden stehen und unklare Ziele vor Augen haben könnte. Blindes Vertrauen nach unten wie nach oben lag nicht in seinem Charakter; mit seinem großen, stark ausgeprägten Selbstgefühl hat er immer Alles klar vor sich liegen sehen und selbst prüfen wollen, um seine Dispositionen auf eigener gründlicher Kenntniß aufbauen zu können. Ueberdies mögen ihm wohl in der augenblicklichen Situation der drückend langsam vorwärtsgehenden Entscheidungen und des unentschiedenen Handelns Reminiszenzen an 1850 in der Seele aufgestiegen seien, die mit dem damaligen Gange nach Olmütz ihm heute noch patriotische Beklemmungen verursachten. Freilich standen jetzt andere Männer an der Spitze, aber auch General v. Moltke war erst der werdende große Stratege, den auf dieses oder jenes aufmerksam zu machen, Pflicht und Recht eines alten kriegserfahrenen Generals sei.

Er schrieb also (nach dem Konzept):

Kreppelhof bei Landeshut, den 29. Mai 1866.

Nachdem ich gestern S. K. H. den Kronprinzen in Breslau gesprochen, habe ich über unsere politische Kriegslage etwa Folgendes vernommen:

1. daß man eigentlich noch zu Nichts entschlossen ist, folgerichtig
2. unsere Armee in einer Frontausdehnung von 60 und mehr Meilen aufgestellt ist,
3. abgewartet werden soll, daß die Oestereicher die ersten offensiven Schritte thun, dann soll
4. das V. und VI. Armeekorps, welche dem Stoß der gesammten österreichischen Armee von Olmütz her nicht gewachsen seien, in

der Richtung auf Haynau zurückweichen, während indeß preußische Verstärkung von Sachsen her herangezogen werden und gegen die linke feindliche Flanke operiren soll.

Man will also erst Schlesien verlieren und es dann wieder erobern.

Was ich mir erlaubt habe, Sr. K. H. darüber auszusprechen, theile ich Ew. Excellenz zur beliebigen Benutzung ergebenst mit, da Ihre Stimme ja hierbei von Einfluß ist. Ich bescheide mich, die politischen Verhältnisse gar nicht übersehen zu können; sie mögen aber sein, welche sie wollen, so muß man doch darin entschieden sein, ob man einen Krieg vermeiden oder Alles an Alles setzen, d. h. auch den Krieg nicht scheuen will. Nachdem wir so ungeheuere Kräfte aufgeboten haben, kann ich nur annehmen, daß das letzte Wort unserer Regierung Krieg ist. Hiermit ist das Feld für weitere Beurtheilung gewonnen, neben den Anstrengungen der Diplomatie ist unser Ziel der Krieg.

Dementsprechend müßte denn doch auch unser strategischer Aufmarsch sein. Kein Staat ist in der Lage, gegen alle Eventualitäten kriegsgerüstet zu sein, am wenigsten ist dieses aber der langgestreckte preußische Staat im Stande. Es wird sich also für uns immer fragen: von wo droht die größte Gefahr, und wie ist ihr nicht bloß zu begegnen, sondern wie ist sie am besten zu beseitigen, damit nächstdem auch die sekundären Gefahren niedergekämpft werden können.

Im gegenwärtigen Augenblick ist unser gefährlichster Feind ohne Widerrede Oesterreich. Die Rüstungen der Mittelstaaten, mit Ausnahme Sachsens, verdienen nach meiner Ansicht noch nicht die hohe Beachtung, daß sie uns von unserem Hauptziel abwenden dürfen; ich glaube, es genügt zunächst, wenn unsere Regierung jene Rüstungen nicht billigt. Nur hinsichtlich Sachsens halte ich dies nicht für genügend, selbst nicht wenn, wie S. K. Hoheit mir sagte, dieses kleine Reich jetzt wirklich mit uns um eine ihm zu gewährende bewaffnete Neutralität unterhandeln sollte. Einen so unzuverlässigen, nach seinen bisherigen Erweisungen im Herzen entschieden feindlichen Nachbar würde ich dies nie bewilligen, denn geschähe es, so würden wir selbst im glücklichen Falle die sächsischen Truppen im Auge behalten müssen, es würden also immer Kräfte von uns zum Vortheil Oesterreichs paralysirt werden, und wären wir unglücklich, so würde die Schlange, welche wir geduldet, nicht verfehlen, uns zu stechen, und es geschähe uns recht. Sachsen muß also unter allen Umständen desarmiren, wenn wir es nicht feindlich behandeln sollen; auch können wir uns durch Sachsen nicht von Oesterreich trennen lassen, wir müssen deshalb Sachsen im militärischen Besitz haben, um seiner sicher zu sein. Ich würde es des Großstaates Preußen für würdig erachten, dieses Alles der sächsischen Regierung kategorisch zu erklären, dieser Erklärung aber auch durch unseren

ſtrategiſchen Aufmarſch Nachdruck zu geben. Möglich, daß dadurch der Ausbruch des Krieges beſchleunigt würde; wäre dies, dann iſt der Krieg überhaupt nicht zu vermeiden, und dann doch entſchieden günſtiger für uns, wenn er ausbricht, ehe die Mittelſtaaten und ſelbſt Oeſterreich ihre Rüſtungen beendet haben, nicht zu gedenken, wie wir ſelbſt unſer Land ruiniren, je länger der jetzige Zuſtand dauert; wie ferner der Geiſt der Armee herabgedrückt wird, wenn man ſie nicht braucht, obgleich man ſie zuſammengezogen hat, alſo gewiſſermaßen ihrer Kraft mißtraut; wie endlich man den katholiſchen Wühlereien zu Gunſten Oeſterreichs, die ſich ſchon in Schleſien zu regen beginnen, je länger die Waffenruhe dauert, um ſo mehr Vorſchub leiſtet.

Dies vorausgeſchickt, kann ich im Weiteren nur als Soldat urtheilen. Als ſolcher halte ich eine viel engere Konzentration an der ſächſiſchen und böhmiſchen Grenze, alſo auf dem rechten Elb-Ufer, für nothwendig, ebenſo aber auch das Vorrücken des bei Halle ſtehenden Korps bis an die ſächſiſche Grenze. Zur Beobachtung der Mittelſtaaten Hannover, Bayern, Württemberg ꝛc. müßte zunächſt das VIII. Korps ſowie die auch noch zuſammengezogene Landwehr, angeblich 20 000 Mann, bis auf beſſere Zeiten, d. h. bis ein Erfolg gegen Böhmen Truppen dort disponibel macht, genügen, es müßte hier nur, ſoweit man es nicht hindern könnte, gegen Alles, was das preußiſche Intereſſe verletzte, ſofort Einſpruch geſchehen; was man aber verhindern könnte, müßte man ſich auch nicht ſcheuen zu verhindern. Jeden Fußbreit Land in der weſtlichen Hälfte unſerer Monarchie behaupten zu wollen, iſt ebenſo unmöglich, als, da man die Initiative den Oeſterreichern zu überlaſſen entſchloſſen iſt, das Eindringen der Letzteren in Oberſchleſien zu verhüten; es wird alſo darauf ankommen, daß das VIII. Korps im Allgemeinen Herr der Rheinlande iſt, und daß die Feſtungen der Letzteren widerſtandsfähig ſind und in unſerem Beſitz bleiben. S. K. H. der Kronprinz ließ durchblicken, daß die Feſtungen nicht genügend mit Geſchützen ausgerüſtet ſein dürften, weil von dieſen viele nach den ſchleſiſchen Feſtungen abgegeben ſeien; es läßt ſich indeß nicht annehmen, daß man die Feſtungen in den Rheinlanden und Weſtfalen wehrlos gemacht hat, und da es nur auf einen ſolchen Zeitgewinn ankommt, welcher nöthig iſt, um erſt ſo große Erfolge über die Oeſterreicher zu erringen, daß wir dann im Stande ſind, wenn nöthig, einen Theil unſerer Hauptarmee zur Unterſtützung des VIII. Korps zu detachiren, ſo darf wohl angenommen werden, daß den militäriſchen Kräften der deutſchen Mittelſtaaten gegenüber die Feſtungen auf dem weſtlichen Kriegstheater bis zum Eintreffen jener Unterſtützung ſich werden behaupten laſſen.

Die Hauptſache bleibt aber immer, zunächſt einen nennenswerthen Sieg über den Hauptfeind Oeſterreich zu erringen. Einzuleiten wäre

derselbe durch unseren Einmarsch in Sachsen mit dem II., III. und IV und Garde-Korps; durch ein Manifest wäre dieser Schritt mit der dokumentirten feindseligen Gesinnung Sachsens gegen Preußen zu rechtfertigen. Fände sich Oesterreich bewogen, dem sächsischen Korps zu Hülfe zu kommen, so wäre der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich erklärt, der, man täusche sich darüber nicht, wenn er überhaupt zu vermeiden ist, nicht dadurch vermieden werden wird, wenn wir uns matt und unentschlossen zeigen, sondern höchstens dadurch, daß wir unserem Gegner durch energische Schritte zu imponiren suchen. Glückt dies nicht, so wäre damit doch das gewonnen, was ich oben hervorgehoben habe.

Jedenfalls erscheint dieser Kriegsanfang ehrenvoller für Preußen, als wenn wir in dem bisherigen Nichtsthun und in der Verzettelung unserer Armee verharren und, wie Se. Königliche Hoheit mir sagte, durchaus den ersten Kriegsschritt von Oesterreich erwarten und, wenn dies, wie wahrscheinlich, der Einfall unseres Gegners in Oberschlesien wäre, uns dann mit dem V. und VI. Armeekorps, welche der Hauptarmee Oesterreichs allerdings nicht gewachsen sein würden, innerhalb unserer Lande so lange und weit zurückzögen, bis die nächsten Armeekorps von Görlitz her zu uns herangekommen wären und gegen den linken österreichischen Flügel operiren könnten.

Die Anlage zu diesem Rückzuge auf schlesischem Gebiet ist bereits dadurch gemacht, daß das VI. Armeekorps aus Oberschlesien heraus und nach Waldenburg an das V. Korps herangezogen ist. Oberschlesien ist dadurch fast ganz von Truppen entblößt, das Einrücken der Oesterreicher demnach hier um so wahrscheinlicher, denn wir laden sie ja förmlich dazu ein.

Aber welch schmählicher Anfang eines Krieges wäre das! Den Feind selbst ins Land zu ziehen, unsere gesegnete Provinz Schlesien zu ruiniren, indem wir sie die Kriegskosten für Freund und Feind tragen lassen, um endlich zwei Armeekorps den Krieg mit einem Rückzug beginnen zu lassen, weil wir versäumt haben, das militärisch Nothwendige zu rechter Zeit zu thun. Das sieht aus, als ob wir den Krieg fürchten, dann wäre es aber unstreitig besser gewesen, ihn auch nicht herbeizuführen, nicht durch großartige Rüstungen unser Land auszusaugen und sich nachher gründlich zu blamiren. Und eine solche Aufgabe fällt dem Thronerben zu! Es ist kaum glaublich.

Dies stellt evident die Nothwendigkeit fest, unseren strategischen Aufmarsch schleunigst zu verbessern, und zwar gleichzeitig mit der angedeuteten militärischen Besitznahme von Sachsen, durch Heranziehen des I. Armeekorps in die Gegend von Hirschberg. Ist dies erreicht, so mag man, wenn es denn durchaus so sein und die Armee eine theure Blutarbeit

haben soll, abwarten, ob Oesterreich in Oberschlesien einfallen will. Thut es das, so darf dies für uns nicht das Zeichen zum Zurückgehen, sondern es muß umgekehrt das Zeichen zu unserem sofortigen Vorgehen mit allen unseren disponiblen Kräften aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen sein, aber auch mit dem festen Entschluß, mit ganzer Energie unaufhaltsam vordringen und in Böhmen Revanche für das nehmen zu wollen, was sich der Feind in Schlesien erlauben sollte. Dies allein halte ich unser für würdig und so angethan, unserem hochmüthigen Gegner Respekt einzuflößen. Sind wir hierzu entschlossen, so ist die Ausführung leicht. Sowie die ersten österreichischen Truppen die preußische Grenze überschreiten, so muß dies der Telegraph allen kommandirenden Generalen mittheilen, und diese müssen für diesen Fall angewiesen sein, sofort in Böhmen einzudringen. Ob und welcher Widerstand vorgefunden werden wird, weiß ich nicht; es ist möglich, daß unser Vordringen an einer Stelle auf überlegenen Widerstand stößt; überall kann dies aber nicht sein, ich halte vielmehr einen erheblichen Erfolg in Böhmen für möglich. Ein kleiner Verlust an einer anderen Stelle, ein momentanes Vorgehen der Oesterreicher in Oberschlesien, darf unser kräftiges Vorgehen in Böhmen nicht hemmen; ich halte es für das Beste und für unser Land zugleich wohlfeilste Mittel, die Oesterreicher aus Oberschlesien wieder hinaus zu manövriren, um sie dann auf ihrem eigenen Boden zu bekämpfen. So wenig wie in Böhmen die Festungen Theresienstadt und Josephstadt die Bedeutung haben, unseren Vormarsch aufhalten zu können, ebenso wenig würde dies später Olmütz im Stande sein. Die österreichische Armee muß Wien und die Eisenbahnverbindungen decken; hätte sie also auch ein verschanztes Lager, sie müßte sich unseren Armeen entgegenwerfen. Damit diese aber im Rücken unbehindert wären und nicht nöthig hätten, die rückwärtigen Operationsstraßen durch Abgabe von Truppen zu decken und sich dadurch zu schwächen, so müßte Alles, was an Ersatz-, Landwehr-, Besatzungstruppen im Vaterlande disponibel gemacht werden kann, unserer Armee in Feindesland sofort nachrücken und den Sicherheitsdienst in deren Rücken übernehmen." —

Man war aber, was ja auffallen muß, bei der schlesischen Armee nicht genau orientirt, die Sachlage war, wie es heute klar vor Augen steht, zum Theil eine andere: trotz der scheinbaren Unsicherheit in den bisherigen Anordnungen, die in den überaus komplizirten politischen Verhältnissen und in dem Widerstreben des siebzigjährigen Königs, die Gehässigkeit des Angriffs auf sich zu nehmen, ihre Gründe hatte, — waren doch alle Fäden wohl geordnet, und Wunsch und Wille der militärischen Leitung zielten durchaus auf Krieg und Vorwärtsbewegungen ab.

Zur Zeit gab die Antwort des Generals v. Moltke einige Aufklärungen. Er schrieb eingehend und ausführlich, wenn auch nicht ohne leichte Verstimmung zurück, und zwar nach dem Originalbrief*) in folgendem Wortlaut:

Berlin, den 1. Juni 1866.

Ew. Excellenz haben mir mitgetheilt, was Sie aus den Aeußerungen Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen entnommen, und welche Ansichten Sie Höchstdemselben ausgesprochen haben.

Da ich an den getroffenen Anordnungen den mir gebührenden Antheil gehabt habe, so will ich nicht unterlassen, Ew. Excellenz auch meine Ansicht zur beliebigen Benutzung mitzutheilen.

Wir haben nur einen uns wirklich gefährlichen Feind, welcher zugleich die Triebfeder zu allen übrigen Rüstungen in Deutschland ist, und der völlig schlagfertig uns gegenübersteht. Ich habe es nicht für gerechtfertigt gehalten, selbst nur das VIII. Armeekorps gegen einen noch nicht vorhandenen Gegner am Rhein müßig stehen zu lassen. Alle neun Armeekorps sind gegen Oesterreich herangezogen.

Die beiden westlichen Korps stehen bei Halle—Zeitz, näher an Bamberg und Nürnberg als bei Coblenz. Sie sind dort à portée gegen Bayern wie gegen Sachsen, und die Württemberger, Darmstädter und Nassauer allein werden die Rheinprovinz nicht erobern. Die Rheinfestungen sind mit allem nöthigen Geschütz versehen und haben außer der Landwehr vier Linien-Regimenter als Besatzung. Oesterreich hatte für seine Rüstungen 6 Wochen voraus, es kam darauf an, ihm in kürzester Zeit entgegenzutreten. Wir waren eine Zeit lang wehrlos. Die größtmögliche Beschleunigung war nur zu erreichen durch gleichzeitige Benutzung aller Bahnlinien. Auf keiner durfte mehr als ein Korps fahren, auf keiner konnte weiter transportirt werden, als das Staatsgebiet reicht. Selbstverständlich mußte man da debarkiren, wo die Linien enden.

Unter diesen Umständen mußten die Ausschiffungspunkte zunächst einen Kordon längs der Landesgrenze bilden. Keine anderweitige Anordnung konnte an dieser gegebenen geographischen Nothwendigkeit etwas ändern oder die Thatsache umgehen, daß die Oesterreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen der Mark und Schlesien stehen.

*) In Moltkes militärischen Werken, herausgegeben vom großen Generalstabe, I. 2 S. 186 ist unter Nr. 76 die Antwort des Generals v. Moltke in einer anderen Fassung wiedergegeben. Die Abweichungen sind dadurch zu erklären, daß dort der vom General v. Moltke selbst geschriebene und von ihm zu den Akten des Generalstabes gegebene Entwurf abgedruckt worden ist, hier das thatsächlich abgeschickte Schreiben, welches dem Generalstabe nicht bekannt war. Bei der Reinschrift hat also General v. Moltke Aenderungen vorgenommen, die in dem Entwurf nicht nachgetragen wurden. Den Sinn seiner Ausführungen berühren diese Aenderungen nicht.

Zunächst war das Centrum der Monarchie zu sichern. Es stehen vier Armeekorps in der Lausitz am rechten Elb-Ufer.

Für Schlesien konnten in der gebotenen Frist an dem bedrohten Punkt nur zwei Korps versammelt werden. Bis weitere Abhülfe geschafft werden kann, ist Schlesien nicht in Schlesien, sondern nur in Böhmen zu vertheidigen, namentlich Oberschlesien nicht direkt zu behaupten. Wenn indeß schon jetzt alle Linientruppen aus diesem letzten Landestheile fortgezogen sind, so halte ich das von den Umständen noch nicht geboten. Das ist aber Sache des Armeekommandos.

Das I. Armeekorps konnte fast ebenso früh nach Brieg geschafft werden wie nach Görlitz. Ich halte den letzteren Punkt für den richtigen. Treffen wir die feindliche Hauptmacht in Sachsen oder im nördlichen Böhmen (und das war zur Zeit, wo die Anordnung getroffen wurde, nach der Aufstellung der Gegner wahrscheinlich), so schließt das I. Armeekorps sich der Ersten Armee an; ist der Hauptangriff des Feindes gegen Schlesien gerichtet, so kann es in wenig Märschen zur Verstärkung der Zweiten Armee abrücken.

Man kann nicht sagen, daß unsere Armee unthätig dastehe. Sie steht überhaupt noch nicht da. Noch heute transportiren wir mit täglich 40 Militärzügen. Erst am 5. Juni sind die Transporte beendet, und erst von da ab können wir per Fußmarsch erreichen, was per Eisenbahn nicht erreicht werden konnte, — den strategischen Aufmarsch der Armee.

Die Befehle dafür sind ertheilt.

Es scheint mir nicht billig, die von der so leicht zu übersehenden Nothwendigkeit gebotenen Ausschiffungspunkte der Korps strategischen Aufmarsch der Armee zu nennen. Das Korrektiv für die unvermeidlich anfängliche Trennung liegt in der Konzentration nach vorn. In fünf Märschen können wir, sobald die Korps erst da sind, 180 000 Mann bei Dresden, in acht Märschen 210 000 Mann bei Schluckenau aus unserer „Versplitterung" versammeln. Freilich nicht ohne Schlacht, und dafür müßte doch der Krieg erst erklärt sein. Solange dies nicht geschehen, können wir uns nicht nach dem Centrum, sondern nur auf der Peripherie zusammenziehen.

Die Neutralität Sachsens halte ich für in jeder Beziehung unvortheilhaft für uns aus dem eben angeführten Grunde. Sie müßte ohnehin nicht sowohl von Sachsen als von Oesterreich zugestanden und respektirt werden. Verhandlungen mit dem Dresdener Kabinet haben meines Wissens niemals stattgefunden.

Zu engen Kantonnements, welche ebenso die Truppen wie die Quartierträger belästigen, liegt zur Zeit eine Veranlassung nicht vor. Bei eigenem Entschluß oder einer gegnerischen Sommation mit kürzester

Frist, welche telegraphisch den Korps mitgetheilt wird, ist die Zeit vorhanden, um sie in sich zu konzentriren.

Alle verfügbare Landwehr und Ersatztruppen haben ihre Bestimmung erhalten.

„Versäumte Maßregeln" sind nicht nachzuholen.

Daß für die Initiative unsererseits alle militärischen Gründe sprechen, liegt so offen zu Tage, daß darüber kein Zweifel obwalten kann. Die anderweiten Rücksichten, welche dabei in Betracht treten, entziehen sich meiner Einwirkung. — Der Chef des Generalstabes v. Moltke.

Die Ereignisse entwickelten sich nun weiter, aber immer noch langsam und hinhaltend. Es trat eine Vermehrung der an den Grenzen aufmarschirenden Truppen ein; mit dem V. und VI. Korps wurde das Garde- und I. Korps zur „Zweiten Armee" unter dem Kronprinzen vereinigt, und diese zog sich, da eben eine Konzentration nach vorwärts noch nicht angängig war, durch einen Flankenmarsch nach links an der Neiße zusammen. Ein möglicher Einbruch der Oesterreicher dorthin wurde immer noch, im Beginn der zweiten Hälfte des Juni, in Rechnung gestellt.

Am 14. Juni war indeß eine Klärung der Situation eingetreten. Durch den Bundestagsbeschluß von diesem Tage, der auf Oesterreichs Antrag das Einrücken des Generals v. Manteuffel in Holstein für eine Verletzung der Bundesakte erklärte und die Mobilmachung sämmtlicher Bundes-Armeekorps mit Ausnahme der preußischen anordnete, war der Deutsche Bund thatsächlich aufgelöst und der Krieg gegen Preußen erklärt. Nachdem noch ein letzter Versuch Preußens, wenigstens Sachsen, Hannover und Kurhessen auf seine Seite zu ziehen, gescheitert war, kamen die preußischen Offensivbewegungen nun sofort in Fluß. Schlag auf Schlag wurden Hannover, Kassel und Dresden besetzt und die Ordre erlassen, daß am 27. Juni auch die böhmische Grenze überschritten werden solle.

Diese Aufgabe wurde von vornherein gleich als besonders schwierig angesehen, weil die Korps einzeln über das Gebirge ziehen mußten und dem Feinde damit mehrfache Gelegenheiten zu übermächtigen Angriffen boten. General v. Blumenthal, Chef des Stabes der Zweiten Armee, hatte, indem er dem General v. Moltke von den an die Korps zum Einmarsch ergangenen Befehle Mittheilung machte, geschrieben: „Auch General v. Steinmetz wird vielleicht einen harten Kampf bei Nachod haben, er ist aber der Mann dazu, wie ich glaube."*) Und General v. Blumenthal hatte sich nicht getäuscht, es kam für den General v. Steinmetz nicht nur ein harter Tag bei Nachod, sondern es folgten

*) Siehe v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866.

diesem für ihn und sein V. Korps die noch schwereren Kämpfe von Skalitz und Schweinschädel, in denen die Kräfte dreier an jedem Tage frischer Armeekorps des Feindes gebrochen und ihr sich dem Debouchiren aus dem Gebirge entgegenstemmender Widerstand bei Seite geschoben wurde. Wie ihm das Ziel gesteckt war, stand der „Mann dazu" sieggekrönt mit seinem tapferen Korps am 30. Juni in der Ebene bei Gradlitz.

Uneingeschränkte Anerkennung war die Folge solcher Thaten. Schon gleich am 29. sandte ihm sein gnädiger König noch aus Berlin das huldvolle Telegramm:

Dem General v. Steinmetz über Reinerz in sein Hauptquartier.

Empfangen Sie Meine höchste Anerkennung für die zweitägigen Siege und sprechen Sie Ihrem tapferen Korps Meinen Königlichen Dank aus. — Wilhelm.

Und diesem Telegramm folgte bald ein Handschreiben des inzwischen zur Armee abgereisten gnädigen Königs:

Schloß Sichrow bei Turnau, den 1. Juli 1866.

Durch die mir nunmehr zugegangenen Meldungen des Kronprinzen, meines Sohnes, als Kommandirenden der Zweiten Armee, erweisen sich die viertägigen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapferen, ausgezeichneten V. Armeekorps erfochten haben, von solcher Wichtigkeit und Entschiedenheit für die Operationen der gesammten Armee, zugleich aber von solchem Umfange am 27. und 28., daß sie einer selbständig gelieferten zweitägigen Schlacht gleichkommen, so daß ich Ihnen für die ausgezeichnete Führung und Leitung derselben meine Königliche Anerkennung im höchsten und vollsten Maße hiermit aussprechen muß. Nur Ihrer Energie und Ihrer Einwirkung auf Ihre braven Truppen ist es zuzuschreiben, daß dieselben durch ihre Ausdauer und Tapferkeit täglich frischen und überlegenen feindlichen Korps die Stirne bieten konnten und sie jedesmal besiegten.

Und Sie, Herr General, haben somit die Ehre, die schwierige Operation größtentheils gelingen zu machen, die ich der gesammten Armee gestellt hatte, deren Konzentration aus Schlesien und Sachsen in Böhmen zu bewirken.

Als Anerkennung Ihres hohen Verdienstes sowie in Anerkennung der heldenmüthigen Leistungen Ihrer Truppen verleihe ich Ihnen meinen hohen Orden des Schwarzen Adlers sowie das dazugehörige Großkreuz des Rothen Adlers, dieses aber mit Schwertern. Ich bin stolz darauf, diese höchste Auszeichnung zum ersten Male seit meinem hochseligen Vater und Könige, wie Er dies in den Befreiungskriegen vermochte, für hohe

Auszeichnung vor dem Feinde verleihen zu können! Armee und Nation wird dadurch auf Ihrer Brust lesen, was Sie durch und für sie leisteten. Ihr dankbarer, treu ergebener König — Wilhelm.

Aus den sonst noch zuströmenden Beglückwünschungen des Generals seien als die ersten noch folgende hier aufgenommen:

Posen, den 29. Juni 1866.

Dem siegreichen V. Armeekorps in der Person seines tapferen Führers bringt herzlichen Zuruf der Freude, des Dankes und der Bewunderung dar für die Provinz Posen deren Oberpräsident — v. Horn.

Fürst Radziwill schreibt:

Berlin, den 30. Juni 1866.

Ew. Excellenz drängt es mich warme Theilnahme und Glückwünsche für die beiden glänzenden Gefechte auszusprechen, die unter Ihren Befehlen die preußische Kriegsgeschichte mit neuen Siegen geschmückt haben. Die Nachrichten der letzten Tage rufen mir die schöne Zeit von 1813 ins Andenken, und die lebhafte Theilnahme der hiesigen Bevölkerung erinnert auch an dieselbe; das alte Preußen lebt wieder auf. Gott gebe, daß diese Waffenthaten Vorspiele eines entscheidenden Sieges sein mögen, sie haben einem solchen kräftigen Vorschub geleistet. Nach Gottes Verhängniß diesen schönen Thaten vom Krankenbette zuschauend, nehme ich nicht minder lebhaften Antheil an der Art, wie sich unsere Armee bewährt, an dem Verdienst der Führer, welche an ihrer Spitze stehen.

Genehmigen Ew. Excellenz den Ausdruck herzlicher und ausgezeichneter Hochachtung von Ihrem alten Freunde — Radziwill.

Inzwischen nahmen die kriegerischen Ereignisse ihren weiteren Verlauf. Bei der Entscheidungsschlacht am 3. Juli fand die Theilnahme des V. Korps in der Reserve der auf dem rechten feindlichen Flügel wirkungsvoll eingreifenden Zweiten Armee ihre Stelle. Die ihm anfangs zugedachte unmittelbare Verfolgung des gänzlich geschlagenen Feindes unterblieb auf höhere Anordnung, und so zog es erst am 5. im Verbande der ganzen Operationsarmee südlich auf Olmütz dem Feinde nach.

Am 14. Juli suchte S. K. Hoheit der Kronprinz den General v. Steinmetz während des Marsches nach Neustift auf und überbrachte ihm mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler ein neues, gnädiges Handschreiben Sr. Majestät des Königs:

Czernahora, den 13. Juli 1866.

Vergeblich suchte ich Sie am glorreichen 3. Juli auf dem Schlachtfelde, um Ihnen die Auszeichnung zu ertheilen, die ich Ihnen für Ihr

heldenmüthiges und siegreiches Handeln vom 27. bis 30. Juni zuerkannt habe. Dann hoffte ich immer, auf unserem weiteren Vormarsch in Ihre Nähe zu kommen, um persönlich Ihnen meinen Schwarzen Adler zu übergeben.

Leider hat sich dies nicht ermöglichen lassen, und so sehe ich mich nunmehr genöthigt, Ihnen diese so hochverdiente hohe Auszeichnung durch meinen Sohn zugehen zu lassen, jedoch immer innig bedauernd, daß ich nicht selbst den Helden jener Tage schmücken konnte.

Ihr treu ergebener — Wilhelm.

Haben Sie mein Telegramm vom 29. aus Berlin erhalten, in welchem ich Ihnen meine Anerkennung aussprach und aufgab, Ihrem Korps meinen Dank zu sagen?*)

Auf dem Weitermarsch kam die dem V. Korps unterstellte Kavallerie-Division Hartmann in Verbindung mit dem 1. Korps bei Tobitschau noch einmal mit dem immer weiter zurückgehenden Feinde ins Gefecht; danach wurde die Verfolgung fortgesetzt und erst am 22. Juli, als das V. Korps in und um Feldsberg angelangt war, durch die eingetretene Waffenruhe zum Stehen gebracht.

General v. Steinmetz lag in Feldsberg selbst im Quartier, suchte von dort Se. Majestät den König in Nikolsburg um seinen Dank für alle Gnadenbezeugungen auszusprechen, und S. K. Hoheit den Kronprinzen in Eisgrub auf, stets begleitet vom Chef des Stabes des V. Armeekorps, Obersten v. Wittich. Dieser hatte es so verstanden, sich in die Eigenart des Generals zu finden, daß er eine vortreffliche Ehe mit ihm führte, und daß der General bis zu seinem Ende oft in warmer, dankbarer und anerkennender Weise von ihm gesprochen hat. Er kannte den Obersten v. Wittich schon aus der Zeit seiner Korpsführung in Stettin, wo v. Wittich ebenfalls schon Chef des Stabes gewesen war, und hatte damals in einem Privatbriefe an den Major v. Conrady über ihn geurtheilt: . . . „insbesondere sagt mir Oberstlieutenant v. Wittich durch seinen offenen Charakter und wegen seiner Geschäftstüchtigkeit sehr zu; äußerlich ist er nicht so glatt wie sein Vorgänger, die Situation ist aber bei seiner biederen Natur klarer."

In Feldsberg blieb das Hauptquartier des V. Korps bis zum 29. Juli. Der Waffenstillstand, ursprünglich vom 22. ab nur auf fünf Tage abgeschlossen, war, da er Friedenspräliminarien gezeitigt hatte, bis auf Weiteres verlängert worden. Am 30. Juli marschirte das Korps in

*) Das Original dieses Handschreibens sowie die Originale des Allerhöchsten Handschreibens vom 1. Juli und des Telegramms vom 29. Juni 1866 sind von der Gräfin Brühl 1893 in das Generalkommando zu Posen gestiftet worden.

den ihm für die Dauer der Waffenruhe angewiesenen Rayon ab, vereinigte sich unterwegs am 2. August zu einer Parade vor Sr. Majestät dem Könige bei Wischau und rückte am 8. August in und bei Chotzen ein.

Hier fand sich Zeit zur Korrespondenz.

General-Feldmarschall Graf v. Wrangel hatte geschrieben:

Schloß Bystritz am Hostein in Mähren, den 11. August 1866.

Meine verehrte Excellenz und würdiger Freund! Die Hoffnung, Sie im Laufe der Kriegsbegebenheiten zu sehen, muß ich zu meinem Bedauern aufgeben, da ich schon jetzt nach Berlin zurückkehre. Sie wollen daher gestatten, daß ich Ihnen schriftlich zu den glorreichen Siegen, die unter Ihrer heldenmüthigen Anführung das brave V. Armeekorps errungen hat, meine herzinniglichen Glückwünsche darbringe; die Armee sieht mit Stolz auf Steinmetz, den todesmuthigen Vorkämpfer, der mit unvergänglichem Lorbeer geschmückt ins befreite Vaterland heimkehrt.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein Ew. Excellenz ganz ergebenster — G. v. Wrangel, Freiwilliger im ostpreußischen Küraſſier-Regiment Nr. 3.

Dieses Schreiben beantwortete General v. Steinmetz (Konzept):

Chotzen, den 15. August 1866.

Hochgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr General-Feldmarschall! Wenn das Gerücht nicht trügt, so begehen Ew. Excellenz an dem heutigen Tage hoffentlich in bekannter Frische Ihr 70jähriges Dienstjubiläum, ein so seltenes Fest, daß ich, einer Ew. Excellenz aufrichtigsten Verehrer, sich wohl die Erlaubniß erbitten darf, Ihnen dazu seinen wärmsten Glückwunsch darzubringen. Ich knüpfe daran aber noch meinen tiefgefühlten Dank für E. E. mir unter dem 11. d. Mts. ausgesprochene, so sehr gütige und mich hoch ehrende Anerkennung meiner Leistungen in diesem Feldzuge. Neben der Anerkennung meines Königs und meines Kronprinzlichen Oberbefehlshabers hat mich kein Beifall höher ehren können als der des erprobtesten Soldaten und höchsten Würdenträgers der Armee, Ew. Excellenz. Um solchen Beifalls willen könnte man versucht sein, sich noch oft die Gelegenheit zu Leistungen, aber freilich auch Gottes Segen zu ihrem Gelingen, herbeizuwünschen. Was ich geleistet, habe ich unter diesem Segen vollbracht, dessen bin ich mir bewußt, da, wie auch Menschen mich ehren, ich doch Gott allein die Ehre gebe.

Genehmigen Hochdieselben diesen Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Verehrung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu unterzeichnen Ew. Excellenz gehorsamster — v. Steinmetz, General der Infanterie und kommandirender General.

General v. Steinmetz an Generallieutenant a. D. v. Eberhardt.

Lettowitz, den 6. August 1866.

Mein lieber, werther Freund! Habe herzlichen Dank für die Freundesworte, die mir Deinen Glückwunsch zu all den Ehren aussprechen, welche mir zu Theil geworden sind. Ja, es ist mir damit so außerordentlich viel geworden, wie ich gar nicht habe denken können. Und dazu die mich so sehr erfreuende neidlose Theilnahme so Vieler an meinem Glück, die mich noch reicher macht und mir auch eine Art Ersatz bietet für die Theilnahme, welche die mir am nächsten Gestandenen würden bezeigt haben, wenn sie noch hier bei uns wären. Wie würden meine liebe Frau und mein süßes Kind gejubelt haben, wenn sie die jetzige Zeit erlebt und den, auf den sich alle ihre Liebe konzentrirte, so in Ehren gesehen hätten. Wenn ich nicht ein besonnener Mann wäre, so könnte mir der Kopf wohl schwindeln und das eitle Herz sich blähen, allein weder das Eine noch das Andere ist der Fall; ich trage mit voller Demuth mein Glück und gebe Gott allein die Ehre. Aber ich bin doch sehr glücklich, daß meine Dienstlaufbahn so mit Ehren schließt, wie sie mit Ehren angefangen und sich fortgesetzt hat. Ich weiß doch jetzt, daß ich nicht umsonst gelebt, sondern auch etwas geleistet habe, und das giebt mir eine große Befriedigung und macht mich ruhig am Abend meines Lebens. Ich gehe wie ein Gesättigter aus dem kurzen Feldzuge nach Hause, mit einer schönen Erinnerung und mit dem innigsten Dank gegen meinen theuren König, — aber auch gegen den trefflichen Kronprinzen, der mit seinem unbefangenen, klaren Blick und richtigen Urtheil eine recht freudige Hoffnung für unser Vaterland ist. Er ist vollkommen eines Sinnes mit Bismarck; wer hätte das vor diesem Kriege hoffen können, wo Beide ganz auseinandergingen. Die Gnade des Königs für mich kannst Du schon aus den beiden Kabinets-Ordres erkennen, die nicht durch mich, sondern durch den Kronprinzen in die Zeitungen gekommen sind. Aber das ist noch lange nicht Alles. Der König hat mich selbst in meinem Hauptquartier Feldsberg besucht und wird nicht müde, mich bei jeder Gelegenheit und zuletzt noch bei der großen Parade, welche mein Korps am 3. August vor ihm bei Wischau hatte, öffentlich zu ehren. Das beglückt mich natürlich sehr, was kann man mehr wünschen; ich gehe also mit einer reichen Ausbeute aus diesem Kriege nach Hause. Spezialien über denselben brauche ich Dir nicht zu schreiben, die hast Du zur Genüge durch die Zeitungen und gewiß auch durch Deinen Sohn erhalten, den Gott gnädig geschützt und Dir wiedergegeben hat. Deine Enkel, Unruhs, sind hoffentlich auch Alle glücklich den Kugeln entkommen, die arg herumgeflogen sind. Die Granaten aus den gezogenen Geschützen waren mir auch ein ganz neuer Ton, man gewöhnt sich aber an Alles. Du wirst mit uns Gott danken für den überaus kurzen und

doch so ehrenvollen und überaus erfolgreichen Krieg. Das Endresultat kennen wir noch nicht, der König hat uns aber gesagt, wir könnten uns auf einen sehr ehrenvollen Frieden bereit machen, und der Herr muß es doch wissen.

Also mit den schönsten Hoffnungen sage ich Dir Lebewohl, bitte, mich der lieben Gemahlin und Töchtern freundlichst zu empfehlen und Dich überzeugt zu halten des treuen Andenkens Deines alten Freundes — v. Steinmetz.

Die Gemahlin des befreundeten, als Bataillonskommandeur im 40. Regiment sich ebenfalls im Felde befindenden Majors v. Conrady hatte dem General glückwünschend geschrieben. Aus der in der „Deutschen Revue 1898" veröffentlichten Antwort des Generals entnehme ich:

Schloß Chotzen, den 16. August 1866.

Meine liebe Freundin. . . . Ich habe vor Freude laut aufgelacht, als ich Ihre liebenswürdigen Zeilen las; die kleine Freundin stand lebhaft vor meinen Augen, jedes Ihrer Worte, ja, der ganze Brief lebte, ich sah, wie das Alles dem Köpfchen durch die Feder entsprudelt war. Weil sich aber ebenso viel Begeisterung dazwischen gemischt hat, so müssen wir den Becher der Freude, die ich darüber empfunden habe, auch etwas abdampfen lassen, damit ich mich nicht zu sehr daran berausche. Alter schützt vor Thorheit nicht; ich empfinde, daß es dem eitlen Herzen doch recht gut thut, sich von weit und breit und namentlich von schönem Munde loben zu hören. Ich befinde mich in der That in der größten Versuchung, da ich so viel Schönes, namentlich von schönen und interessanten Damen, zu hören bekomme, — ich weiß gar nicht, wie ich Revanche nehmen soll, und doch wäre das nicht mehr wie billig für die Aufregung, in die ich täglich fast versetzt werde. . . . Ich kann sagen, mir ist das Glück zu Theil geworden, von einem kurzen und höchst ruhm- und erfolgreichen Feldzuge von vornherein die Kraftbrühe für mich haben abschöpfen zu können, und nun zehre ich fort und fort davon, theils durch hohe Auszeichnungen in der Gnade meines überguten Königs, theils durch freundliche und ehrende Anerkennung von den verschiedensten Seiten. Was mir besonders Freude gemacht hat, ist, daß ich durchaus keinem Neider begegnet bin; es ist wohl selten etwas geschehen, dessen unbestreitbare Bedeutung für den guten Ausgang des ganzen Unternehmens so unbestritten anerkannt worden ist, als es mit meinen Siegen geschehen ist. Soll ich nun sagen, wie ich darüber denke, so bestätige auch ich zunächst ihre Bedeutung, dann aber bin ich sehr weit davon entfernt, mir die Ehre des Erfolges anrechnen zu wollen; ich weiß am besten, daß, wenn ich, um nicht mit Bescheidenheit kokettiren zu wollen, Manches, ja vielleicht Viel, doch nicht Alles geleistet

habe und auch nicht leisten konnte, und daß, wenn der Ausgang dennoch ein so guter war, Gott dafür allein die Ehre gebührt. Darum machen die Ehren und Auszeichnungen, welche ich empfange, aus mir auch keinen eitlen oder hochmüthigen Narren, wohl aber bin ich hochbeglückt, daß meine Karriere noch einen so ehrenvollen Abschluß erhalten hat, und daß ich erreicht habe, was ich in meiner Ehrliebe mir wohl gewünscht hatte: den schönsten und höchsten preußischen Orden und die Anerkennung meines Königs. . . .

An den Oberpräsidenten in Posen, v. Horn, schrieb und beantwortete General v. Steinmetz das Glückwunschschreiben desselben:

Chotzen, den 22. August 1866.

Die Muße, welche der gegenwärtige Waffenstillstand gewährt, erlaubt mir, auch die Dankbarkeitsschulden abzutragen, deren sich durch die Theilnahme, welche sich die Siege des V. Armeekorps erworben haben, recht viele angesammelt haben. Auch von Ihrer Seite, Herr Oberpräsident, ist mir ein sehr freundliches Schreiben zugekommen, das Allen, die es angeht, sehr wohl gethan hat. Ich möchte mir erlauben, gleich hier auch der Gaben zu gedenken, welche dem V. Armeekorps aus der Provinz theils als Erfrischungen, theils zur Befriedigung anderer Bedürfnisse zugeschickt worden sind. Es kann von unserer Seite nicht dankbar genug anerkannt werden, was in dieser Beziehung und in wie auskömmlicher und liebreicher Weise von der Provinz und ich glaube hervorstechend von der Stadt Posen geleistet worden ist, und ich würde es sehr dankbar anerkennen, wenn Sie die Geneigtheit haben wollten, dies in meinem Namen und dem des V. Armeekorps öffentlich auszusprechen.

Um so mehr liegt mir aber auch daran, ein Gerücht zu widerlegen, welches die Zeitungen verbreitet haben. Es ist behauptet worden, daß des Königs Majestät mich aufgefordert habe, mir eine Gnade zu erbitten, und daß ich infolgedessen um die Verlegung des V. Armeekorps in eine andere Provinz gebeten hätte. Ich habe zwar schon Veranlassung genommen, diesem Gerücht durch eine Gegenerklärung in der „Posener Zeitung" zu widersprechen, ich halte mich aber auch Ihnen als dem Oberpräsidenten der Provinz gegenüber zu der Versicherung verpflichtet, daß jenes Gerücht allen Grundes entbehrt, indem ich weder aufgefordert worden bin, mir eine Gnade zu erbitten, noch, nachdem ich erst so viele und hohe Gnadenbeweise meines huldreichen Königs empfangen, auch nur entfernt daran gedacht habe, mir aus eigener Bewegung noch eine Gnade zu erbitten. Ich würde überhaupt Anstand nehmen, in solcher Weise in die Intentionen unserer Regierung einzugreifen; die Dislokation der Armee läßt sich nicht nach Wünschen machen, sondern beruht auf höheren und

anderen Erwägungen, in keinem Fall ist hier von Sympathie oder Antipathie des Soldaten für oder gegen eine Provinz die Rede.

Ueber die Rückkehr der Armee nach dem Vaterlande ist zur Zeit noch nichts festgesetzt, wohl aber hofft ein Jeder, daß es nicht mehr lange dauern werde. Wir bringen leider nicht Alle wieder zurück, die mit uns ausmarschirt waren; die nicht zurückkehren, sind als Opfer für ein großes Resultat gefallen, an welchem das V. Armeekorps einen wesentlichen Antheil hat. So sehr sich auch ein Jeder, der diesem Korps angehört, darüber freut, so möchte es doch wohl Keinen geben, der nicht Gott allein die Ehre gäbe. Namentlich aber gehöre ich zu diesen; das Glück hat mich demüthiger gemacht, als es wahrscheinlich das Unglück vermocht haben würde. Ich kehre mit reicher Ausbeute aus dem Kriege zurück und bin hochbeglückt, daß mein Lebensabend in solcher Weise erhellt worden ist. Was der Jüngling ersehnt, was der Mann erstrebt, das habe ich in einem Alter erreicht, wo andere als Greise schon wieder Kinder werden; ich habe also gewiß Gottes Gnade zu preisen, der mir die Kraft des Körpers und des Geistes verlieh, um meiner schweren Aufgabe genügen zu können. . . .

Oberpräsident v. Horn erwiderte:

Posen, den 26. August 1866.

Ew. Excellenz beeile ich mich, meinen verbindlichsten Dank abzustatten für das geehrte Schreiben vom 22. d. Mts., welches mir seinem ganzen Inhalte nach zu hoher Freude gereicht hat.

Gott hat in der That über Erwarten uns gesegnet. Ihm also sei die Ehre, wie E. E. mit Recht bemerken. Denen aber, deren Er Sich als Seiner Werkzeuge bediente, um Großes zu vollbringen, wird Mit- und Nachwelt gerechte Bewunderung und innige Dankbarkeit zuwenden. Und das gilt in erster Linie von dem unübertrefflichen V. Armeekorps und seinem tapferen Führer, welche binnen 96 Stunden in vier blutigen Schlachten einen überlegenen Feind siegreich geschlagen, dadurch uns vor einer Invasion bewahrt und zum Gelingen der großen Entscheidungsschlacht wesentlich beigetragen haben.

Wir Alle sind stolz auf diese Thaten, freuen uns herzlich der Ew. Excellenz und dem Armeekorps von unserem herrlichen Könige gewordenen Anerkennung und werden Sie und Ihre Truppen mit Jubel empfangen, je eher, desto lieber.

Ruhen Ew. Excellenz nun auf unverwelklichen Lorbeeren aus, und zwar bei uns, wenn nicht der König eines der neuen Länder Ihnen unterstellt. Ueberall, wo Ew. Excellenz Truppen kommandiren, wird man sich militärisch sicher fühlen.

Dem von Ew. Excellenz erwähnten Gerücht habe ich von Anfang an

keinen Glauben geschenkt, wenn es gleich die Runde durch alle Zeitungen gemacht und einem politischen Blatte willkommenen Anlaß zu einem hämischen Artikel gewährt hat.

Meine Frau ist sehr dankbar für die ihr gewidmete gütige Erinnerung, ich aber bin mit größter Verehrung Ew. Excellenz ganz ergebenster — v. Horn.

P. S. Die für den Herrn Erzbischof bestimmten Grüße werde ich gelegentlich bestellen; er verweilt jetzt für einige Zeit in Gnesen.

Bis Ende August blieb das V. Korps bei Chotzen stehen, dann war Frieden geschlossen, die Truppen zogen heim, und Anfang September schlug General v. Steinmetz sein nunmehr friedliches Hauptquartier wieder in Posen auf.

Am 20. September, bei Gelegenheit des Siegesfestes in Berlin, ernannte ihn der König zum Chef des westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 37, „und (sagt der König in der Kabinets-Ordre) habe dieses Regiment gewählt, weil es an Ihren Ehrentagen von Nachod und Skalitz einen rühmlichen Antheil gehabt hat. Ich freue Mich, Ihnen durch diese Bestimmung einen erneuten Beweis Meiner dankbaren Anerkennung Ihres großen Antheils an dem heutigen Siegesfeste und Meines besonderen Wohlwollens geben zu können".

Außerdem wurde dem General eine Dotation angewiesen, die dem verdienten Manne den Dank des Vaterlandes zum Ausdruck bringen sollte.

Freundliche Zuschriften gingen auch in der Heimath noch in Fülle ein, gnädige Beweise von Wohlwollen und Zuneigung dokumentirten sich. Unter Anderem hatte der General während seiner Anwesenheit bei dem Siegesfeste auch eine Einladung zum Prinzen Friedrich Carl nach Potsdam erhalten. Dort war ihm nach dem Diner der kleine, noch nicht einjährige Prinz Friedrich Leopold gezeigt worden, und er hatte, kinderlieb, wie er immer war, den kleinen Prinzen längere Zeit auf dem Arm herumgetragen. Tags darauf, am 25. September, erhielt er in das „Hotel de France" in Berlin die Depesche:

Prinz Friedrich Carl wünscht Ew. Excellenz mit dem kleinen Prinzen photographiren zu lassen. Werde mir erlauben, Ew. Excellenz 11 Uhr zu dem Behufe abzuholen und zum Photographen zu führen, wo der kleine Herr sein wird. — v. Bernuth, Oberstlieutenant und Adjutant.

Die Photographie wurde aufgenommen und gelang gut.

Einem Gymnasiallehrer und past. extr. W. Meurer zu Rintelen, welcher in seiner patriotischen Begeisterung dem General eine Broschüre

überreicht und dabei um Nachrichten über die Familie v. Steinmetz gebeten hatte, antwortete der General (Konzept):

Posen, den 28. Oktober 1866.

. . . Da Sie meine Photographie gewünscht haben, so ist es mir eine Freude, Ihnen dieselbe hiermit zu überschicken. Sie wollen von dem Original aber noch mehr wissen, da werde ich aber schlecht bestehen, weil ich nie zu den Sammlern von Familiennachrichten gehört habe. Ich bin deshalb über meine Familie auch wenig unterrichtet und besitze namentlich Dokumente darüber gar nicht. Es ist mir aber nach Allem, was ich von alten Verwandten früher über meine Familie gehört habe, sehr wahrscheinlich, daß wir aus Oesterreich oder Hessen, vielleicht auch Waldeck stammen. In Oesterreich gab es früher zwei Generale meines Namens, ich weiß aber nicht, ob wir ein und dasselbe Wappen führen. Die österreichischen v. Steinmetz waren Katholiken, meine Familie ist protestantisch, vielleicht ist sie um des letzteren Grundes willen aus Oesterreich und dann wahrscheinlich nach Hessen ausgewandert. In meiner frühesten Jugend bin ich mit meinen Eltern eine kurze Zeit in Cassel gewesen und besinne mich aus der Zeit, daß wir dort bejahrte Verwandte hatten; vielleicht war es der Regierungsarchivar Schwiedring, welcher eine Schwester meines Großvaters v. Steinmetz zur Frau hatte. Dieser Großvater war preußischer Oberstlieutenant und ist als Kommandeur eines Freibataillons 1759 in dem Gefecht bei Komeise in Schlesien gefallen. Schwiedring soll wieder mit dem schwedischen Minister Stiern verwandt gewesen sein und mehrere dieses Namens damals in Cassel gelebt haben.

Dies nun, und daß ich diesen Brief mit meinem Familienwappen gesiegelt habe, ist Alles, was ich über meine Familie sagen kann. Soweit dieselbe sich in Preußen befindet, ist sie fast im Aussterben, es lebt nur ein Knabe meines Namens, für dessen Erziehung ich jetzt sorge, er ist der Sohn eines Vetters von mir. Es würde mir sehr interessant sein, wenn sich noch andere Verwandte meines Namens vorfinden sollten. . . .
v. Steinmetz.

Diese eigenen Angaben sind den Familiennachrichten im Anfang dieses Buches zu Grunde gelegt, ebenso wie spätere, auf Wunsch des Feldmarschalls vom preußischen Heroldsamt unternommene, aber wenig Resultat gebende Forschungen. Der oben genannte Neffe, ein Enkel des „Onkel Moritz", den der General erziehen ließ, wurde nachmals Offizier im Füsilier-Regiment von Steinmetz und lebt jetzt nach seiner Verheirathung auf dem Lande.

Ihre K. Hoheit die Frau Prinzessin Carl v. Preußen schreibt an den General:

Glienecke, den 25. Oktober 1866.

Wie sehr erfreut haben Sie mich, mein bester General, durch Uebersendung Ihrer Photographie; ich kann Sie nur versichern, daß mir dieselbe ein werthvolles Andenken an Sie und die ganze herrliche, große Zeit, zu der Sie selbst so viel beigetragen, bleiben wird. Möchten Sie jetzt nach so vielen großen überstandenen Kämpfen sich der Ruhe und Zufriedenheit erfreuen, denn Erstere mag Ihnen gewiß recht nöthig sein. Bei Gelegenheit wird es mir eine Freude sein, Ihnen auch meine Photographie übergeben zu dürfen. — Schließlich kann ich nur noch bedauern, Sie bei Ihrer letzten Anwesenheit in Glienecke so wenig gesehen zu haben. Leben Sie wohl und erhalten Sie mir ferner Ihre freundlichen Gesinnungen. — Marie.

P. S. Haben Sie die Güte, mich dem Kommandeur des Füsilier-Bataillons des 50. Infanterie-Regiments Major v. Salisch, seinem Adjutanten Graf d'Haussonville und dem Lieutenant v. Poser ins Gedächtniß zurückzurufen, die ich in der Nähe von Landeck auf ihrem Rückmarsch aus Böhmen getroffen habe.

Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen Kgl. Hoheit schreibt an den General:

Jagdschloß Glienecke, den 2. November 1866.

Mein lieber General! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für den so liebenswürdigen Brief und die Visitenkarte; Beides hat mich ungemein erfreut, und hat das Bild den Vorzug, mehr dem Menschen als dem „Löwen" zu gleichen, was mir sehr lieb ist, da ich den „Löwen" nicht kenne, wenigstens nur seine liebenswürdigsten Seiten. Sie können versichert sein, daß Bild und Brief ein sehr werthes Andenken sein werden, ich werde Alles sorgsam aufbewahren. Nur haben mich Ihre Zeilen beschämt, sie sind viel zu schmeichelhaft für mich! Leider ist die Photographie, wo Sie mit unserem kleinen Sohn darauf sind, nicht ganz geglückt, es muß aber auch eine wahre Geduldsprobe gewesen sein, des Kindes wegen so lange auszuhalten. Wie ich höre, macht das Bild im Handel viel Glück; es läßt sich auch denken, denn wo sah man je das Bild eines Kriegshelden mit einem kleinen Kinde auf dem Arm! Der Mittag steht mir noch in lieber Erinnerung, wo Excellenz hier bei uns aßen, und es war mir rührend, Ihre Freundlichkeit zu dem kleinen Kinde zu sehen. Der Prinz trägt mir auch seine angelegentlichsten Empfehlungen für Sie auf und sendet zwei Photographien, ich erlaube mir die meinige und eine des kleinen Friedrich Leopold einzulegen. Indem ich nun nochmals meinen innigsten, verbindlichsten Dank wiederhole, bin ich Ew. Excellenz sehr ergebene Marie Anna, Prinzessin von Preußen, Herzogin von Anhalt.

General v. Steinmetz erwidert (Konzept):

Posen, den 3. November 1866.

Es ist zwar in hohem Grade unbescheiden, daß ich mir erlaube, Ihro Königlichen Hoheit mich noch einmal brieflich vorzustellen, es ist dies aber wirklich nicht meine Schuld, sondern eine schuldige Folge davon, daß Sie, gnädigste Prinzessin, mir nicht bloß eins der gewöhnlichen, verbindlichen Handschreiben haben zugehen lassen, sondern mit demselben außer den mir äußerst werthen Abbildungen einen wahren Schatz liebenswürdigster Huld. Königliche Hoheit wollen es darum huldreichst meiner darüber empfundenen Beglückung nachsehen, wenn ich meinen unterthänigsten Dank nicht zurückzuhalten vermag. Könnte etwas meine innigste Verehrung für eine von Gott so reich begabte und mit dem gewinnendsten Liebreiz ausgestattete Prinzessin vermehren, so würden es die gar zu guten und lieben Worte sein, mit welchen mich Ihro Königliche Hoheit so hoch beglückt haben. Es könnte dem, der solche Worte liest, leicht begegnen, daß er darüber die hochgestellte Prinzessin vergißt, eines aber vergißt er sicherlich nicht, der liebenswürdigsten Anmuth ihres Geschlechtes mit ganzem Herzen seine dankbare Huldigung darzubringen.

Es ist in dieser ehrerbietigen Gesinnung, daß ich den hohen Vorzug habe, zu verharren als Ihro Königlichen Hoheit unterthänigster — v. Steinmetz, General der Infanterie und kommandirender General.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin an General v. Steinmetz:

Berlin, den 3. Januar 1867.

Ihrem Wunsche gemäß, der mir sehr schmeichelhaft ist, übersende ich Ihnen meine Photographie, und ich bitte den Löwen von Skalitz, daß er überzeugt sein möge von meiner Bewunderung, Verehrung und Hochachtung für seine Thaten und seine Siege. — Alexandrine, Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Preußen.

Prinz Albrecht Vater von Preußen, Königliche Hoheit, an den General v. Steinmetz:

Berlin, den 8. Januar 1867.

Meine liebe Excellenz! Ihrem Wunsche entsprechend übersende anbei meinen „Kaukasus“ in der Voraussetzung, er dürfte sich Ihrerseits einer nachsichtigen Aufnahme zu erfreuen haben, und mit der Bitte, Sie, mein lieber Steinmetz, möchten darin einen Beweis meiner hohen und aufrichtigen Verehrung erkennen, welche niemals erlöschen wird in Ihrem Freunde — Albrecht, Prinz von Preußen.

Im November 1866 hatte General v. Steinmetz auf Befehl des Königs den Kronprinzen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Großfürsten-Thronfolgers nach Petersburg begleitet, über welche Reise Niederschriften des Generals nicht aufgefunden worden sind.

Nach seiner Rückkunft wurde er als Abgeordneter in den Reichstag des Norddeutschen Bundes und damit auch in das Zollparlament gewählt. Mit gewohnter Gründlichkeit und Energie suchte er sich auch hiermit den an ihn herantretenden, ihm gänzlich fremden Anforderungen anzupassen Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er den Rednern zu, und da sein Gehör nachzulassen angefangen hatte, sah man ihn meist dicht an dem Rednerpult stehen, mit der Hand am Ohr.

Aus seiner weiteren Korrespondenz in dieser Zeit noch Folgendes: General der Kavallerie Frhr. v. Manteuffel an General v. Steinmetz.

Schleswig, den 28. Januar 1867.

Ew. Excellenz zeige ich ganz ergebenst an, daß Seine Majestät der König geruht haben, mich von dem Kommando des IX. Armeekorps zu entbinden und zugleich in Gnaden zu gestatten, daß ich meinen Aufenthalt — für die Dauer eines Jahres vorläufig — selbst bestimme.

Ich habe aus meiner Kommandostellung nicht scheiden können, ohne Ew. Excellenz persönlich die Mittheilung hiervon gemacht zu haben. Sie, hochverehrter Herr General, fühlen mir nach, was ich empfinde. Die Allerhöchste Entscheidung auf mein ehrfurchtsvollstes Abschiedsgesuch traf gerade ein, als hier die Einverleibung der Herzogthümer proklamirt wurde, und um da keinen Mißton in die Feier zu bringen, habe ich sie bei Diner und Reden und Parade noch nicht bekannt gemacht. So habe ich die letzten Truppen, die ich im Kommandoverhältnisse gesehen, unter dem „Heil Dir im Siegerkranz" stehen sehen. Hat mir das den Abschied noch schwerer gemacht? Ich weiß es nicht, ich glaube, meine Gefühle waren nur gehobener und gipfelten sich in dem Gebete: der Herrgott lasse seinen Segen fort und fort ruhen auf des Königs geheiligtem Haupte und auf der Armee! In dieser habe ich fast 40 Jahre, für sie fast 9 Jahre mit all meinem Denken und Vermögen gelebt. — Ich konnte an dem Ende meiner Laufbahn mir selbst gegenüber den Grundsätzen nicht untreu werden, die ich sehr lange Anderen gegenüber und recht oft mit blutendem Herzen aufrechterhalten habe. Ich habe mich seit der Petersburger Mission*) noch nicht wieder erholen können und auch sonst an Elastizität abgenommen.

*) Nach Beendigung des Krieges 1866 war General v. Manteuffel nach Petersburg gesandt worden, um Preußens Interessen bei der russischen Regierung für die bevorstehende Neugestaltung Deutschlands zu fördern.

Zürnen mir Ew. Excellenz nicht, daß ich Ihnen mehr als die bloße Anzeige des Faktums geschrieben habe, und sehen Sie, Herr General, hierin einen neuen Beweis meiner hohen Achtung, meiner Verehrung und meines Vertrauens! — E. Manteuffel.

General v. Steinmetz antwortete (Konzept):

Posen, den 30. Januar 1867.

Mein theurer Herr General! Nachdem ich durch Ew. Excellenz Frau Schwägerin v. Massow Kenntniß erhalten, wie krank Sie vor einiger Zeit gewesen sind, und nachdem ich Sie noch tiefleidend am 1. d. Mts. in Potsdam selbst gesehen hatte, war ich gewissermaßen vorbereitet auf den jetzt von Ihnen gethanen, allerdings schweren Schritt. Sie haben damit gehandelt, wie ein wirklich treuer Diener seines Königs und ein Ehrenmann thun muß, und wie es Ihnen von gewiß Allen, die Sie etwas näher kannten, nicht anders zugetraut worden ist. Sie haben es zu allen Zeiten mit Ihren Pflichten ernst genommen, daher auch die wichtige Stelle, mit welcher Sie der König, unser geliebter Herr, betraut hatte, nicht als eine bloße Sinekure innehaben wollen. Auch in diesem selbstlosen Beispiel, welches Sie allen Kameraden gegeben, haben Sie der Armee, der Sie Ihre ganze Kraft und Einsicht zum segensreichen Opfer gebracht, selbst bei Ihrem Ausscheiden noch Gutes gethan und ihr einen Beweis Ihrer oft bethätigten, ihre Ehre, ihre soldatische Tüchtigkeit im Auge habenden, vorsorgenden Liebe gegeben. Aber ich begreife vollkommen, daß der gethane Schritt Ew. Excellenz doch recht schwer geworden ist, Sie sind so viel jünger als ich und hatten eine hoffnungsreiche Zukunft vor sich, und die Gnade und das Vertrauen unseres vortrefflichen Königs für sich. Da möchte man immer wirken können, man thut es ja so gern, so mit ganzem Herzen, und darin aufgehalten zu werden nach Gottes Rathschluß, das verlangt die volle Ergebung in Seinen Willen.

Nun, mein theurer General, auch damit sind Sie ausgestattet, ich kann daher wohl bedauern, daß Sie der Armee verloren gehen, aber ich brauche Sie glücklicherweise nicht überhaupt zu bedauern, es bleibt Ihnen nebst Gottes Gnade ein reines Bewußtsein, und das ist ein sanftes Ruhekissen.

Vergessen werden Sie übrigens von Ihren Waffengefährten auch nicht werden, und Sie werden wohl nicht bezweifeln, auch von mir nicht. Und damit, mein theurer General, möchte ich mich auch in Ihre fernere Erinnerung eingeschrieben haben und sage Ihnen schließlich meinen herzlichen Dank, daß Sie mir diese auch mit Ihrem letzten freundlichen Schreiben vom 28. d. M. bewiesen haben. Ich wünsche, daß die Ruhe, welche Sie jetzt genießen werden, Ihrer Wiederherstellung förderlich sein

möge, an der ich den lebhaftesten Antheil als Einer nehme, der da meint, Sie etwas mehr als mancher Andere erkannt und hochschätzen gelernt zu haben. Der gnädige Gott sei ferner mit Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, der ich mich hochachtungsvollst zu empfehlen bitte. — v. Steinmetz.

General v. Steinmetz an Generallieutenant a. D. v. Eberhardt:

(Ohne Datum, etwa Juni 1867.)

Mein hochgeschätzter Freund! Deine Freundesworte vom 20. d. M. hat mir Dein Sohn in Fraustadt richtig übergeben. Wie immer, so that mir auch diesmal Deine treue Erinnerung wohl, und danke ich Dir recht herzlich dafür. Es mir eine rechte Freude, daß es Dir den Umständen nach wieder erträglich geht, wenn auch die Hülle Deines lebhaften Geistes sich einige Fesseln gefallen lassen muß. Es mag Dir recht schwer sein, nicht mehr von Deinem Rollstuhl herunterkommen zu können; immer aber bleibt es doch ein Glück, daß Du den Deinigen noch erhalten bist. Dein Sohn sprach mir dies auch lebhaft aus, er ist ein guter Sohn, auf den Du mit Genugthuung blicken kannst. Er ist aus dem Kriege mit Ehren hervorgegangen und auch darin ganz in Deine Fußtapfen getreten ... Den Abend brachte ich im Hause Deines Sohnes zu und habe denn auch sein heiteres Frauchen wieder gesehen. Außer mir waren noch einige andere Personen vom Bataillon und aus der Umgegend eingeladen, was den Beweis dafür giebt, daß Dein Sohn die guten Beziehungen nach allen Richtungen zu pflegen bemüht ist. Ich schreibe Dir aber wohl Dinge, die Du viel besser und ausführlicher von Deinem Sohn selbst erfahren haben wirst, darum will ich mich noch in Kürze zu einigem Anderen wenden.

Wenn nun auch seit dem letzten Kriege schon ein ganzes Jahr vergangen ist, so ist doch in unserem Volke in höchst erfreulicher Weise die Erinnerung an die errungenen Erfolge noch recht lebhaft. Daher kommt es, daß man nicht müde wird, mich, als einen der Träger der vergangenen Zeit, immer wieder aufs Neue zu ehren; meine Reise ist darum auch diesmal eine Art Triumphzug gewesen. In allen Orten, wo ich nächtigte, hatte man mehr oder weniger zahlreich geflaggt, und überall begrüßte mich der Magistrat und selbst andere Personen. Dieselbe rücksichtsvolle Behandlung habe ich auch bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin, bei Gelegenheit des Reichstages, erfahren. So etwas auf die Dauer macht leicht stolz oder demüthigt, ich neige mehr zu dem Letzteren, und es würden mir diese Ovationen noch drückender werden, wenn nicht so viel Grund wäre, sich darüber in anderer Beziehung, daß nämlich unser Volk einer solchen Erhebung und nachhaltigen Dankbarkeit fähig ist, zu freuen!

Ueber den Reichstag ist kaum etwas zu sagen, da die Zeitungen schon Alles gesagt haben, Du wirst aber mit uns, die wir dort gewirkt haben, die Befriedigung über das möglichst gelungene Werk getheilt haben. Es kommt nun darauf an, daß sich das Erlangte mehr und mehr konsolidirt, denn in dem Maße werden wir auch stärker nach außen und brauchen uns dann nicht über jeden Sturm im Wasserglase zu alarmiren. Ohne Krieg mit Frankreich wird es in Zukunft aber auch schwerlich abgehen, die französischen Tageblätter hören nicht auf, die Stimmung dafür zu nähren; möge der Allmächtige dann wieder mit uns sein! Ist dies, dann ist hinterher erst auf einen langen Frieden zu rechnen. Möge er uns auch beschieden sein, hier oder dort oben. Leb wohl mein alter Freund, empfiehl mich den Deinen und gedenke ferner freundlich Deines Dir treu ergebenen — v. Steinmetz.

Um dem General zu allen ihm während und nach der Kampagne zu Theil gewordenen Ehren Glück zu wünschen, hatte v. Conrady Anfang März 1867 an ihn geschrieben und erhielt nachfolgende Antwort (aus „Deutsche Revue 1898"):

Berlin, den 25. März 1867.

Mein lieber Freund! Ihr freundliches Schreiben vom 3. d. M. liegt noch immer zur Beantwortung vor mir, weil ich dazu die Zeit bisher nicht recht finden konnte . . . Ich blicke mit großer Befriedigung auf die jüngst vergangene Zeit nicht allein, sondern auf mein ganzes Dienstleben zurück. Wie schön hatte es begonnen, mit einem großen Kriege, mit welchem ich in den schwersten Theil des Handwerks eingeführt wurde, und wie schön neigte es sich zum Ende im Glanz des Ruhms und der Ehre! Ich kann nicht darüber hinwegkommen, daß man alles Geleistete viel zu hoch anschlägt. Die Erfolge sind allerdings immense, noch nicht dagewesene, aber mit wie weniger Anstrengung sind sie erreicht, wenn ich dagegen halte, wie lange in den Jahren 1813 bis 1815 für einen viel kleineren Erfolg gekämpft, wie viel mehr Opfer und Anstrengungen dafür gebracht und erduldet werden mußten. Und da spricht man von einem wiedererstandenen York und zieht Parallelen, die den Betreffenden zu hoher Ehre gereichen, zugleich sie aber auch demüthigen müssen, denn was haben sie im Vergleich zu den Früheren geleistet? Bedenken Sie nur, daß uns die schwerste Hälfte der Kriegserfahrung, der Rückschlag, und wie wir uns dabei gezeigt haben würden, ganz abgeht, und daß jene früheren Feldherren Helden im Unglück wie im Glück waren.

Dennoch ist die Kampagne auch von Seiten der Erfahrungen sehr werthvoll gewesen, wir haben Alle viel zugelernt, es ließe sich darüber viel vertraulich sprechen, aber schreiben läßt es sich nicht.

(Nun kommt er auf meine [Conradys] Aussichten für den Generalstab zu sprechen.)

Werden Sie Chef des Generalstabes bei einem Korps, dann rathe ich Ihnen, tragen Sie Ihrem Kommandirenden volle Offenheit entgegen, nur keine Verschlossenheit, behaupten Sie Ihre Selbständigkeit dem ganzen Stabe gegenüber, Ihrem Kommandirenden gegenüber seien Sie dagegen seine rechte Hand, sein Auge, meinetwegen auch sein Kopf, Alles natürlich mit der größten Diskretion, es darf offiziell nur die Hingabe durchblicken, nie der Anspruch. Es ist eine falsche Ansicht, wenn ein Generalstabschef von seiner Verantwortung seinem kommandirenden General gegenüber spricht, es giebt nur einen Verantwortlichen, und das ist der Kommandirende . . .

Mir geht es recht gut, man ehrt und zeichnet mich aus, vom Könige anfangend, bei jeder Gelegenheit. Hätte ich Frau und Kind, ich wäre überglücklich! So bin ich bei allem Reichthum doch ein armer Mann! . . .

Und auch diese Sehnsucht, dieser Wunsch nach einem eigenen Heim sollte dem General wieder Wirklichkeit werden. Das Füllhorn des Glückes ergoß sich unerschöpflich auf den Helden, der, nachdem er im Kriege gegen Dänemark 1848 als solcher zuerst die Bühne betreten hatte, mit seinen höheren Zwecken weiter und weiter gewachsen war und nun nach den Siegen auf Böhmens Schlachtfeldern schließlich die Bewunderung und Begeisterung seiner Zeitgenossen sich zu Füßen liegen sah.

In edlem und ehrlichem Streben hatte er Alles erreicht, was in der Menschen Augen begehrenswerth erscheint; Ruhm, Glanz, Ehre, höchste Achtung und Reichthum umgaben ihn, nur Eines fehlte noch: die Liebe, die ihm sein verödetes Heim wieder aufbauen half. Da ward ihm auch diese noch zu Theil — in Begeisterung für den Helden und in herzlicher Zuneigung verlobte sich ihm die jugendliche Tochter des Generals v. Krosigk, Kommandeurs der 10. Kavallerie-Brigade in Posen, der er in längerem gesellschaftlichen Verkehr seine Aufmerksamkeit fesselnd gezeigt hatte.

Der König, dem er die stattgehabte Verlobung sofort gemeldet hatte, schrieb ihm darauf:

Schloß Babelsberg, den 12. September 1867.

Ihr gütiges Schreiben vom 9. d. M. bestätigt mir, bester General, das schon seit einiger Zeit gehende Gerücht Ihrer Wiederverheirathung mit dem Fräulein Else v. Krosigk. Ich kann mich nur freuen, daß Sie eine Lebensgefährtin nach Ihrer eigensten Wahl gefunden haben, und Ihnen nur alles das Glück wünschen, das Sie so sehr verdienen, und das

Ihnen die Erwartung desselben, trotz der Verschiedenheit der Jahre, der Löwenmuth von Skalitz einflößt!

Ihnen von Herzen den gewünschten Konsens ertheilend, verbleibe ich Ihr treu ergebener König — Wilhelm.

General v. Krosigk hatte sich bald nach der Verlobung der Tochter zu einer lange Zeit in Anspruch nehmenden ärztlichen Behandlung nach Tübingen begeben müssen. Die Hochzeit sollte dadurch nicht aufgeschoben werden, womöglich aber doch auf preußischem Grund und Boden stattfinden. Die Nähe der Burg Hohenzollern konnte dies möglich machen. Auf eine bezügliche Bitte erhielt General v. Krosigk das Telegramm:

Berlin, den 6. November 1867.

Seine Majestät gestatten die Trauung Ihrer Fräulein Tochter mit General v. Steinmetz in der Schloßkapelle auf Hohenzollern. Stadtpfarrer Sachse ist hiervon benachrichtigt. — Freiherr v. Schleinitz, Minister des Königlichen Hauses.

Am 12. November 1867 fand die Hochzeitsfeier auf Burg Hohenzollern statt. Zugegen waren außer den nächsten Verwandten der preußische Gesandte in Stuttgart v. Rosenberg, der kommandirende General v. Obernitz und einige Tübinger Bekannte. Bei dem darauffolgenden Mahle in der Wohnung des kommandirenden Offiziers, des Hauptmanns v. Griesheim, galt der erste Toast, ausgebracht vom General v. Steinmetz, natürlich dem geliebten Könige. Bei der Abfahrt versammelte General v. Obernitz rasch alle Mannschaften auf dem Hofe, und unter lautem, echt preußischem Hurra fuhr General v. Steinmetz zur Burg hinaus.

In das Fremdenbuch der Burg schrieben die Neuvermählten:

Lobe den Herrn meine Seele!
Und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan!

Das erste glückliche Paar, welches unter der Gestattung seines allergnädigsten Königs Wilhelm I. heute in der evangelischen Kapelle der Königlichen Burg Hohenzollern ehelich verbunden worden ist. Burg Hohenzollern, am 12. November 1867. — Carl v. Steinmetz, General der Infanterie und kommandirender General des Königlich preußischen V. Armeekorps. — Else v. Steinmetz, geborene v. Krosigk.

Nach einer kurzen Reise durch Bayern kehrte General v. Steinmetz nach Posen zurück, wo er mit seiner jungen Frau festlich empfangen wurde. Fräulein v. Koschkull, die ihm in treuer Freundschaft bisher

das Haus geführt hatte, zog nach Berlin, übernahm dort die Leitung eines großen Wohlthätigkeits-Institutes und blieb mit dem Steinmetzschen Ehepaar dauernd in freundschaftlichem Verkehr.

Die nächsten Jahre gingen dem General in friedlichem Glück dahin; unermüdlich lag er seinen Dienstgeschäften ob, war im Winter zeitweise zum Reichstag in Berlin, und gab sich hier und in Posen mit großer Freude und Frische einem anregenden geselligen Verkehr und großer Gastlichkeit hin, die in seinem Charakter lagen und von seiner jungen Frau lebhaft gefördert wurden.

Von Niederschriften aus diesen Jahren ist mir besonders Charakteristisches oder Bedeutsames nicht in die Hand gekommen, erst vom Anfang des Jahres 1870 finden sich wieder interessantere Schriftstücke vor.

Unter Anderem schreibt ihm Fürst Radziwill, mit dem der Verkehr immer ein reger geblieben war:

Berlin, den 20. März 1870.

Ew. Excellenz sende ich mit Genehmigung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen die beikommenden Notizen aus seinem Tagebuch im Feldzuge 1866.

Die Beweise seiner Anerkennung Ew. Excellenz' Verdienste in diesem denkwürdigen Zeitraum sprechen sich in einer so aufrichtigen Weise in diesem Schriftstücke aus, daß ich wohl annehmen darf, Ihnen durch dessen Mittheilung eine Freude zu machen.

Genehmigen Ew. Excellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung. — Radziwill.

Darauf erwidert General v. Steinmetz (Konzept):

Berlin, den 23. März 1870.

Ew. Durchlaucht beehre ich mich das mir gütigst zur Einsicht zugesandte Tagebuch Sr. K. Hoheit des Kronprinzen mit meinem gehorsamsten Dank zu remittiren. Die Lektüre hat mich sehr interessirt, die Darstellung ist einfach und schmucklos gehalten, der hohe Herr hat sich der Kritik enthalten, nur Thatsächliches geben wollen. Trotzdem ist doch ein Irrthum mit untergelaufen, nämlich der, daß ich am Tage des Gefechts von Skalitz am 28. Juni um Verstärkung gebeten haben solle, während es doch S. K. Hoheit selbst war, der mir am Schlusse des Gefechts vom 27. für den folgenden Tag eine Verstärkung durch eine Garde-Division verheißen hatte, und ich selbst am 28. Juni, da diese Division nicht eintraf, einen Generalstabsoffizier, Hauptmann Mantei, nur mit der Anfrage, und zwar vor dem Beginn des Gefechts, an S. K. Hoheit schickte, ob ich auf die mir verheißene Division rechnen könne und wann sie eintreffen würde.

Erst als ich die Rückmeldung erhielt: die Division könne nicht kommen, weil sie gegen Trautenau nöthig sei, ging ich mit meinem Armeekorps zum Angriff auf Skalitz über. Ob ich eine Uebermacht mir gegenüber haben würde, wußte ich durchaus nicht, ebenso wenig wußte ich, weil ich darüber keine Mittheilung hatte, daß S. K. Hoheit Prinz Albrecht Sohn mit einer Garde-Kavallerie-Brigade zu meiner Unterstützung am 28. Juni heranzurücken Befehl hatte; ich wie mein Stab sind vielmehr, als wir in der Richtung, in welcher der Prinz wirklich angerückt ist, Truppen zu sehen glaubten, längere Zeit ganz ungewiß gewesen, ob dies Freund oder Feind sei. Ich konnte übrigens von dieser Hülfe am 28. Juni keinen Gebrauch machen, weil das Terrain ein Eingreifen von Kavallerie nicht zuließ; auch am 29. Juni hat diese Kavallerie mehr, weil sie doch auch etwas leisten wollte, als daß sich ihr wirklich Gelegenheit geboten hätte, etwas leisten zu können, eine kurze Kanonade mit dem Feinde bestanden, die ich als zwecklos abbrechen ließ.

Ob es wohl nöthig ist, daß ich mein Verhalten bei Gradlitz am 30. Juni rechtfertige? Wer mich dazu auffordern würde, dem könnte ich nur sagen: Wenn man drei Tage hintereinander seinen Gegner geschlagen hat, dann läßt man sich nicht von ihm Gesetze geben, umgekehrt, man diktirt ihm Gesetze. Das habe ich gethan, und der Feind hat dies schließlich respektirt.

Mit der ausgezeichnetsten Verehrung Ew. Durchlaucht unterthänigster v. Steinmetz.

Im Juni 1870 ging bei dem General eine Allerhöchste Kabinets-Ordre ein:

Ich habe zur Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1866 eine Denkmünze prägen lassen und mache Mir das Vergnügen, Ihnen ein Exemplar derselben in Gold beifolgend zu überweisen. Berlin, den 10. Juni 1870. Wilhelm.

Darauf spricht der General seinen Dank aus (Konzept):

Posen, den 19. Juni 1870.

. . . Ew. Königlichen Majestät meinen allerunterthänigsten Dank zu sagen für die mit Allerhöchstdero so wohlgetroffenem Relief gezierte „Denkmünze zur Erinnerung an die Ereignisse das Jahres 1866", welche ich das Glück gehabt habe, heute zu empfangen, ist mir ein Herzensbedürfniß, das ich sogleich befriedigen muß. Liegt schon in der Konzeption der schönen Denkmünze eine hohe Auszeichnung auch für mich, so hat doch die Königliche Gabe dadurch, daß sie mir durch Allerhöchste Königliche Huld

direkt zugekommen ist, noch einen so gesteigerten Werth erhalten, daß sich dasselbe nothwendig dem glücklichen Empfänger für immer einprägen muß. Es ist mir eine unsägliche Freude, meinen innigst verehrten König und Herrn nun auch meinem leiblichen Auge vorhalten und mir dabei sagen zu können, daß Allerhöchstderselbe meiner in Gnaden gedenkt; aber ich darf auch Ew. Königlichen Majestät die ehrerbietigste Versicherung geben, daß ich ebenso Niemandem den Vorrang vor mir einräume, Allerhöchstdemselben treuer und dankbarer zu sein als Ew. Königlichen Majestät treugehorsamster v. Steinmetz, General der Infanterie und kommandirender General des V. Armeekorps.

Konzept der Rede des Generals v. Steinmetz bei der feierlichen Einweihung des Denkmals für die Gefallenen des V. Armeekorps von 1866 in Posen am 27. Juni 1870, dem Tage von Nachod:

Meine Waffengefährten! Nach diesem Haupttheil unserer heutigen Denkmalsfeier (der kirchlichen Weihrede) will ich nur mit wenigen Worten noch den Inhalt und die Bedeutung dieser Feier hervorheben; es kommt ja wesentlich darauf an, daß wir von derselben einen würdigen und bleibenden Eindruck erhalten.

Wir haben dies Denkmal bei seiner Enthüllung mit einem dreimaligen freudigen Hurra begrüßt! Es war dies ein Ehrengruß, den wir den für uns zu früh dahingeschiedenen Kameraden in das Jenseits nachgesandt haben, ihnen, die wir fortan nur in ihrer Glorie als die glücklichen Soldaten sehen, denen ein langsames Hinsiechen im trägen Frieden, das Loos der Mehrzahl der Menschen, erspart worden ist, und die dagegen den schönsten und ruhmreichsten Tod, den des Kriegers auf dem Felde der Ehre im Angesichte des Sieges, gefunden haben. Ihnen ist das Denkmal der Erinnerung geweiht.

Es hat dasselbe dann die Weihe der Kirche empfangen, es ist damit dem Schutze des allmächtigen Gottes für alle kommenden Zeiten anbefohlen, und Er, der da will, daß der Mensch treu sein soll wie im Kleinen so auch im Großen, Er wird es schützen, dessen können wir versichert sein; denn was Er will, die Treue, das ist ja gerade der Gedanke, welcher diesem Denkmal zu Grunde liegt, der Gedanke, welcher uns dasselbe hat errichten lassen. Wir haben die Treue den hingeschiedenen Kameraden bewahrt, dafür spricht dies Denkmal, und sie, die verklärten Kameraden, sie haben ihre Treue gegen König und Vaterland und die Fahnentreue mit ihrem Tode besiegelt, und auch davon giebt dies Denkmal Zeugniß. Es ist dies Denkmal der Erinnerung zugleich auch ein Denkmal der Treue!

Fragen wir nun, wer waren Diejenigen, welche in dem ruhmreichen

Feldzuge von 1866 im V. Armeekorps in treuer Waffenbrüderschaft zusammengestanden, die Fahne Preußens hochgehalten, mit Muth und Entschlossenheit und unter Gottes Segen zum Sieg in den Feind hineingetragen haben, so ist die Antwort: Es waren Angehörige verschiedener Provinzen unseres gemeinsamen preußischen Vaterlandes, und zwar der Provinzen Pommern, Mark, Westfalen, Schlesien und Posen. Sie Alle haben ihre Schuldigkeit gethan und ihren Antheil an dem Ruhm, den sich das V. Korps erworben hat, sie Alle sind mit Wetteifer dem Rufe ihres Königs gefolgt, als es galt, die Ehre und den Bestand des gemeinsamen preußischen Vaterlandes aufrecht zu erhalten, die Anmaßung des Gegners zurückzuweisen, unsere glorreichen Fahnen vor jedem Flecken und den preußischen Namen vor Schmach und Unehre zu bewahren. Für sie Alle ist dieses Denkmal, wie bescheiden es auch nur als ein Denkmal der Erinnerung und der Treue gedacht worden, doch auch unabweislich ein Denkmal des Ruhmes und der Ehre. Ganz besonders ist es dies aber für die Provinz Posen, denn das V. Armeekorps bestand in jener denkwürdigen Zeit zur größten Hälfte aus Angehörigen der Provinz Posen. Deshalb, und weil wir Niemand, auch nicht unseren tapferen Gegner von damals, haben verletzen wollen, haben wir auch nicht danach gestrebt, das Denkmal auf einem unserer Siegesfelder zu errichten, sondern wir haben es hier am Sitze des Generalkommandos, in Mitte dieser Provinz Posen, in dieser Provinzialhauptstadt errichtet. Hier steht es an der rechten Stelle, die Ehre des V. Armeekorps ist auch die Ehre der Provinz Posen. Und deshalb (zu der Deputation des Magistrats gewandt) können wir dies Denkmal, das unserem Herzen so theuer ist und das die Treue dieser Provinz und den altbewährten Waffenruhm ihrer Angehörigen den kommenden Geschlechtern in der Erinnerung bewahren wird, mit vollem Vertrauen dem Magistrat dieser Stadt übergeben, der uns bei Errichtung des Denkmals schon mit Wohlwollen entgegengekommen ist. So erlaube ich mir denn, Ihnen, Herr Oberbürgermeister (Geheimrath Naumann), dies Denkmal im Namen des V. Armeekorps hiermit zur ferneren Obhut zu überantworten. (Hierauf erfolgt die annehmende Entgegnung des Oberbürgermeisters im Namen des Magistrats, und endlich der Schluß der Rede des kommandirenden Generals, wie folgt):

Und nun zum Schluß! Was ist es, das wir von dieser Feier für uns von diesem Platze mitnehmen? Etwas wird es doch sein! Nun, was kann es bei diesem Denkmal der Erinnerung, der Treue, des Ruhmes und der Ehre wohl Anderes sein als die innere Erneuerung des von Jedem von uns bereits abgelegten Schwures, treu zu bleiben, wie wir es bisher gewesen sind, und diese Treue, wenn die Gelegenheit an uns herantritt, so zu bewähren, wie die es gethan, welche wir heute in diesem Denkmal haben ehren wollen!

(Präsentiren der Truppen unter Sr. Majestät dem Könige ausgebrachtem dreimaligen Hurra. Darauf Vorbeimarsch der Truppen. Ende der Feier.)

Diese Feier in Posen im Gedenken der letzten Kriegsthaten der Nation verlief anscheinend noch im tiefsten Frieden; wer hätte in diesem Moment voraussehen wollen und können, daß nur wenige Wochen vergehen sollten, bis das preußische Volk und Heer sich gezwungen sah, von Neuem zum Schwerte zu greifen.

Freilich gährte es wohl schon seit den preußischen Erfolgen von 1866 im französischen Volke, das Wort voll Eifersucht „Rache für Sadowa" spukte durch Presse und Parlamente, und Napoleons Thron stand nach dem letzten mexikanischen Trauerspiel erst recht nicht mehr fest genug, das drängende Treiben der Nation im Zügel zu halten.

Da gab denn die spanische Erbfolge den willkommenen Vorwand zum Losbrechen. In größter Selbsttäuschung erachtete man an der Seine die eigene Armee für „archiprête", hastig, um die Gelegenheit sich nicht entwischen zu lassen, wurde an Preußen Mitte Juli der Krieg erklärt, eine „Rhein-Armee" von 300 000 Mann nach den östlichen Grenzen bestimmt und schnelles Vorgehen über den Rhein geplant, um Nord- und Süddeutschland getrennt zu erhalten.

In Deutschland war man, wie Feldmarschall v. Moltke sagt, „überrascht, aber nicht unvorbereitet". Die Möglichkeit des Krieges war vorgesehen und bis ins Einzelne hinein durchdacht, auch mit den Süddeutschen war im Stillen solche Fühlung gewonnen worden, daß sie nun, im elementar zum Durchbruch kommenden Nationalgefühl und im Vertrauen auf die preußische Heeresleitung, ihre Kontingente bereitwillig unter die Führung des Königs Wilhelm stellten.

Am 16. Juli durchlief die Mobilmachungsordre das Netz sämmtlicher deutschen Garnisonen, und vierzehn Tage später, als sich Se. Majestät nach Mainz begab, standen über 300 000 Mann in drei Armeen gegliedert am Rhein und vorwärts desselben, bereit und harrend der Dinge, die da kommen sollten. Der Kriegsplan zielte darauf ab, die feindliche Hauptstadt zu erobern, auf dem Wege dorthin sollte die Streitmacht des Gegners von dem an Hülfsmitteln reicheren Süden in das engere nördliche Hinterland gedrängt werden, vor Allem aber sollte der Feind, wo man ihn traf, unverzüglich angegriffen und die Kräfte so zusammengehalten werden, daß es in überlegener Zahl geschehen könne.

General v. Steinmetz hatte nach Beginn der Mobilmachung die Kabinets-Ordre erhalten:

Ich ernenne Sie, indem Ich Sie für die Dauer des mobilen Verhältnisses von dem Kommando des V. Armeekorps entbinde, hierdurch zum Oberbefehlshaber der Ersten Armee, bestehend aus dem VII. und VIII. Armeekorps, und beauftrage Sie, sich hierher zu begeben, wo Sie das Erforderliche über Zeit und Ort der Uebernahme dieses Kommandos erfahren werden. Die Mobilmachung Ihres Stabes, dessen Personalbestimmungen in nächster Zeit ergehen werden, wird hier in Berlin erfolgen. Berlin, den 18. Juli 1870 — Wilhelm.

Es war befremdend, dieser Beweis Allerhöchster Gnade und großen Vertrauens, der in seiner Ernennung zum Befehlshaber einer Armee vorlag, und die darin gebotene Verkündigung, sein Name besitze so bedeutsamen und ruhmvollen Klang, daß er dem Heere zu siegesfroher Zuversicht für würdig erachtet wurde, neben denen zweier Hohenzollern-Prinzen gestellt zu werden, riefen bei dem General selbst nicht die ungetheilte Freude und Befriedigung hervor, die man nach seiner ganzen bisherigen Lebens- und Charakterentwickelung annehmen mußte. Seinem militärischen Streben von Jugend her, seinem starken, auf vollbewußter Kriegserfahrung aufgebauten, durch die glorreichen Erfolge von 1866 begründeten Selbstgefühl hätte es doch ohne Weiteres schmeicheln und wohlthun müssen, daß es ihm vergönnt war, nun am Ende seiner Laufbahn im machtvollen Glanze des Feldherrn noch einmal gegen denselben Feind auszuziehen, den als Jüngling in untergeordneter Stellung bekämpft zu haben, die bedeutsamste und köstlichste Erinnerung seines Lebens war.

Statt dessen zeigt er sich nach Empfang der Ordre theils still und nachdenklich, theils erregt und beunruhigt. Noch einmal in einen Krieg zu ziehen, oder gar eine solche Bevorzugung seiner Person bei der Rollenvertheilung für denselben, hatte er nicht im Entferntesten erwartet, und so kommt er nun über die Ueberraschung schwer hinweg; einerseits freut er sich wohl und ist beglückt, andererseits schmälern ihm wieder allerhand Reflexionen, Zweifel und argwöhnische Kombinationen diese Gefühle, und nur selten, und dann fast mißmuthig, giebt er dem Allen durch Worte Ausdruck. In so getheilter Stimmung reist er am 19. Juli nach Berlin, um dort der Allerhöchsten Kabinets-Ordre entsprechend das Nähere von der Uebernahme seines Armeekommandos zu hören. Dort wird diese Stimmung nicht besser und einheitlicher. Was er hört, befriedigt ihn nicht. Die Mittheilungen, die er über Pläne der großen Kriegführung erhält, sind ihm zu knapp, nicht umfassend genug, und ermangeln der Direktiven; die Erste Armee, bestehend aus zwei Armeekorps, erscheint ihm zu klein, um selbständig, — zu groß, um nur als starkes Flügelkorps der Zweiten Armee zur Geltung zu kommen; seinen Stab findet er zusammengesetzt, ohne daß Wünsche von ihm gehört worden wären, u. A. m.

Und als er wieder nach Haus kommt und im Familienkreise nach den in Berlin empfangenen Eindrücken gefragt wird, entfährt ihm mißmuthig der Ausruf: „Hätte ich nur mein V. Korps behalten, dann wäre ich gern mit dem Kronprinzen gegangen!“

Verwundert fragt man sich: Was ist vorgegangen, um den Mann plötzlich ganz anders erscheinen zu lassen als früher; woher vermag er sich für den bevorstehenden Krieg eine dem Kronprinzen untergeordnete Stellung wünschen, wo ihm doch im vollen Vertrauen seines Königs eine gleichberechtigte, seinem Selbstgefühl aufs Lockendste entgegenkommende verheißungsvoll winkt?

Um das scheinbar Widerstreitende verständlich zu machen, sei zuvörderst in Erinnerung gebracht, daß der General nunmehr im hohen Alter von fast 74 Lebensjahren stand. Die letztvergangenen Zeiten waren, wenn schon im Gleichmaß der Friedenstage kaum merklich, doch auch an seinem zähen Körper nicht spurlos vorübergegangen. Nach der großen geistigen und körperlichen Kraftprobe von 1866 glaubte er mit außergewöhnlichen Ereignissen auf militärischem Gebiet abgeschlossen zu haben, die Erfolge bedeuteten ihm die Krönung, die Summe seiner Leistungen, und damit hatte seine Spannkraft unter natürlichen Gesetzen nachzulassen begonnen. Demnächst und insbesondere ist zu beachten, daß die Alterswandlung sich vornehmlich auf sein Ohr geworfen hatte; auch war er, wie es oft bei Schwerhörigen geschieht, zu Argwohn geneigt, und das machte den Verkehr mit ihm schwieriger. Diese reizbare Neigung fand leider eine besonders reichliche Nahrung darin, daß man ihn in verschiedenen Erzeugnissen der Presse der Aufopferung seiner Truppen bei Nachod und Skalitz zu zeihen, überhaupt ihn als Führer mißgünstig zu bekritteln und zu verdächtigen begonnen hatte. Das entrüstete und kränkte ihn schwer und ließ ihn nach neidischen oder eifersüchtigen Urhebern solcher abfälligen Urtheile suchen, die er nicht nur in niederen, sondern auch in höheren Kreisen vermuthete. Zum Austrag war nichts gekommen, seine Neigung zu Argwohn hatte sich dadurch aber gesteigert und festere Richtung erhalten.

Als ihn nun überraschend ein neuer Krieg und die Allerhöchste Ordre gar an die Spitze einer Armee rief, so entnahm er wohl daraus mit innigem, ehrerbietigem Danke das Vertrauen und die Gnade seines ihm unerschütterlich wohlwollenden Königs, zugleich aber regte sich in ihm nicht nur der Zweifel, ob er wohl den vorauszusehenden Anstrengungen noch gewachsen sein werde, sondern lebhaft auch der argwöhnische Gedanke, daß ihm übelwollende Personen nun erst recht ihm entgegenarbeiten und allerlei Schwierigkeiten bereiten würden. Eine erste Spur davon glaubte er schon in den letzten Berliner Erfahrungen bei Uebernahme des Armee-

kommandos gefunden zu haben; in der Kürze der ihm gewordenen Mittheilungen, in den sonst getroffenen, ihm nicht zusagenden Anordnungen sah er Absicht und System: Man traue ihm nicht recht, wolle ihm Fesseln anlegen, ihm nicht Gelegenheit und Freiheit zu selbständigen und ähnlichen Erfolgen wie 1866 lassen.

Der alte Steinmetz von 1866 hätte solche Erwägungen gar nicht angestellt, ihm wäre ein Zweifel an seiner körperlichen Leistungsfähigkeit nicht gekommen, noch viel weniger hätte er irgendwelchen Feindschaften gegen sich folgenschwere Bedeutung beigemessen. Seines scharf ausgeprägten Charakters wegen mußte er unvermeidlich Feinde haben, daran war er gewöhnt, an ihnen prüfte er wohl von Neuem seine eigene Anschauung, ging dann aber unbeirrt durch gegnerischen Tadel den Weg frisch vorwärts, den er für den richtigen hielt.

Jetzt war es anders. Die in ihm aufsteigenden Bedenken fanden weniger Widerstand und gewannen Oberhand, sie beunruhigten ihn, spalteten seine Stimmung und schwächten sein Selbstgefühl.

Vorwärts mußte er aber, und Selbstüberwindung war nun geboten. Wenn er also mit Energie, mit Wagemuth, ja sogar mit einer gewissen Freudigkeit die Zügel seines neuen Amtes in die Hand nahm, so waren dies nicht mehr wie früher unmittelbare Erweisungen selbstbewußter Kraft und Lust, sondern mehr nur ein Schein, ein reflektirtes Anpassen an die momentane Nothwendigkeit, um sich selbst und Anderen die Alterswandlungen zu verdecken. Damit kamen sie zuweilen übertrieben zu Tage und wuchsen sich unter dem Einfluß seiner hohen Stellung und seiner fortgesetzt argwöhnischen Stimmung in solchem Grade aus, daß sie mehrfach seinen sonst so klaren Blick trübten, ihn unfrei in seinen Anschauungen machten und ihn wiederholt das früher bei aller Entschiedenheit und allem Selbstbewußtsein immer geübte Maßhalten vergessen ließen.

Nur wenn man einen solchen Konflikt seines inneren und äußeren Wesens in Betracht zieht, wird man das oft befremdliche Handeln des Generals im Einzelnen während seiner Armeeführung erklären und richtig beurtheilen können:

Die anfänglichen Störungen und Unzuträglichkeiten im gegenseitigen Verkehr seines Stabes entspringen zum großen Theil aus jenen Uebeln, besonders aus dem Argwohn, man wolle ihn unter Aufsicht halten und womöglich an ein Gängelband nehmen.

Nach oben hin zerlegt er in unpräziser Weise den Begriff der obersten Kriegsleitung in den König einerseits und in das große Hauptquartier andererseits, unterwirft sich den Befehlen des Monarchen selbstverständlich, sieht aber Anweisungen, die er aus dem großen Hauptquartier, d. h. von General v. Moltke, erhalten zu haben glaubt, für diskutabel an. In

solcher Auffassung korrespondirt er im Anfange des Krieges mehrfach und, naturgemäß bei dem Sturm und Drang des Momentes, in ungeduldig machender Weise mit der obersten Kriegsleitung: an den ihm von Jugendzeit her menschlich nahestehenden, persönlich über Alles geliebten und hochgeschätzten König richtet er seine Worte in ehrerbietigstem, gehorsamstem Sinne, — an den erst spät in seine Lebenssphäre eingetretenen jüngeren General v. Moltke, dessen volle Bedeutung noch immer nicht allgemein klar zu Tage lag und auch von ihm weder erkannt noch anerkannt wurde, und dessen scheinbar langsames und zauderndes Handeln dem Steinmetzschen angeborenen Temperament und Thatendrange von vornherein entgegenstand, in aufmerksam machender, treibender Weise, ebenso wie er es schon vor Ausbruch des Krieges 1866 gethan hatte. Jetzt ist aber Alles, was er schreibt, noch durchsetzt von der mißtrauischen Annahme, man halte ihn ohne sachliche Nothwendigkeit vom Vorgehen zurück, um ihn nicht wieder die ersten Lorbeeren gewinnen zu lassen, was er selbstverständlich nicht dem Könige, sondern dem großen Hauptquartier auf die Rechnung setzt.

Am schärfsten und schließlich für ihn verhängnißvoll tritt die unglückliche Entwickelung seines inneren Wesens im Konflikt mit dem Drange, keine Schwäche zeigen zu wollen, in seinem späteren Verkehr mit Prinz Friedrich Carl zu Tage. Hier verkennt er, der freilich kein Hofmann war, aber doch korrekte Haltung durchaus hochschätzte, der auch bei aller Energie, ja selbst Schroffheit immer sachlich zu bleiben vermocht hatte, jetzt plötzlich seine genau umschriebene Stellung zur Oberleitung der Cernirung von Metz dermaßen, daß ihn eine rein persönliche Reibung mit dem Prinzen den dienstlichen Fehler begehen läßt, welcher die Katastrophe herbeiführen und den dramatischen Verlauf seines Lebens wenigstens auf militärischem Gebiete zur Tragödie machen mußte.

Am 28. Juli übernahm der General in Coblenz das Oberkommando seiner sich formirenden Armee. Hier setzen die nachfolgenden Briefe an seine Frau in Posen ein. Einige durch nothwendige Auslassungen in diesen Briefen entstandene Lücken sind mittelst Anmerkungen, die dem Inhalt nach anderen Niederschriften des Generals entnommen sind, ergänzt worden, um den thatsächlichen Verlauf der Ereignisse zu erklären und in Fluß zu erhalten.

Coblenz, den 28. Juli 1870.

Du siehst, ich bin glücklich in Coblenz angekommen, d. h. nach einer Fahrt von $1\frac{1}{2}$ Tagen und zwei Nächten ohne Unterbrechung. Das war recht angreifend, vielleicht mehr noch für die Pferde als für die Menschen, denn ich befinde mich wohl, — wie es aber den Pferden bekommen ist, kann ich noch nicht übersehen. Die Fahrt war übrigens recht günstig und

durch die Theilnahme des Volkes, die sich auf jedem Bahnhof Luft machte, wahrhaft erhebend. Besonders trat aber Berlin hervor; es ist gar nicht genug anzuerkennen, wie opferwillig man sich dort zeigt, jeder Militär-Bahnzug wird von jungen Damen nach allen Richtungen mit Cigarren, belegten Broten, Wein ꝛc. erfrischt, — es ist zu dem Ende eine wohlausgestattete Restaurationshalle neben dem Anhalteplatz der Eisenbahnzüge eingerichtet, wo reichlich und unentgeltlich Erfrischungen verabreicht werden. Aehnlich geschah es auch auf den anderen Bahnhöfen, wenn auch nicht so reichlich wie in Berlin, und mir wurden Tag und Nacht Hochs gebracht, die zwar meine Ruhe unterbrachen, mir aber doch Freude gemacht haben, weil sie sichtlich aus dem Herzen kamen. Ich habe natürlich vielfach entgegnen müssen und mir oft mit einem Hoch auf unseren König geholfen. Die Stimmung, welche durch das ganze Land geht, ist wahrhaft erhebend, und wenn sie nicht zum Siege führen sollte, dann weiß ich wahrlich nicht, wodurch dieser zu erringen sein könnte. Neben diesen politischen Manifestationen ging die militärische Klärung meiner persönlichen Stellung zu meinem Stabe, der mich doch nicht so vollkommen kannte, um von Hause aus seine Stellung richtig aufzufassen, die keine andere sein kann und darf als eine untergeordnete. Ich war auf etwas Ueberhebung gefaßt, ließ aber die Sache sich ruhig entwickeln, mir aber schließlich über die Geschäftsausübung, wie mein Chef des Stabes, General v. Sperling, sich dieselbe gedacht hatte, Vortrag machen. Da kam denn genau das zu Tage, was ich mir gedacht und schon mehrfach erfahren hatte, daß der Stab sich eine regierende Stellung zu geben suchte, bei welcher mir nur das Beipflichten verblieben wäre. Da hatte man sich aber in meiner Person geirrt, ich wies Jeden mit ruhigen, aber ernsten Worten in seine Schranken zurück und wies meine Stellung so klar nach, daß nun kein Zweifel darüber ist, daß ich mich nicht leiten lasse, sondern selbständig befehle. Und so geschieht es nun auch von heute ab, und ich zweifle nicht, daß auch Jedermann einsieht, es kann und darf nicht anders sein.

Ich bin nun heute etwa 10 Uhr morgens hier angekommen und im Gasthof „zum Riesen", unmittelbar am Rhein, einquartiert. Die Aussicht ist herrlich, nicht minder war es die heutige Eisenbahnfahrt von Düsseldorf über Cöln und Bonn längs des Rheins. Du würdest gar großen Genuß gehabt haben, es war eine Fahrt wie in einer Gartenlandschaft.

Mit meinem Befinden geht es erträglich, — nicht daß ich schmerzfrei wäre, aber das Leiden (Ischias) ist doch erträglich und hat sich wohl auch nicht vermehrt. Die Gedanken sind von dem eigenen Körper abgezogen und auf die Kriegslage gerichtet, ich fühle darum meine Leiden weniger und habe die beiden Nächte hindurch auch gut geschlafen; wenn sich nun

die Begebenheiten rasch abwickeln, wie ich immer hoffe, so werde ich meine Aufgabe auch körperlich wohl durchführen können, und das wünsche ich doch so sehr, es ist mein ganzer Ehrgeiz. Die Franzosen stehen mit nicht unbedeutenden Kräften an unserer Grenze, in den kleinen Scharmützeln haben wir aber offenbar mit Ehren bestanden, und namentlich hat sich unser Gewehr dem Chassepotgewehr gegenüber bewährt, nicht weil es besser ist als dieses, sondern weil die Ausbildung des preußischen Soldaten besser als die des französischen Soldaten ist; der letztere schießt viel, von weit, trifft aber nicht; er ist eben nicht als Schütze ausgebildet. Heute war große Besorgniß, daß die Franzosen von Thionville gegen Trier vorgehen würden; es hat sich dies aber nicht bestätigt, die Franzosen stehen überall in ihren bisherigen Positionen, ein Beweis, daß sie mit ihrer Formation noch nicht fertig sind und sich nicht getrauen, vorzugehen. Jeder Tag, den wir in solcher Weise noch gewinnen, verbessert unsere Lage, die mir vom 2. August ab keine Besorgniß mehr einflößt. Die Festungen Cöln und Coblenz sehen schon recht kriegerisch aus, die Glacis sind meistentheils bereits abgeholzt, aber die Formation der Garnisonen ist noch nicht vollendet, und die äußere Gestaltung gefällt mir nicht besonders, es muß darin noch viel und, wie ich glaube, auch mit mehr Ernst geschehen. Die rheinische Bevölkerung hat sich musterhaft benommen; obgleich nicht jeder Einzelne durch besondere Ordre, sondern Alle durch bloßes Publikandum einberufen worden sind, so haben sich doch Alle gestellt, und zwar mit so großem Eifer, daß die Bataillone, welche 1000 Mann stark sein sollen, jetzt effektiv 1600 Mann stark sind. Die Gesinnung in der Rheinprovinz ist also vortrefflich.

In Coblenz angekommen, habe ich wider Erwarten den kommandirenden General des VIII. Armeekorps hier angetroffen, nämlich den General v. Goeben, während das VII. Armeekorps unter dem General v. Zastrow noch im Anmarsch gegen Trier ist. Dies entspricht der jetzigen Situation beider Armeekorps, die nach ihrer Konzentration streben. Um so mehr werde ich, wenn die Umstände durch den Feind nicht geändert werden sollten, ebenso lange in Coblenz verbleiben, von wo ich den Truppen telegraphisch Befehle zugehen lassen kann, was nicht auch von jeder Stelle mehr vorwärts angängig ist. Ich habe heute dem Könige meine Ankunft und über die militärische Situation telegraphisch gemeldet, desgleichen habe ich mit meinem Nachbar und Kollegen Prinz Friedrich Carl mich in Verbindung gesetzt, um von ihm offiziell zu erfahren, wie es dort aussieht, und was er zu thun gedenkt.

Da hast Du meine ganze Thätigkeit und kannst nun theil an Allem nehmen, was Du von hier in den Zeitungen lesen wirst. Indem ich dieses schreibe, sitze ich am offenen Fenster belle-etage und genieße den

schönen Blick über den Rhein, auf welchem Dampfschiffe hin und her gehen. Es hat heute ein klein wenig geregnet, die Franzosen sollen von der Trockenheit sehr leiden und eine schlechte Ernte in Aussicht haben. Sollte sich der Himmel wohl in solcher Weise mit uns alliiren!? General v. Goeben, der seit acht Tagen mit seiner Frau hier ist, hatte mich und General v. Sperling heute zum Diner eingeladen, dasselbe steht mir morgen beim General v. Herwarth, dem Generalgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, bevor, der mich gleich heute besucht hat, ein Beweis, daß er durch meine Ernennung zum aktiven Armee-Oberbefehlshaber sich nicht verletzt fühlt. Sein Besuch war eine Folge davon, daß ich mich bei ihm wegen nothgedrungener Unterlassung dieser Höflichkeit damit hatte entschuldigen lassen müssen, daß die Eisenbahn unsere Effekten nicht gleich herausgegeben hatte, morgen werde ich aber mit meinem ganzen Stabe diesen Besuch nachholen. Den Herren meines Stabes geht es durchweg gut.

Grüße die, welche nach mir fragen. Gott bitte ich, daß er mit uns sein und bleiben möge. Er ist mir ja über alles Verdienst immer gnädig gewesen.

Coblenz, 30. Juli 1870.

Da noch immer nichts Entscheidendes geschieht, sondern eine Art Stillstand, wenn auch keine Unthätigkeit, eingetreten ist, so habe ich viel übrige Zeit für mich, die ich nicht besser zu benutzen weiß, als daß ich Dir wieder schreibe. Was Dir vor Allem zu wissen wünschenswerth sein wird, ist, wie es mir körperlich geht. Nun, ich muß zufrieden sein! Sage Dr. Goldmann darüber, daß ich im Gehen nicht behindert sei, aber doch hier und da zuckende, indeß zu ertragende Schmerzen habe, welche beim Gehen anscheinend sich etwas mindern, die Nächte habe ich immer gut geschlafen. Ich gebrauche jetzt keine Medizin, würde aber, wenn die Schmerzen sich steigern sollten, Colocynthis nehmen, wenn Dr. G. mir nicht ein anderes Mittel empfehlen sollte. Mit meiner Feldausrüstung werde ich heute zu Stande kommen, mit den beiden Wagen bin ich es schon, die Pferde habe ich hier noch einfahren lassen, und gehen sie jetzt gut. Die Reitpferde sind trotz der langen Eisenbahnfahrt gut im Stande, August rühmte heute namentlich Deinen Schimmel, daß er recht frisch sei. Die Pferde können aber auch wohlauf sein, sie haben gute Tage, gutes Futter und wenig Anstrengung.

In den nächsten Tagen werde ich wohl nach Trier gehen. Hier war in diesen Tagen durch die Nachsendungen von Truppen zur Armee viel Leben, es wird aber jetzt allmählich stiller; gestern wurde Garde-Landwehr — schöne Leute — auf Dampfschiffen weiter befördert. Durch die vielen Truppennachschübe von Berlin her hat die Beförderung der Korrespondenz sehr leiden müssen, ein Dienstbrief, den ich am 25. in Posen, und zwar

rekommandirt, zur Post gegeben hatte, ist erst heute hier dem kommandirenden General VIII. Armeekorps zugekommen; von jetzt ab aber wird Alles regelmäßiger und expediter gehen.

Die Franzosen sind offenbar auch noch in der Zusammenziehung, sie spielen an meiner Grenze wohl mehr den Starken, als daß sie es wirklich wären, es würde mich dies nicht einen Augenblick aufhalten, zu handeln, wenn ich es schon dürfte; ich weiß nicht, was uns noch zurückhält, gewiß aber ist, daß der Stoß der beiderseitigen Armeen um so heftiger sein, je länger er hinausgeschoben wird. Bei meinen vom VIII. Armeekorps bis zur Grenze vorgeschobenen, immer noch kleinen Truppenabtheilungen ist alle Tage Gefecht, was doch schon einige Opfer gekostet, doch noch stets ehrenvoll bestanden worden ist; ich ersehne den Augenblick, wo ich dort mehr entgegenstellen kann. Nach allen eingegangenen Berichten gehen die Franzosen mit ihrer Munition sehr verschwenderisch um, lassen wir uns dadurch nicht irre machen, so ist dies zu unserem Vortheil. Ich greife noch auf unsere Herreise zurück, die uns über Cöln führte. Bei dieser Gelegenheit habe ich den schönen Dom, freilich nur von außen, gesehen. Der junge Prinz Radziwill, welcher katholischer Geistlicher geworden, hatte die Reise mit uns gemacht und eilte, kaum in Cöln angekommen, sofort nach dem Dom, um dort eine Messe zu lesen. Vor dieser gewissenhaften Pflichterfüllung der katholischen Geistlichen von der Art des Prinzen Radziwill muß man Respekt haben, sie erscheinen durchaus nicht als Fanatiker, aber als in ihrer Religion glückliche und von ihr ganz erwärmte Katholisch-Gläubige. Der junge Prinz trat ganz ohne Ostentation auf und hielt sich eigentlich weniger zu den Offizieren als zu den Soldaten. Ein anderes großes Werk, wodurch Cöln ausgezeichnet ist, und das mir noch unbekannt war, ist die neue große Eisenbahnbrücke mit den beiden kolossalen Reiterstandbildern des jetzigen und des seligen Königs. Sie hat doppeltes Geleise für hin- und rückgehende Eisenbahnzüge und eine ganz geschiedene Abtheilung, ich weiß nicht gewiß, ob nur für Fußgänger oder auch für Wagen. Diese Brücke ist ein ebenso kolossales als meisterhaftes Bauwerk und von einer enormen Tragfähigkeit; man hatte gar keinen Anstand genommen, unseren Eisenbahnzug in seiner ganzen Ausdehnung auf der Brücke halten zu lassen, die letztere hatte also längere Zeit ein kolossales Gewicht zu tragen. Mir schien dies eben deshalb auch unrecht zu sein, es hieß wahrlich, Gott versuchen, aber da es so oft gut abgeht, so werden die Menschen immer unvorsichtiger. Wir haben auch oft gestöhnt, daß wir so langsam fuhren, man söhnt sich aber damit bald aus, wenn man von den Unglücksfällen hört, welche andere Bahnzüge betroffen haben; Du wirst dies wohl in den Zeitungen, namentlich über einen Transport des 26. Infanterie-Regiments, gelesen haben. Es ist traurig, daß hierbei so

viele Opfer gebracht worden sind; wären sie nur wenigstens im Kampfe mit dem Feinde gefallen! Diese werden doch mehrentheils geehrt, und das ist auch oft den Nachgebliebenen ein Trost. Wenn ich zu meinen Fenstern auf den jenseitigen Thalrand sehe, so begegnet mein Auge dem Denkmal, welches das VIII. Armeekorps seinen im Feldzug von 1866 Gefallenen errichtet hat; es ist eine einfache, wie es scheint, schmucklose Pyramide, also lange nicht so schön wie das Posener Denkmal, aber es hat einen sehr hübschen Platz. Wie viele Denkmäler wird nur der gegenwärtige Krieg nach sich ziehen! Gott wolle es mit allen Streitern auf beiden Seiten gnädig machen und den Krieg möglichst schnell zu Ende führen, denn je länger er dauert, desto mehr Blut wird fließen.

Coblenz, den 1. August 1870.

Du erhältst noch einen Brief von hier, es ist aber der letzte, denn ich reise morgen früh von hier nach Trier und dann wahrscheinlich den folgenden Tag weiter nach vorn und werde zunächst wohl so viel zu thun haben, daß ich Dir nicht gleich wieder schreiben kann. Die Entscheidung rückt jetzt jedenfalls näher. Der König hat sich zur Armee begeben und wird heute nacht hier eintreffen, doch nicht, um hier zu bleiben; er geht wahrscheinlich nach Mainz, von wo sich Prinz Friedrich Carl mit seinen vier Armeekorps jetzt vorbewegt und mit mir in wenigen Tagen in Berührung treten wird. Dann ist der Zeitpunkt zum Handeln auch für mich gekommen, und dann schließe mich um so inniger in Dein Gebet; nicht wahr, Du wirst dies thun? Es ist mir eine Zuversicht, dies zu wissen. Meine Armee ist noch immer in der Zusammenziehung begriffen, in zwei bis drei Tagen ist diese aber erreicht, und dann bin ich schlagfertig. Die Franzosen können dies unmöglich schon sein, dazu sind sie zu wenig unternehmend. Könnte man den Zeitungsnachrichten trauen, so wären ihre Zustände auch nicht beneidenswerth, denn danach würden bei ihnen Mangel und Indisziplin herrschen. Davon ist aber sofort keine Rede mehr, wenn es erst zum Kampf kommt, aber die Folgen zeigen sich wieder, wenn dieser, wie Gott geben wolle, für uns glücklich ausfällt, eine demoralisirte Armee ist dann leicht im Fliehen zu erhalten. — Aus den Zeitungen habe ich ersehen, daß der Sitz des dortigen General-Gouverneurs von Breslau nach Posen verlegt worden ist. Da außerdem das stellvertretende Generalkommando und die Kommandantur am Orte ist, so fehlt es dort wahrlich nicht an verwaltenden Behörden. Deine Ruhe wird dadurch um so weniger gestört, da Du den stellvertretenden kommandirenden General im Hause hast, Du brauchst Niemand zu weichen. Ich rathe Dir, was Deinen Schutz betrifft, Dich an General v. der Goltz zu halten, in Privatsachen aber an Graf Königsmark (Oberpräsident)

oder an General v. Wnuck (stellvertretender kommandirender General). — Ich habe heute eine interessante Bekanntschaft gemacht, nämlich die der aus dem Mexikanischen Kriege bekannt gewordenen Fürstin Salm, welche durchaus bei meiner Armee der Krankenpflege sich widmen will; sie hat das Erforderliche in Bonn beim Professor Busch förmlich studirt, ist von ihm sehr empfohlen und brennt vor Verlangen, in vorderster Reihe im Gefecht sein zu können. Der Johanniter-Orden hat sie mit dem rothen Kreuz behaftet, aber sie will selbständig wirken, und dazu hat sie meine Erlaubniß nachgesucht und erhalten. Man sieht der Dame, die wohl interessant, aber nicht gerade schön ist, das Unternehmende an, und ich habe ihr gewillfahrt.

Eine zweite Acquisition, die ich gemacht, ist der Prinz Adalbert, der vom Könige die Erlaubniß erhalten hat, wie im Jahre 1866 so auch diesen Krieg in meinem Hauptquartier mitmachen zu dürfen; ich bin damit zufrieden, denn wir geniren uns gegenseitig nicht.

Viele Grüße an Mama und unsere Freunde und Bekannte. Alle meine Herren vom Stabe sind wohl.

Tholey, den 4. August 1870.

Ich glaube seit meiner Abreise von Posen ist dieses der fünfte Brief, den Du erhältst, und ich habe von Dir bis jetzt noch nicht ein Wort erhalten; daran ist wohl die Störung des Postenganges durch die Militär-Eisenbahnzüge und unser Umherziehen schuld. Wenn ich davon nur wenigstens die Zweckmäßigkeit einsehen könnte! Es ist mir aber bisher nicht geglückt. Gerade heute wollte ich den Franzosen an der Saar zu Leibe gehen und hatte dazu schon Alles befohlen, auch ziemlich gewisse Aussicht, den Feldzug meinerseits wieder mit einem Erfolge zu eröffnen — da erhalte ich vom Könige Befehl, hierher zu marschiren. Das war uns Allen wie ein kaltes Sturzbad! Ich besorge, die Franzosen werden die Linksbewegung meiner Armee als einen errungenen Erfolg ausposaunen. Ich habe natürlich dem positiven Befehl des Königs Folge leisten müssen, aber ich habe sofort seinem Generalstabschef, dem Zauderer Moltke, Vorstellungen gemacht und bin nun begierig, was er mir antworten wird.*)

*) Der General-Quartiermeister der Ersten Armee, Graf v. Wartensleben, sah damals den Vorgang ähnlich an, er schreibt in den Briefen aus dem Feldzuge 1870 an seine Gemahlin:

. . . Wir haben einige anscheinend unnöthige Rückmärsche von der Saar hierher machen müssen, auf höheren Befehl. Wir standen an der Saar, wo der Feind nach Süden abzuziehen begann, und wollten ihm über Saarlouis in seine Marschkolonnen fallen. Wir werden bald wieder vor müssen, denn die französische Offensive scheint aufgegeben; sie erwarten uns im eigenen Lande, dem französischen Nationalcharakter ganz entgegen. Wir sahen hier wohl besser als in Mainz und wußten, daß wir gar nicht

Nach meiner Kenntniß der Verhältnisse sind wir, d. h. die drei Operations-Armeen des Kronprinzen, Prinzen Friedrich Carl und meine, so stark, daß, wenn wir alle Drei nur herzhaft vorgehen wollten, so müßten wir siegen; aber an diesem festen, einmüthigen Willen scheint es zu fehlen, oder bin ich etwa nur so ungeduldig? Wäre dies, es wäre auch erklärlich, meine Truppen haben sich in den kleinen Gefechten an der Saar sehr gut benommen und sich dort, trotz der Uebermächtigkeit des Feindes, behauptet, sie haben dadurch an Selbstvertrauen gewonnen und das Zündnadelgewehr aufs Neue schätzen gelernt, es ist der französischen Waffe, oder vielmehr unsere Ausbildung ist der der Franzosen überlegen, welche eine ungeheuere Menge Patronen verschießen, aber mehr durch den Spektakel als durchs Treffen zu wirken suchen. Unsere Soldaten haben sich aber dadurch nicht einschüchtern lassen. In den letzten Tagen war der Kaiser Louis Napoleon von Metz aus zu den Truppen, die er vor Saarbrücken hatte, gereist, und das hat natürlich Veranlassung zu einem größeren Gefecht gegeben, bei welchem wir einen Verlust von etwa 100 Mann, die Franzosen aber nach ihren eigenen Aeußerungen etwa von 600 Mann gehabt haben sollen. — Wenn das wahr wäre, die Franzosen also sechsmal mehr als wir im Gefecht verlören, so könnten wir uns einen solchen Kampf schon gefallen lassen. In diesem Augenblick wird mir Dein erster Brief vom 28. Juli gebracht, er ist also fast acht Tage unterwegs gewesen, und gewiß schwimmen wie meine Briefe an Dich, so auch noch einige von Dir an mich herum, man muß also Geduld haben. Ich habe in den letzten Tagen noch eine Kavallerie-Division, die 1. unter General v. Hartmann, dazu bekommen, so daß ich kaum Platz finde, von allen Truppen, die ich schon habe, Gebrauch zu machen, und nun will das Gerücht mir gar noch ein oder zwei ganze Armeekorps zuweisen. Das wird sich aber als ein Irrthum erweisen, ich weiß wenigstens nicht, wo diese Armeekorps herkommen sollten, da die, welche bisher disponibel waren, der Zweiten und Dritten Armee zugetheilt worden sind. Und was sollte ich mit noch mehr? In einem Gebirgsterrain wie das der Eifel und des Donnersberg, die ich theils schon durchzogen habe, theils noch durchziehe, sind große Truppenmassen schwer zu bewegen, wir müßten vorwärts gehen, da würde ich sie brauchen. — Da ich militärisch Erhebliches nicht zu thun habe, so erfreue ich mich einstweilen an dem, was ich sehe. In Trier bin ich durch das schöne, alte Bauwerk aus der Römerzeit, die Porta nigra, eingezogen, aber das ist auch Alles, was ich von Trier gesehen habe. Von Coblenz nach Trier fuhr ich mit

gefährdet waren; . . . doch Alles kann wieder anders werden. Vorläufig ist der alte Steinmetz sehr ärgerlich, daß man uns, die in erster Linie am Feinde waren, ohne triftigen Grund in zweite Linie gezogen hat. . . . Vor Mitte des Monats wird nun wohl kaum die große Schlacht sein, wahrscheinlich in Frankreich. . . .

Extrapost in meinem Reisewagen, den alle Welt als vorzüglich gebaut bewundert, und den man auch keineswegs schwer findet; ich bin trotz der ungeheuren Berge und sehr steil hinauf und hinunter geführten Chausseen stets nur mit zwei Postpferden davor gefahren, und doch saßen ich, mein Adjutant, Wilhelm (der Diener) und der Postillon, also vier Personen auf dem Wagen. Wenn meine vier Pferde vorgespannt sind, so sieht die Equipage sehr stattlich aus. Von Trier bin ich auf der Eisenbahn zuerst im schönen Thal der Mosel, dann im gleich schönen Saar-Thal gefahren. Auch der heutige Marsch war reich an schönen Landschaften, dagegen ist mein heutiges Hauptquartier Tholey ein jämmerliches Oertchen, daher auch die Beköstigung nur mittelmäßig gewesen. Von meinem Koch kann ich, so lange wir einquartiert werden, keinen Gebrauch machen, ich kann ja meine Hauswirthe nicht aus ihrem eigenen Hause werfen, muß vielmehr froh sein, wenn sie für mich kochen wollen. In den großen Städten ist für mich besser gesorgt, da werde ich stets in dem ersten Gasthof einquartiert, und da hat man Alles, was man bezahlt. Meine aus Posen mitgenommenen Küchenvorräthe sind auch jetzt noch fast unberührt, nur etwas Wein habe ich herausgenommen zu unterwegs, zu den Mahlzeiten bekommt man auch in den kleinen Städten recht trinkbaren Wein, und rücken wir in Frankreich ein, so wird es uns auch daran nicht fehlen, man muß sich nur vor zu jungem Wein in Acht nehmen. Mit meiner Gesundheit bin ich im Ganzen noch immer zufrieden, den gestrigen Marsch habe ich zu Pferde mitgemacht, es waren mehrere Wochen, daß ich kein Pferd bestiegen hatte, August hatte mir den Schimmel gesattelt, er ging sehr frisch und gut. Den heutigen Marsch von vier Meilen habe ich aber in meinem Wagen gemacht, weil ich die Truppen, die einzeln ankamen, in der Marschordnung beobachten wollte. Ich habe mancherlei abzustellen vorgefunden, man geht aber willig auf meine Forderungen ein, und so habe ich von Tag zu Tag mehr Grund, zufrieden zu sein. — Ich glaube, ich habe Dir noch gar nicht gesagt, daß ich in Coblenz Gelegenheit gehabt habe unseren lieben König zu sehen, der bei seiner Reise von Berlin zur Armee Coblenz in der Nacht um Mitternacht passirte; da ich nun am anderen Morgen um 5 Uhr nach Trier abging, so war das eine ziemlich durchwachte Nacht, aber auch für den König. Ich hätte ihm gern gesagt, er müsse bei so einer Nachtreise schlafen und sich nicht auf jeder Station dem Volke zeigen, denn er sah recht angegriffen und verwacht aus, aber es würde mein Zureden wohl nichts geholfen haben, der König ist einmal so aufopferungsfähig, daß er dem Wunsche des Publikums, ihn zu sehen, immer entgegenkommt, aber das kostet ihm Kräfte. Der gnädigste Herr war, wie immer, gütig; er unterhielt sich zuerst mit mir über die militärische Situation und dann mit den zahlreich anwesenden Herren und

Damen. Die Königin hatte nämlich ihrer Staatsdame Gräfin Hacke telegraphirt, daß der König durch Coblenz kommen würde, dadurch war es allgemein bekannt geworden, und nun wallfahrtete Alles nach dem Bahnhofe, um den König noch einmal zu sehen. Die Königin hatte in ihrem Telegramm auch gesagt, der Abschied vom Könige wäre „herzzerreißend" gewesen, was, wer die Dame kennt, doch etwas hyperbolisch finden muß. Der König freilich nimmt seine Situation sehr ernst und ist auch leicht bewegt; es ist aber auch in seinem Alter viel, was er unternommen und aufs Spiel gesetzt hat. Wir hoffen zwar Alle auf einen glücklichen Ausgang des Krieges, aber wenn Gott dies auch giebt, so giebt es doch auch selbst in jedem glücklichsten Kriege so viel Wechselfälle, die recht viele und schwere Sorgen machen können, daß der König wohl recht hat, dies nicht gering anzuschlagen. Möge unser gnädiger Gott den theueren König leicht über alles Schwierige in seinem ferneren Leben forthelfen. Aber auch uns Alle nehme er in seinen gnädigen Schutz! Ueber Personen meiner Umgebung ist nichts zu bemerken. Grüße Mama. Empfiehl mich den Freunden und Bekannten, besonders Frau v. Esch.

Völklingen, den 7. August 1870.

. . . Meine Armee hat gestern das erste bedeutende Gefecht mit dem französischen Korps Frossard gehabt und dieses geschlagen; es war letzteres drei Divisionen stark, unsererseits haben in der Hauptsache nur höchstens zwei Divisionen einschließlich derjenigen Truppen von der Zweiten Armee, welche aus eigenem Entschluß zum Kampfe herbeieilten, theilgenommen. Der Kampf begann mit einer kleinen Veranlassung. Durch die von mir ausgegebene Marschordnung Richtung auf Völklingen—Saarlouis kam die Erste Armee in Linie Lebach—Guichenbach—Fischbach, — das Armee-Hauptquartier nach Hellenhausen, das I. Armeekorps auf die Linie Lebach—Dirmingen. Da Saarbrücken bisher in Feindes Händen gewesen und muthmaßlich auch noch war, so hatte die nächst Saarbrück vorbeidirigirte 14. Division — Generallieutenant v. Kameke — zu ihrer Deckung eine Seitendeckung gegen Saarbrücken vorgeschoben. Dies war eine militärische Nothwendigkeit, die nicht unterbleiben durfte. Generallieutenant v. Kameke erhielt während des Marsches die Meldung, daß die Franzosen von Saarbrücken abgezogen seien und sich unter dem Schutze von nur zwei Bataillonen auf der Eisenbahn embarquirten. Der General machte mir davon beim Passiren meines Hauptquartiers eine gesprächsweise Mittheilung, worauf ich ebenso erwiderte, ich fände es von den Franzosen herausfordernd, daß sie angesichts der Ersten Armee zwei Bataillone zum Schutz ihres Embarquirens ausreichend hielten, man müsse sie eigentlich dafür bestrafen.

Ganz abgesehen von der möglichen Wirkung dieses Gesprächs auf General v. Kameke, gab es aber gewichtigere Gründe, so zu handeln, wie er gethan hat. Die Stellung bei Saarbrücken war eine schon von Natur sehr starke. Die Franzosen hatten sie aber noch durch Schützengräben und Batterie-Emplacements bedeutend verstärkt, so daß ich schon ausgesprochen hatte, daß ich es unzweckmäßig finden würde, diese starke Stellung in der Front, also von Norden, anzugreifen. Die Franzosen hatten sich auch bisher in dieser Stellung gegen unsere, ihnen gegenübergestandenen Truppen behauptet. Welche Gründe auf Seiten der Franzosen bestanden, jetzt diese Position ohne Schwertschlag zu räumen, war uns nicht bekannt, im Kriege ändern sich aber leicht die Verhältnisse, es konnten für die Franzosen in unserem Vorgehen oder in Anderem Gründe liegen, rasch wieder umzukehren, um die verlassene Position wieder einzunehmen, die dann von uns oder vielmehr von der Zweiten Armee am anderen Tage mit großen Opfern hätte erstritten werden müssen. Es war daher militärisch geboten, die Position schon heute unsererseits in Besitz zu nehmen, und General v. Kameke that dies unter großer Anstrengung seiner Truppen, welche nun einen starken Marsch zurücklegen und dann noch die Anstrengungen eines bis in die Nacht hinein sich ausdehnenden Kampfes, den sie freilich nicht vorhersehen konnten, auf sich nehmen mußten. Wären Truppen der Zweiten Armee bei der Hand gewesen, so wäre es allerdings richtiger gewesen, ihnen die anscheinend gefahrlose Inbesitznahme der Position Saarbrücken zu überlassen, da sie und nicht die Erste Armee auf die Straße Saarbrücken—Forbach gewiesen war. Aber die Zweite Armee war noch nicht so in der Nähe, so that denn die Erste das, was — wenn sie es unterlassen, die Franzosen aber die verlassene Position rasch wieder besetzt hätten — der Ersten Armee als eine Unterlassungssünde und als eine versäumte Unterstützung der Zweiten Armee hätte angerechnet werden können. General Frossard handelte als braver und umsichtiger General, indem er mit den noch nicht eingeschifften Truppen sich zu behaupten suchte, die aber schon eingeschifften wahrscheinlich wieder zurückrief, als er sah, daß das Gefecht größere Dimensionen annahm. Meine Truppen hatten es viel schwerer als die Franzosen, und doch ist der Sieg unser, Gott will sichtlich das Recht obsiegen lassen und die Franzosen für ihre Anmaßung und ihren Hochmuth strafen. Unsere Verluste sind bedeutend, sie lassen sich aber noch nicht in Zahlen angeben, hoffentlich werden sie nach endlicher Feststellung, wie dies stets der Fall ist, sich als geringer erweisen, als man jetzt noch glaubt, immer aber werden sie beträchtlich bleiben, weniger an Todten, deren ich nicht viele auf dem Kampfplatz habe liegen sehen, als an Verwundeten, von denen es heute in Saarbrücken wimmelte. Der Verlust der

Franzosen ist jedenfalls größer, sonst wären sie nicht zurückgegangen, wir haben ihnen aber außerdem, soweit bis jetzt ermittelt ist, 800 Gefangene, ihr ganzes Zeltlager, Vorräthe ꝛc. abgenommen, und viele Chassepotgewehre werden auf der Wahlstatt noch aufgesammelt; die Hauptsache ist aber, die französische Armee demoralisirt sich mehr und mehr, während das Selbstvertrauen und die Zuversicht sich bei uns steigern. So muß es aber auch sein, soll das Ende gut werden, denn es steht uns noch viel Kampf bevor. Wir haben bei dem gestrigen Gefecht den General v. François verloren und auch ein paar Stabsoffiziere werden zu den Opfern zählen, da sie schwer blessirt sind. Zu Anfang des Gefechts war ich zwei Meilen rückwärts im Quartier, und da die Meldungen, welche eingingen, wohl auf ein Gefecht, aber keineswegs auf ein bedeutendes schließen ließen, wie es ja auch schon gesagt ist, daß das Gefecht sich erst nach und nach zur Bedeutung erhob, so schien es mir gar nicht nothwendig, vorzureiten; als aber das Gefecht kein Ende nehmen wollte und die Meldungen auch ernster wurden, schien es mir noch nicht nothwendig, mich dorthin zu begeben, da die kommandirenden Generale ja so wie so persönlich eingreifen müssen, wenn dies nöthig wird; es konnte daher nicht an einer oberen Leitung fehlen, eine Annahme, die sich auch als ganz richtig bestätigt hat. Ich hatte mir aber für den folgenden Morgen vorgenommen, nach Saarbrücken zu reiten, um zu sehen, wie die Franzosen, um sich hier zu behaupten, geschanzt hatten, da dachte ich nun, was ich morgen thun wolle, das könne ich ja auch heute thun, und so ritt ich denn mit General v. Sperling, Hauptmann Wittke, Lieutenant v. Braunschweig in schnellem Trabe vor, vier andere Offiziere hatte ich schon früher nach zwei verschiedenen Richtungen vorgeschickt, um mir nach eigenem Augenschein Bericht über den Stand der Dinge zu machen. Es waren so also eine ziemliche Anzahl Offiziere meines Stabes auf dem Gefechtsfelde, dennoch blieben noch zahlreiche andere Offiziere des Stabes zurück, die ich sicherlich nicht zurückgelassen haben würde, wenn ich ein ernstliches Gefecht für wahrscheinlich gehalten hätte. Daß dies indeß stattfand, wurde mir immer klarer, je näher ich dem Kampfplatze kam, und als ich denselben betrat, stand das Gefecht in der höchsten Blüthe, die kommandirenden Generale des III., VII. und VIII. Armeekorps waren auch anwesend, und es war Alles so im Gange, daß ich keinen Grund fand, in den Gang des Gefechtes einzugreifen, und nur die Maßregeln für den folgenden Tag später anordnete.

Morgen mache ich nur eine Seitenbewegung, um von der Zweiten Armee auseinanderzukommen, mit der ich jetzt in mancherlei unzuträglichen Verwickelungen bin; (über)morgen, den 8. d. Mts., werde ich mit der Armee bis an die französische Grenze rücken, und am 9. kann es

möglicherweise wieder zum Kampf und zwar entweder bei Boulay oder bei St. Avold kommen, in den ich dann mit drei Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen*), etwa 90 000 Mann, eintreten werde.

Zu Deiner Beruhigung bemerke ich noch, daß ich in dem gestrigen Gefecht meinen Hector geritten habe, da das Gefecht aber so sehr spät endete und noch mit den kommandirenden Generalen Manches zu besprechen war, so bin ich nicht nach meinem Quartier zurückgeritten, sondern die Nacht in Saarbrücken geblieben, von wo ich heute früh den Marsch hierher gemacht habe. Von dem zweiten bedeutenderen Siege des Kronprinzen, als der erste war, nämlich bei Hagenau (Wörth), wirst Du schon Kenntniß haben, es hat mich des Kronprinzen wegen gefreut, auch daß er damit einen der berühmten französischen Marschälle, Mac Mahon, geschlagen hat; es kann dies nicht verfehlen, auf die französische Armee und ganz Frankreich einen tiefen Eindruck zu machen, und es ist gewiß anzunehmen, daß Louis Napoleon nun durch irgend eine Zusammenziehung größerer Kräfte noch einen guten Trumpf auszuspielen suchen wird. Können wir ihm auch den abstechen, dann möchte es in Frankreich wohl bald gähren. Schließe die ganze Armee in Dein Herz und Dein tägliches Gebet, Du betest für den Frieden. Ich schließe, um diesen Brief zur Post zu geben, damit Du ihn baldmöglichst bekommst. Eine Korrespondenzkarte würde nicht rascher gehen, ich habe auch noch keine auftreiben können. Heute bin ich vom Ritt etwas zerschlagen, doch sonst gesund. . . .

Varize bei Boulay, den 13. August 1870.

. . . Gestern habe ich den zweiten Deiner Briefe vom 30. Juli empfangen, und wie viele habe ich Dir schon geschrieben und Du leider noch nicht empfangen! Aber so geht es im Kriege! Laß uns darüber nicht klagen, wenn es nur überhaupt gut geht, und so ist es ja, was wir dankbar anerkennen wollen, dann trägt sich auch das Unvermeidliche, wenn es uns auch nicht gefällt, leichter.

Wir drehen uns noch immer um Metz herum; meine Armee muß durch mich gehoben werden, denn wenn das nicht geschieht, dann hat sie neben den beiden Armeen, die von Prinzen geführt werden, einen üblen Stand. Ich bin nun nicht sehr geneigt, mir viel gefallen zu lassen . . . und . . . spreche meine abweichenden Meinungen und mein Mißvergnügen unumwunden aus, auch schriftlich. Ueber alle diese Punkte war zwischen mir und dem großen Hauptquartier eine Spannung entstanden. Da mit einem Male erschien der Kriegsminister v. Roon im Einverständniß des Königs bei mir, um mir, umwickelt in schmeichelhaften Redensarten, Vor-

*) Der Ersten Armee waren inzwischen noch das I. Armeekorps und die 1. Kavallerie-Division zugetheilt worden.

stellungen zu machen und mich zum Kleinbeigeben zu bewegen . . .*). Natürlich habe ich mich über diese Sache geärgert, doch hat es bis jetzt meiner Gesundheit nicht geschadet, und das ist wohl eine Folge des täglich lange in der Luft Sein. Gestern hatte ich ein häßliches, weil schmutziges, Quartier bei einem Geistlichen; heute bin ich wieder bei einem Curé, aber das ist ein ganz anderer Mann, in dessen Hause es auch ordentlich aussieht. Mein Koch ist jetzt täglich in Wirksamkeit und macht seine Sache auch ganz gut. In dem Lande des Weins fehlt uns dieser Artikel jetzt so selten, daß ich bedauere, in Coblenz Wein gekauft zu haben, vielleicht kommt noch eine Zeit, wo wir ihn doch gebrauchen können. Nachdem ich dies geschrieben hatte, kam heute wieder ein eigenhändiges Schreiben des Königs an mich als Antwort meiner letzten Schreiben. . . . Die Fassung und der Inhalt waren versöhnend und anerkennend, also himmelweit von den früheren Schreiben des Königs verschieden. Nun kann ich wenigstens mit Ehren den Degen noch weiter ziehen, aber die Freudigkeit zu meinem Beruf ist hin und kann nie wiederkehren, ich weiß nun woran ich bin, daß ich nirgends als in mir einen Halt habe, und daß, solange ich erfolgreich wirke, man sich den Schein geben wird, mich hochzuhalten — daß aber doch eigentlich mit meiner Eigenart sich Niemand vertragen kann, und daß man mit Steinen auf mich werfen würde, wenn ich Unglück hätte. Gott wolle nun mich vor diesem bewahren und mich ein gutes Ende des Krieges erleben lassen, damit ich dann mit Ehren aus der Armee scheiden kann, was mir ganz unumgänglich nothwendig erscheint.

Einstweilen aber nimmt mich der Krieg noch ganz in Anspruch, ich vermisse Esch (Chef des Generalstabes V. Korps) sehr, Sperling ist mir durch seine umständliche, redselige und auch eigenwillige Art und Weise nicht sympathisch, und ich, der ich mir die Butter vom Brot nicht nehmen lasse, ihm wahrscheinlich auch nicht. Der Widerstand hat zur Folge gehabt, daß ich in meinem Stabe die Zügel nach allen Richtungen hin schärfer angezogen habe, seitdem ist die Maschine in besserem Gange; aber es ist nicht das freundliche, vertrauensvolle Verhältniß, welches

*) In der Unterhaltung mit dem Kriegsminister äußerte dieser, daß man infolge des Verhaltens der Ersten Armee vor und nach Spicheren, wo auch schon eine schärfere Reibung mit der Zweiten Armee zu gegenseitigen Klagen beim Könige geführt hatten, im großen Hauptquartier die Meinung gewonnen habe, daß der General die Befehle des Königs nicht erfüllen wolle, eine Ansicht, der der König sich selbst mehr und mehr zuzuneigen beginne. Entrüstet weist der General dies, soweit es die Befehle des Königs beträfe, zurück, die Meinung des großen Hauptquartiers über ihn sei ihm ganz gleichgültig, aber auch sie beruhe auf unwahren Unterstellungen, die von ihm Mißgünstigen ausgehen müßten.

Die Unterhaltung ist im Original noch zu erregt beschrieben, um hier völlig aufgenommen werden zu können.

zwischen mir und meinem Stabe im Kriege von 1866 und auch in Posen stattgefunden hat. — Die Franzosen scheinen nach allen heute eingegangenen Nachrichten hinter die Mosel sich zurückzuziehen, meine Armee wird nun wahrscheinlich zwischen Metz und Thionville diesen Fluß passiren und damit endlich von der Zweiten Armee loskommen, die mich nur genirt und mir Ungelegenheiten bereitet hat. Ist mir Fortuna günstig, so gelingt mir vielleicht ein Coup, den ich eingeleitet habe, und worüber Du nächstens, vielleicht noch in diesem Briefe, Nachricht haben sollst.

Den 15. August: Gestern, am 14. August, hat ein sehr heftiger Kampf des VII. und I. Armeekorps meiner Armee vor der Festung Metz*) eigentlich gegen meinen Willen stattgefunden. Die Kampflust verleitete einen General, die Franzosen, welche im Abziehen waren, am späten Nachmittag anzugreifen. Die Franzosen fanden bei den Ihrigen Unterstützung, und das hatte zur Folge, daß auch von unserer Seite Verstärkung herbeieilte, immer, ohne mich zu fragen. So kamen nach und nach zwei Armeekorps zum heftigen Kampf, dem ich nun auch entgegenritt und die Sache so bedenklich fand, daß ich einen Rückschlag fürchtete und mein letztes Armeekorps, das VIII., als Reserve heranzog. Dies kam aber nicht mehr zur Thätigkeit, es war ganz dunkel geworden, und damit verstummte das Gefecht sehr nahe vor Metz. Hätte der Feind noch frische Truppen gehabt, und wäre er mit diesen plötzlich vorgebrochen, so würde ihm der Sieg nicht allzuschwer geworden sein, denn das Nachtgefecht hatte bei uns sehr die Ordnung gelöst, die Truppen waren sehr durcheinander gekommen. Sie haben sich tapfer geschlagen und den Feind mit großem Verlust in die Festung zurückgeworfen, aber auch wir haben große Verluste und außer der Besiegung des Gegners eigentlich zwecklos gefochten, wir haben den Sieg zu theuer erkauft, weil wir ihn heute, den 15., nicht ausnutzen konnten. Außerdem ist aber Alles, was geschehen, ohne meine Erlaubniß geschehen, dies mußte ich tadeln, sowie auch das fast zwecklose und kostspielige Gefecht, während ich andererseits die Tapferkeit der Truppen beloben mußte. Der König hat aber heute über das siegreiche Gefecht seine Zufriedenheit ausgesprochen, mir zeigte er Wohlwollen, ich hielt mich aber zurück.

Den 19.: Fortuna ist mir nicht günstig gewesen, mein Coup ist mißglückt. Ich wollte nämlich die Festung Thionville an der Mosel überfallen, es scheint aber verrathen worden zu sein, und so konnte es nicht gelingen, denn die Besatzung war aufmerksam, soll auch noch durch 1000 Mann aus Metz verstärkt worden sein. Vom 15. bis einschließlich 16. bewegte sich die Armee des Prinzen Friedrich Carl bis an und über die Mosel, und meine, die Erste Armee bis an die Mosel bei Arry; ich

*) Bei Colombey-Nouilly.

nahm mein Hauptquartier auf dem Schlosse Coin sur Seille, ein sehr hübscher Herrensitz. Am Abend verbreitete sich das Gerücht, es stehe bei der Zweiten Armee nicht gut, das III. Armeekorps habe unter schweren Verlusten vor den Franzosen zurückweichen müssen. Noch denselben Abend spät kam aus dem großen Hauptquartier für meine Armee der Befehl, des anderen Tages früh 5 Uhr aufzubrechen und über die Mosel zu Hülfe zu kommen; da aber erst Brücken geschlagen werden mußten, so passirte die Armee die Mosel, doch erst um 10 Uhr. Die Lage der Zweiten Armee hatte sich aber schon gebessert, sie hatte im Kampf aber schon viel Mann verloren. Ich hatte mein Hauptquartier am 16. in Corny, dessen Bewohner, obgleich Franzosen, gegen uns doch sehr freundlich waren, den Soldaten sogar Erfrischungen reichten. Wir aßen an diesem Tage sehr gut und tranken manches Glas Champagner. Dasselbe war auch in Coin sur Seille der Fall, wo ich mit General v. Sperling in dem ersten Glase Champagner auf französischem Boden auf die Gesundheit unserer Frauen trank. Am 17. sollte den Franzosen eine zweite Schlacht vor Metz geliefert werden, ich hatte auch bereits mit dem VII. und VIII. Korps meine Stellung eingenommen und wartete der Dinge, die nun folgen sollten; allein, es folgte nichts, weil die Korps des Prinzen Friedrich Carl noch nicht weit genug um Metz waren, ich hatte das I. Armeekorps vor Metz zurücklassen müssen, was auch angemessen war. Da wir somit an diesem Tage zu schwach waren, um einen Angriff mit sicherem Erfolg zu machen, so wurde derselbe auf den folgenden Tag, den 18., aufgeschoben. Ich brachte diese Nacht in Corny zu, im ersten Gasthofe, wo ich mir aber erst ein leidliches Zimmer diktatorisch eroberte und die darin versammelte Ressourcengesellschaft ohne Komplimente hinauswies. Am folgenden Tage 5 Uhr früh sollte Alles mit Gewehr in der Hand in der Position vom gestrigen Tage bereit stehen; ich war bereits um 3 Uhr früh munter und um 5 Uhr zum Empfang bereit, mein VII. Armeekorps hatte den rechten Flügel und sollte für das Herumschwenken der Armee des Prinzen Friedrich Carl und für mein VIII. Armeekorps das Pivot machen. Natürlich dauerte die Schwenkung sehr lange, endlich schien es, als rückte die Zweite Armee so vor, daß auch das VIII. Armeekorps seine Vorbewegung machen könne. Als dasselbe in die Höhe des VII. Armeekorps kam, ließ ich den Kampf eröffnen mit einem Geschützfeuer von wenigstens 80 Kanonen. Daran schloß sich sehr bald der Infanteriekampf, und dieser doppelte Feuerkampf wurde so heftig und so mörderisch, wie ich es kaum je erlebt habe; ich kann die Verluste zwar noch nicht angeben, sie müssen aber sehr groß sein, namentlich an Offizieren. Ich bin mit meinem Stabe ebenfalls im Infanteriefeuer gewesen, wir sind aber alle gesund geblieben, dagegen hat Prinz Adalbert ein Pferd todt und eins blessirt. So währte

der Kampf mit gleicher Heftigkeit bis 7 Uhr, wir hatten sehr hübsche Fortschritte gemacht, selbst über ein in der Mitte liegendes Defilee hinaus; aber da die nächsten Korps des Prinzen Friedrich Carl, deren Eingreifen schon zu 4 Uhr nachmittags verheißen war, immer noch nicht eintrafen, da aber ihr Eintreffen durchaus nothwendig war, sollte die Fortführung der Schlacht nicht unverhältnißmäßig viel Opfer kosten, so wollte ich temporisiren; sollte aber die Schlacht heute noch ausgekämpft werden, wozu ich nicht rathen könnte, da der Feind seine Stellung fortifizirt hatte, also ein Kampf gewissermaßen gegen eine Festung bevorstehe, so müsse ich bitten, daß ich das hinter mir stehende II. Armeekorps (General v. Franseki) von der Zweiten Armee zur Unterstützung heranziehen dürfe. Dies wurde vom Könige, welcher der Schlacht als Augenzeuge gefolgt war, genehmigt, ich ließ dasselbe durch meine Korps vorgehen und unterstützte sein Vorgehen mit meiner gesammten Artillerie. Das gab den zweiten, fast noch heftiger entbrennenden Akt der heutigen Schlacht. Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, aber die Truppen mordeten sich gegenseitig mit immer gleichbleibender Beharrlichkeit; wir erkämpften allerdings noch etwas mehr Terrain, aber das weitere Vorgehen mußte unterbleiben, sowie wir in den Bereich der Festungswerke von Metz kamen, die in einzelnen Forts sehr weit vorgeschoben sind. In dieser Weise endete spät abends die Schlacht. Der König hat heute sein volles Einverständniß mit meiner Schlachtführung und deren Endresultat ausgesprochen. Nun in keinem Falle dürfen hintereinander viele solcher Tage kommen, die Anstrengung ist zu groß und die Ernährung sehr ungenügend. Mit einer Tasse Kaffee, dazu ein Stück trockenes und vertrocknetes Weißbrot bin ich am Morgen ausgerückt, habe den ganzen Tag nichts genossen und mich spät abends mit leerem Magen schlafen gelegt. Eben war ich im Einschlafen, da kam General Sperling mit einem gebratenen (d. h. halb, daher zähen) Huhn an mein Bett, gab mir etwas Brustfleisch und ein Bein, an dem ich nach Möglichkeit genagt habe, und dann trotz zu kurzem Deckbett (eigentlich nur ein Plümeau) prächtig einschlief, um heute morgen mit Anbruch des Tages zu erwachen, dann zu Pferde zu steigen und in meine drei Armeekorps wieder Ordnung hineinzubringen. Jetzt sitze ich in meinem Zimmer, das ich mit meinen Füßen von Stroh ausgefegt habe, ich hatte ja keinen Bedienten, da Pferde und Wagen hatten mit Wilhelm zurückbleiben müssen und August mit den Reitpferden zu thun hat und nicht gewohnt ist, an mich zu denken; allein er wird es schon lernen, er ist ja gut gesinnt gegen mich, hat mich z. B. am Schlachttage mit Kaffee versorgt, ohne ihn hätte ich nüchtern fortreiten müssen, denn alle Vorräthe steckten in dem Wagen, der zum Kampf nicht hatte folgen dürfen. Und da steckte auch die Eßchokolade, die Deine Vorsorge mir mit-

gegeben hat, es hat aber nichts geschadet, denn Hauptmann Wittke hatte solche Chokolade mit, er hatte mir davon etwas mitgetheilt. Damit ich meine Lage nicht zu schlecht mache, muß ich noch sagen, daß ich auf dem Schlachtfelde ein Glas Champagner bekommen habe. Wenn ich jetzt aus dem Fenster meines Zimmer sehe, so blicke ich gerade auf die Thür der Kirche des Dorfes Gravelotte, in welchem jetzt mein Hauptquartier ist. In dieser Kirche hat man die Schwerblessirten untergebracht, die in den Wagen, welche Du ja auch bei einer Uebung der Krankenträger-Kompagnie in Posen gesehen hast, vom Schlachtfelde herangefahren werden. Diese Kirche, aus der alle Kirchensitze entfernt worden sind, ist schon ganz voll, außerdem aber noch viele andere Häuser, auch dasjenige, in welchem ich wohne, wo ich heute der Amputation eines Fußes beigewohnt habe; alle Leichtblessirten hat man theils zu Wagen, theils zu Fuß zurückgeschickt. Du hast hiermit einen kleinen immer noch unvollständigen Einblick in das durch den Krieg hier herrschende Elend erhalten, Du mußt Dir nur noch die jammernden Landesbewohner hinzudenken, denen man Alles nimmt, denn der Soldat muß leben, aber es wäre gut, wenn es dabei stehen bliebe, es wird aber vielfach mehr genommen. Die Einwohner scheinen sich eingebildet zu haben, daß man alle Bedürfnisse bezahlen würde, aber das wäre doch zu naiv, wenn wir dem Feinde noch Geld brächten. Das geschieht in keinem Kriege. Mein diesmaliger Brief ist lang und inhaltreich geworden; da ich ihn nicht beenden konnte, so habe ich Dir diesmal am 18. d. M., meinem Schlachttage, telegraphirt und wünsche, daß Du dies Telegramm früher bekommst als meine bisherigen Briefe; diese Zeit war zu ernsthaft, um Dich lange in Ungewißheit lassen zu können. Ich bemerke noch zu dem Schlachttage vom 18., daß zwei Offiziere, die sich meinem Stabe angeschlossen hatten, der Eine getödtet, der Andere blessirt worden ist, Gottes Auge hat also gnädig über mir gewacht, und das wird auch ferner sein, wenn wir uns ihm ganz vertrauend hingeben. Von Hans (älterer Bruder der Frau v. Steinmetz, Adjutant des Dragoner-Regiments Nr. 4 im V. Armeekorps) weiß ich nichts, seine Armee (die Dritte unter dem Kronprinzen) ist von der meinigen zu weit auseinander, aber Gott wird auch ihn schützen. Die Kavallerie wird übrigens in diesem Kriege mehr als früher gebraucht, darum hat sie freilich auch mehr Verluste, die Feuerwaffen sind heute gefährlicher denn je, sie treffen viel besser und aus weiterer Entfernung als früher.

Ars sur Moselle, den 22. August 1870.*)

Nach sehr bewegten und gefahrvollen Tagen ist momentan eine gewisse Ruhe, ein Stillstand eingetreten, den die Festung Metz gebietet, die

*) Inzwischen war folgende Allerhöchste Kabinets-Ordre eingegangen:

Ich stelle die Erste Armee hierdurch bis auf Weiteres mit unter den Oberbefehl des Generals der Kavallerie Prinzen Friedrich Carl von Preußen, K. H., welchen Ich

so stark ist, daß man sie nicht überrennen kann, und auch eine überstarke Garnison hat, die hinter den Wällen das Doppelte wiegt. Wir werden uns auch auf nichts weiter einlassen, als die Festung einzuschließen und den Feind in dieselbe zurückzuschlagen, wenn er versuchen sollte, sich nach Paris durchzuschlagen. Damit ihm dies möglichst schwer wird, so befestigen wir unsere Stellung rings um Metz in der ähnlichen Weise, wie es die Franzosen gegen uns gethan haben und jetzt, auf einen engeren Rayon zurückgeschlagen, wieder thun. Sie sind uns in diesen Arbeiten und in dem Fleiß und der Unverdrossenheit, die sie dabei zeigen, nachahmungswerthe Muster, unser Soldat dagegen, ja selbst unsere Offiziere sind zu bequem und unbesonnen, um den Spaten zur Hand zu nehmen; wir leiden etwas an unverständiger Bravour, wir lassen uns durch die gehabten großen Verluste schwer belehren, anstatt uns Deckungsmittel zu bereiten und dahinter mit weniger Verlust zu kämpfen, stellen wir uns dem Feinde lieber bloß entgegen und suchen durch excessive Bravour, aber freilich nun unter großen Verlusten zu siegen, was uns ja auch Gott sei Dank bisher gelungen ist. Aber auch hier müßte ein Umschlag eintreten, wenn nicht von oben dahin gewirkt würde, daß wir den Franzosen im Befestigen der Stellungen nachahmen, und dann, wenn wir durch den großen Verlust an Offizieren auch ferner in gleichem Grade heimgesucht würden. Um dem vorzubeugen, hat der König eine Kabinets-Ordre seines hochseligen Vaters wieder zur Anwendung gebracht, wonach die Stabsoffiziere, wenn es zum Feuergefecht kommt, vom Pferde steigen, also ihre Truppe zu Fuß führen sollen, damit sie dem Feinde keine hohen und sicheren Zielpunkte darbieten. Die Armee hat leider viel höhere Offiziere, besonders Regimentskommandeure, verloren; ich nenne absichtlich keinen, weil ich leicht einen Irrthum begehen könnte, was ich nicht verschulden will. Ich habe aber bis jetzt auch noch von keinem gehört, der zu unserer Familie in näherer Beziehung gestanden hätte, Gott mag in Gnaden ferner schützen! Heute ist es meiner Armee geglückt, eine Wasserleitung aufzufinden, mittelst welcher der Festung Metz das beste Trinkwasser zugeführt wurde. Die Sache ist uns verrathen worden, indeß konnte nicht genau angegeben werden, wo man auf die Leitung stoßen würde, es ist daher immer ein Glück, daß sie gefunden worden ist, und ihre Zerstörung, welche morgen stattfinden wird, kann die Festung Metz möglicherweise in Verlegenheit setzen.

Den 23.: Gestern abend erhielt ich sehr unerwartet von einem Landeseinwohner die Mittheilung, die Franzosen würden in der Nacht

---

mit der Leitung der Cernirung von Metz beauftragt habe. Der Oberbefehlshaber der Ersten Armee, General der Infanterie v. Steinmetz, hat sich hiernach bei dem Prinzen Friedrich Carl zu melden und dessen weitere Befehle in Empfang zu nehmen. Hauptquartier Pont à Mousson, den 19. August 1870. — Wilhelm.

einen Ausfall machen, um sich durch mein Hauptquartier durchzuschlagen; auch bei einem entfernter von hier stehenden Armeekorps war dieselbe Nachricht eingegangen. Es wurde natürlich sofort Jedermann davon in Kenntniß gesetzt, es ist aber die Nacht ganz ungestört vorübergegangen, ich habe sehr gut geschlafen. Heute früh habe ich den Aufstellungsbereich des VII. Armeekorps beritten, man ist dort sehr fleißig gewesen und hat tüchtig geschanzt. Ich ritt dabei Deinen Schimmel, der wieder sehr frisch ging, ganz zuletzt aber mit einem Male lahmte auf dem linken Vorderfuß, ohne daß ich bis jetzt den Grund habe ermitteln können.

Vor einer kleinen Weile ist Herr v. Puttlitz bei mir gewesen, welcher mit eigenen Augen sehen wollte, wessen die Armee wohl an wärmenden und vor Erkrankungen schützenden Dingen bedürftig sein möchte. Ich glaube, diese Vorsorge ist an der Zeit, denn die Witterung ist schlecht, es können sich daher leicht Erkältungskrankheiten einstellen; ich selbst leide augenblicklich etwas daran und habe mir eines der mitgenommenen wollenen Hemden angezogen, damit es nicht schlimmer wird. Herr v. Puttlitz will ein paar Worte für Dich mitnehmen, aber ich bezweifle, daß Du sie früher bekommen wirst; denn er will über Nancy und Karlsruhe zurückreisen wo er einen Auftrag der Königin auszurichten hat. Indeß, was schadet's ich werde Dir jedenfalls durch ihn schreiben.

24.: Nachdem ich den gestrigen Tag theilweise im Bett zugebracht und mich durch Phosphor und Ipecacuanha wieder vollkommen hergestellt habe, kann ich auch diesen Brief fortsetzen. Die Ruhr ist leider bei den Truppen verschiedentlich ausgebrochen, es ist daher nach allen Seiten, auch an die Wohlthätigkeitsvereine, die Bitte um wollene Leibbinden für die Mannschaft ausgesprochen worden; es sind aber Tausende von Flanellbinden nöthig, und wenn sie gleich geschickt würden, so könnten sie uns auch sicher zukommen, denn wir werden wohl jedenfalls noch ein paar Wochen vor Metz stehen bleiben. Unterdeß dringt die Armee des Kronprinzen, also die Dritte Armee, schnell vor, sie wird den 29. nach Châlons kommen und erwartet, am 9. September vor Paris einzutreffen, weil ein wesentlicher Widerstand seitens der Franzosen nicht mehr zu erwarten sei. Die Entwickelung der großen Politik schreitet daher rasch vor, und die Diplomaten jagen schon hin und her, gebe Gott, daß sie nicht verderben, was das Schwert gut gemacht hat. Die Garnison von Metz ist, wie immer klarer wird, in keiner guten Lage, abgesehen von ihrer engsten Einschließung. Wir stehen zu einander auf einem artigen Fuß, haben ihnen ihre Schwerblessirten, die uns doch nur eine Last gewesen sein würden und ihnen nichts nutzen können, ausgeliefert und dagegen von ihnen 7 Offiziere und 750 Mann gefangene Preußen, ich weiß nicht welchem Armeekorps dieselben angehören, zurückempfangen, wodurch manche Lücke

bei uns ausgefüllt wird. Bei der Ueberlieferung haben die Franzosen offen bekannt, daß ihnen damit auch ein Gefallen geschähe, daß sie diese Preußen aus der Festung los würden, da diese nicht viel Lebensmittel habe. Dies vermehrt unsere Hoffnung, daß Metz sich nicht lange wird halten können, es wird auch noch in anderer Weise dahin gewirkt werden, ihnen dies zu verleiden. So leben wir denn der besten Hoffnung, und Alles wäre gut, wenn ich nicht auch viel Aerger hätte. Vor ein paar Tagen kränkte mich der Prinz Friedrich Carl durch eine Aeußerung, die mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf und von mir in keiner Weise provozirt worden war. Den Vorgang zu erzählen, würde mich hier zu weit führen, es genügt Dir, zu sagen, daß ich den Prinzen beim Könige verklagt habe, und daß dieser, auf den Ernst der Zeit hinweisend, zwischen uns vermittelt hat. Danach werde ich nach wie vor das Kriegsinteresse aufs Beste und gemeinsam mit dem Prinzen zu fördern suchen, aber einen persönlichen Verkehr werde ich mit ihm so lange nicht eingehen, bis er durch einen entgegenkommenden Schritt sein Handeln gut zu machen gesucht haben wird.*) . . .

Ich kann leider mit nichts Besserem diesen Brief beenden, es ist doch aber auch so viel Sonnenschein darin, daß es Unrecht wäre, um einer

*) Nach einer anderen Niederschrift des Generals ist dies der Vorgang gewesen: Seine Königliche Hoheit der Prinz hatte den General v. Steinmetz und eine Anzahl anderer Generale am 20. August zur Empfangnahme seiner Befehle hinsichtlich der Einschließung der Festung Metz nach dem Osteingange von Verneville befohlen. Nachdem die offizielle Besprechung erledigt war, nahm der Prinz den General, wie es diesem schien vertraulich, bei Seite, um eine Art persönlicher Auseinandersetzung herbeizuführen. Dabei fielen seitens des Prinzen die mit erhobener Hand drohend ausgesprochenen Worte, daß General v. Steinmetz den Befehlen Seiner Majestät des Königs nicht habe folgen wollen, daß er aber nun unter ihm, dem Prinzen, stände und ihm Gehorsam schuldig sei, den er sich zu erwingen wissen werde. Der Vorwurf der Unfolgsamkeit gegen die Befehle des Königs erschien dem alten General von Seiten des Prinzen unberechtigt, und in diesem Moment, wo gar keine Veranlassung vorlag, so besonders kränkend, daß er sich zu einer Klage an Allerhöchster Stelle veranlaßt sah. Seine Majestät legte den Zwist bei unter dem Hinweis, daß beide betheiligten Herren Alles aufbieten würden, um, dem Ernst der Zeit entsprechend, ein förderſames Zusammenwirken zu ermöglichen. Dem Prinzen sei die Ueberzeugung ausgesprochen worden, daß er Alles vermeiden werde, was dem General v. Steinmetz zu einer begründeten Beschwerde in dieser Beziehung Veranlassung geben könnte.

Offiziell war damit das bedauerliche Zerwürfniß erledigt, aus der Welt war es damit aber doch nicht geschafft, und in den Gemüthern der beiden Betheiligten wirkte es nach. Durch das Vorhaben des Generals, einen persönlichen Verkehr mit dem Prinzen so lange nicht einzugehen, bis seinerseits ein versöhnender Schritt gethan sein würde, war, da der Prinz sich zu solchem Schritte nicht entschloß, eine Lage geschaffen, deren innere Unzulänglichkeit jeden Augenblick einen unlösbaren Konflikt heraufbeschwören konnte.

dunkeln Wolke willen mit seinem Geschick unzufrieden zu sein. Das bin ich auch in der That nicht, vielmehr danke ich Gott von Herzen für Seine Gnade, die Er über mich ausgießt.

Ars sur Moselle, den 23. August 1870.

Herr v. Puttlitz hat mich eben verlassen, er ist zur Armee in Wohlthätigkeitszwecken gekommen, reist aber morgen früh nach Berlin zurück, freilich mit einem Umweg über Nancy und Karlsruhe, so daß sein Anerbieten, einen Brief an Dich mitnehmen zu wollen, kaum großen Nutzen haben wird. Dennoch benutze ich seine Freundlichkeit, um Dir wenigstens einige Worte zu schreiben, ich will mich auf die Mittheilung beschränken, daß ich den Umständen entsprechend gesund bin und nach anstrengenden Tagen der Ruhe genieße, die meinem Körper auch gut thut. Ich bin noch immer vielen Schlafes bedürftig, schlafe aber auch gut und fühle mich beim Erwachen gekräftigt. Mit meinem Uebel, der Ischias, geht es erträglich, ich bin doch im Stande gewesen, ganze Tage lang von des Morgens bis zum Abend zu Pferde zu sein und starke Ritte zu machen. Zu Anfang des Feldzuges hatte ich aber beim längeren Reiten doch viel Schmerzen, besonders im linken Bein, und das Auf- und Absteigen, besonder Letzteres, hatte seine großen Schwierigkeiten; Beides ist jetzt erleichtert infolge einer Einreibung, die mir mein Generalarzt verschrieben hat, der übrigens auch sehr für den Gebrauch des Induktionsapparates ist, der sich nur leider bei dem steten Umherziehen nicht anwenden läßt. Ich danke Gott, daß es geht, wie es geht, ich bin doch im Stande, diesen großen Krieg mitzumachen und damit meine militärische Karriere zu schließen. Es wäre mir erschrecklich gewesen, wenn ich mich hätte invalide melden und zurückkehren müssen, jetzt hoffe ich mit Zuversicht, daß ich das Ende des Krieges sehen und dann Gott mit um so größerer Innigkeit und Freudigkeit werde danken können. Wie lange die Ruhe vor dem Widerausbruch des Gewitters dauern wird, hängt davon ab, ob die Franzosen in Metz leben, ob ferner sie ausreichend Munition haben, und ob Krankheiten dort ausbrechen werden oder nicht; man glaubt, daß sie einer Epidemie nicht werden entgehen können. Zum Resultat mitwirken müssen natürlich auch unsere militärischen Maßnahmen, über die ich Dir für jetzt nur das schreiben kann, daß wir uns bis an die Zähne verschanzen und darin schon weit vorgeschritten sind; wo die Franzosen also auch einen Durchbruch versuchen sollten, so werden sie einen zähen und mörderischen Widerstand finden. Ich habe heute wieder meine Position, d. h. den Theil, welchen ich noch nicht gesehen hatte, beritten und konnte mit allen Anordnungen zufrieden sein. Die vielen Verluste tüchtiger Offiziere aus unserem und noch mehr aus meinem Bekanntenkreise gehen mir sehr nahe; auch

mein V. Korps hat bei aller Ehre, die es wieder geerntet, recht empfindliche Verluste durch alle Chargen erlitten, die Todesanzeigen in der Kreuzzeitung, die ich auch hier zu lesen Gelegenheit habe, machen mich nach und nach damit bekannt, es leuchtet viel Heroismus aus denselben heraus, ich habe keine Klage gelesen, die Anzeigen kommen mir vor, als wären sie in patriotischem Stolze abgefaßt; allein wie viel Thränen werden im Verborgenen in den Familien fließen! Wir müssen hoffen, daß das vergossene Blut der kommenden Generation zu gute kommen werde, aber damit dieses sei, wird auch noch mehr Blut vergossen werden müssen, denn die Franzosen sind noch nicht demüthig geworden, sie leben noch immer in dem Dünkel der grande nation, welche der Welt Gesetze geben darf. Soll dies, wie es zum Wohl der Völker nothwendig ist, anders werden, so muß noch viel Unglück über die Franzosen kommen; den Hochmüthigen macht nur das Unglück demüthig. Grüße unsere Bekannten und Freunde, insbesondere Frau v. der Esch, die hoffentlich zufriedenstellende Nachrichten von ihrem nach Paris eilenden Manne hat. Ich denke, die Truppen, welche sich dem Kronprinzen auf diesem Wege entgegenstellen, werden nicht so gut sein als die, welche bisher zu bekämpfen waren, es sind meist neue, minder gut ausgebildete Formationen.

Jouy aux Arches, den 29. August 1870.

Nachdem ich mehrere Tage wie angefesselt auf meinem Stuhl gesessen habe, um die zahllosen Ordensvorschläge zu begutachten und weiter zu befördern, bin ich endlich heute damit zu Ende gekommen, und nun sollst Du auch nicht länger mehr auf Nachricht warten. Ich habe Dir ja wohl schon geschrieben, daß ich mein Hauptquartier aus Gesundheitsrücksichten hierher, nur eine halbe Stunde von dem früheren Ars sur Moselle, verlegt habe. Die dortige Wohnung war in hohem Grade ungemüthlich, und ich hatte mich offenbar in meiner Stube, welche sehr kalt und zugig war, erkältet. Du weißt schon, daß ich davon wieder ganz hergestellt bin, dagegen noch nicht, daß es mir jetzt recht gut geht, denn ich wohne gut und nähre mich gut. Ich habe jetzt drei recht anständig möblirte Stuben und ein gutes Bett. Mein ganzer Stab ist im Hause, die Geschäfte gehen darum leicht. Mein Wirth ist ein sehr reicher Fabrikant, der sich aber in den Kriegszustand noch immer nicht recht finden kann, aber es geht doch recht gut, denn es fehlt nichts Wesentliches. Ich will Dir das Leben eines Tages, dem die anderen ziemlich gleichen, schildern. Früh 6½ Uhr stehe ich auf, dann wird rasch Toilette gemacht und gefrühstückt. Darauf gehts an die Arbeit, es werden Meldungen über den Verlauf der Nacht aus allen Richtungen empfangen, demgemäß Befehle expedirt, dann wohl nie Theil der Aufstellung inspizirt, zu Pferde, wobei ich bemerke, daß

Dein Schimmel im Besserwerden ist, er lahmt im Schritt nicht mehr, ich habe ihn aber noch nicht wieder geritten. Bleibe ich zu Hause, so wird um 11 Uhr etwa das zweite déjeuner eingenommen. . . . Du siehst, es läßt sich dabei leben, wenn nur mein Kreuz und Hüfte schmerzfreier und gelenker wären. Ich hoffe immer auf das Ankommen eines Induktionsapparates, der verschrieben worden ist, dann will ich mich damit bearbeiten lassen und hoffe davon mit meinem Generalarzt Dr. Stiehle, der ein sehr verständiger Mann ist, den besten Erfolg. Um 2 Uhr wird dinirt, mit gutem Obst und einer Tasse Kaffee als Schluß. Das Mittag ist gut und dazu stets eine Gesellschaft von einigen 20 Personen versammelt; gestern hatte ich den Prinzen Adalbert dazu geladen, dem der Champagner recht gemundet hat, er läßt sich gern einladen, ich werde es jetzt auch öfter thun, der arme Herr muß sich wohl sehr langweilen. Der König hatte ihn erst dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl attachiren wollen, er hat es aber vorgezogen, zu mir zu kommen. Jetzt bekomme ich noch eine höhere Fürstlichkeit, den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der mit seinem Armeekorps meiner Armee attachirt worden ist, wahrscheinlich hat er mich auch dem Prinzen Friedrich Carl vorgezogen. Ich habe nun vier Armeekorps, ferner noch eine starke Infanterie-Division und zwei Kavallerie-Divisionen unter meinem Befehl, eine Truppenmacht von wenigstens 120 000 bis 130 000 Mann, und das spricht deutlicher dafür, was man mir zutraut, als was man offiziell sagt, ich kann daher auch alle hinterlistigen Angriffe und Verleumdungen verachten, thue es auch recht gründlich. Ich bin aber von meiner Tagesbeschreibung abgekommen, die ich doch noch zu Ende bringen will. Der Nachmittag geht entweder wie heute mit Schreiben vorüber, oder man promenirt im Garten, deren es zwei, vor und hinter dem Hause, giebt. Dann rückt wieder der Abend heran, und es wird ein einfaches Souper eingenommen. Um 10 Uhr liege ich in der Regel im Bett und schlafe schnell ein. Wenn es keine schlechteren Tage im Kriege gäbe, dann wäre das Kriegführen so übel nicht; freilich muß man, um dies sagen zu können, meine Stellung innehaben, aber das gelingt ja nur Wenigen. Kommen auch mitunter ganz andere Tage, wie z. B. der vor Gravelotte, im Allgemeinen verkomme ich nicht, es giebt doch Manchen, der für mich sorgt. Mein Dienstleben ist einen Tag wie den anderen. Unsere Stellung wird immer widerstandsfähiger. Wir haben neuerdings wieder eine Mine entdeckt, welche die Franzosen in dem Pfeiler einer Brücke angelegt, über welche ich mehrfach ganz unbesorgt geritten bin. Den Franzosen in Metz scheint es nicht schlechter als bisher zu gehen, wir warten immer darauf, daß dort böse Krankheiten ausbrechen sollen, oder daß es ihnen an Lebensmitteln fehlen soll; es scheint indeß, daß wir auf die Erfüllung noch eine Weile werden

warten müssen. Das ist insofern nicht gut, als das Wetter bisher sehr regnerisch war und die Leute im Biwak eigentlich im Wasser liegen, ein Uebelstand, der den Krankheitszustand immer mehr verschlimmert, namentlich Ruhrkrankheiten hervorruft. Heute gewinnt es den Anschein, als ob wir besseres Wetter bekommen würden. Der König hat in diesen Tagen seinem Herzen wieder einmal ein Genüge gethan, indem er meiner Armee 100 Eiserne Kreuze 2. Klasse zur Vertheilung an diejenigen gegeben hat, welche die hervorstechendsten Thaten vollbracht haben; dasselbe wird auch bei der Zweiten und Dritten Armee geschehen sein; daneben sollen aber die Ordensvorschläge ganz ebenso eingereicht werden, als wären jene Kreuze nicht gegeben, es wird also wohl ein großer Ordensregen auf die Truppen herabströmen. Die unter meinem Befehl stehenden kommandirenden Generale v. Manteuffel, v. Zastrow, v. Göben und der Chef meines Stabes, General v. Sperling, haben sämmtlich das Kreuz 2. Klasse, und ich, der ich diesen Orden schon hatte, habe die 1. Klasse jetzt erhalten, die als ein Kriegsorden mir doch Freude gemacht hat. Beiläufig gesagt, werde ich wohl der Erste sein, der in diesem Kriege das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten hat, da außer mir Niemand das Eiserne Kreuz 2. Klasse schon hatte. Meine Dekoration wird auf der Brust getragen, ich werde sie neben dem Hohenzollern-Orden tragen. Es ist für mich eine große Ehre, neben zwei Prinzen des Königlichen Hauses der Einzige zu sein der eine Armee kommandirt, aber diese Konkurrenz mit den Prinzen hat doch auch seine Schattenseite. . . .

Damit Du siehst, wie ich besungen werde, schicke ich Dir zwei Proben, die Stelle in den „Wespen" ist roth angestrichen, dieselbe Strophe wurde mir auch noch anonym aus Berlin zugeschickt. Ebenso schicke ich Dir eine Stärke- und eine Verlustnachweisung meiner Armee, die Dich Beide auch interessiren werden; endlich schicke ich Dir noch einen freundlichen Brief von Anna Koschkull, das Räthsel am Ende habe ich meinem Namen zu danken. Die Prinzeß Salm habe ich nach dem Tode ihres Mannes wiedergesehen, sie ist ganz außer sich, will nun auch sterben, aber im Kampf mit den Franzosen, ich sollte sie bei einem Truppentheil anstellen, was ich nicht konnte, dann wollte sie als Kavallerie-Ordonnanz bei mir bleiben, sich als Mann verkleiden, kein Mensch würde sie erkennen, es solle auch kein Mensch als ich von dieser Verkleidung wissen. Ich habe ihr nichts versprechen können, sie will aber doch wieder zu mir kommen, ich werde Mühe haben, sie zufrieden zu stellen. — Wie ich auch hier gehört habe, so scheint es Prinzip zu sein, die Briefe von der Armee nicht gleich zu befördern, es sollen unsere Briefe vom 19. nach höherer Weisung vier Tage in Saarbrücken zurückgehalten worden sein. Darüber ärgere Dich nicht, es wird wohl so nöthig sein, wie es geschieht.

Jouy aux Arches, den 3. September 1870.

Es ist heute ein gründlicher Regentag, lauter Gewitter, gut, daß es nicht vorgestern und gestern ebenso war, wo die Franzosen mich durch einen Ausfall gegen mein I. Armeekorps zu Pferde gebracht hatten*). Sie machten einen ernsten Versuch, sich durchzuschlagen, sind aber selbst unter großem Verlust in die Festung zurückgeschlagen worden. Ich habe dabei kein Verdienst, die Hauptsache hat General v. Manteuffel gemacht, und mir blieb nur übrig, die etwas durcheinander gekommenen Truppen wieder zu entwirren. Die mecklenburgischen Truppen sind größtentheils angekommen, der Großherzog hat sich schriftlich bei mir gemeldet und wollte es auch noch persönlich thun, ich habe es aber abgelehnt. Jetzt leben wir in der Erwartung, welchen nächsten Versuch der Feind machen wird, sich durchzuschlagen. Ich bin der Meinung, er wird die Kavallerie, die er in der Festung nicht brauchen kann, zum Durchschlagen in meiner Gegend herausschicken, ich habe deshalb heute die nöthigen Befehle zu ihrem Empfang gegeben und daran nichts geändert, wenngleich nach einem heute eingegangenen Telegramm die politische Situation eine wunderbar andere geworden ist; man kann ja gar nicht wissen, wie der Marschall Bazaine der in Metz kommandirt, die Lage Frankreichs auffaßt, vielleicht ganz anders als sein bisheriger Kaiser. Die telegraphische Depesche ist an General v. Tiedemann, Etappeninspekteur in Remilly, gerichtet und lautet, wie folgt:

Sedan, den 2. September 1870. Die Kapitulationen, wodurch die ganze Armee in Sedan zu Kriegsgefangenen gemacht ist, mit General v. Wimpffen, der in Stelle des verwundeten Mac Mahon führt, abgeschlossen. Der Kaiser hat sich Mir selbst ergeben, da er das Kommando nicht führt und Alles der Regierung in Paris überlassen hat; seinen Aufenthalt werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendez-vous, was sofort stattfindet. Welche Wendung durch Gottes Fügung! — gez. Wilhelm.

Wie gesagt, es fragt sich, was wird Bazaine in Metz thun? Ich glaube nicht, daß er sich ergeben wird, ich glaube aber auch ebenso wenig, daß wir ihm einen Waffenstillstand bewilligen werden, der Krieg wird daher hier fortgehen, und ich rechne um so mehr darauf, daß die feindliche Kavallerie einen Durchbruch versuchen wird. Vorgestern war ich wegen des Kampfes des I. Armeekorps nach Courcelles geritten, um der Sache näher zu sein und die zur Unterstützung heranrückenden Truppen zu dirigiren, auch gestern blieb ich noch bis Mittag dort, um abzuwarten, ob der Feind den Kampf erneuern würde, was aber nicht geschah; ich bin

*) Rozerieulles.

daher wieder hierher zurückgekehrt, wo wohl die nächste Entscheidung liegt. In Courcelles, wo Johanniter, Maltheser und alle Wohlthätigkeitsanstalten ihr Lager aufgeschlagen haben, die mit allen möglichen Lebensbedürfnissen versehen sind, konnte es uns nicht schlecht gehen. Ich ließ für uns in Courcelles Quartier machen und kam in ein Haus, worin Benediktiner Nonnen walteten, die uns Alle ganz gut verpflegten. Zum Ueberfluß bekam ich auch eine gute Stube mit gutem, reinlichem Bett, so daß ich meine Wohnung in Jouy kaum vermißt habe, heute bin ich aber doch recht froh, wieder hier zu sein. Bei dem gestrigen Zuhauseritt nahm ich den Weg längs der Vorposten, der Feind war aber besonders zurückhaltend, obgleich ich immer im wirksamsten Schußbereich war, so bekam ich doch nur an einer Stelle Feuer, da schlugen aber auch die Chassepotkugeln immer dicht neben und hinter mir ein, es traf glücklicherweise aber keine. Zu meiner Freude hat mich der Ritt an den beiden Tagen nicht sehr angegriffen, obgleich die Picarde mich tüchtig zusammengerüttelt hat, ich bin heute gar nicht angegriffen und auch nicht so zerschlagen wie sonst wohl nach anstrengenden Ritten. Den Schimmel habe ich noch nicht wieder geritten, obgleich er, wie August sagt, nicht mehr lahmt, ich hätte ihn aber unter keinen Umständen geritten, da ich ein Gefecht erwarten konnte und meines Dir gegebenen Versprechens eingedenk bleibe. — Eben, es ist beinahe Abend, fallen Kanonenschüsse vom Fort St. Quentin, und in meinem Hofe bläst die Musik des hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 74 heitere Piecen, welch ein Gegensatz! . . . Ich wünsche, daß wir dann Frieden haben, ich denke, es ist genug des grausen Mordens. Und doch sind die Verluste noch nicht so groß wie in den Jahren 1813 bis 1815. Du hast vielleicht den betreffenden Artikel, den die Kreuzzeitung vor einiger Zeit darüber gebracht hat, gelesen. Was ist es nun, was dennoch heute so erschüttert? Ich kann es nur in der Masse des Feuers und in dessen zeitweise vernichtender Wirkung finden; daß diese nicht noch größer ist, findet seine Erklärung darin, daß man sich die längste Zeit aus größerer Entfernung als früher beschießt, sowie man aber näher zusammenkommt, ist die Wirkung vernichtend. Früher, wo die Waffen nicht so gut waren, als sie heute sind, traf man trotz größerer Nähe doch nicht so gut wie heute und schoß viel langsamer, die Wirkung war daher keine so plötzlich erschütternde wie heute, wenn auch immer eine langsam aufreibende. Ich habe nun die Erfahrung beider Zeiten und kann Dir nicht sagen, wie interessant mir dies ist. — Personalien habe ich Dir diesmal eigentlich nicht mitzutheilen, wenigstens keine besondere Veranlassung dazu. Mit meinem Stabe richte ich mich immer mehr ein, die Herren haben erkennen gelernt, daß ich Selbstherrscher bin, und fügen sich, je mehr auch ihre Achtung vor mir durch die persönliche Anschauung und Erfahrung wächst.

Man scheint nicht geglaubt zu haben, daß ich mit meiner Suite so ins Feuer reiten würde, wie es geschehen ist, ich habe darum auch schon das Urtheil über mich gehört, daß ich mich zu sehr exponire, damit bin ich aber gerade zufrieden. Mein Stabschef ist auch traitabler geworden, und ich erkenne ja auch, daß er es gut meint, aber es wird mir schwer sein, mitunter vieles Sprechen zu ertragen, ich schneide dann das Wort kurz ab. Hauptmann Wittke bewährt sich als gut und brauchbar. Solche kleinen Windbeutel aber, wie ich 1866 hatte, habe ich diesmal vielleicht nur mit einer Ausnahme, nicht, sie sind alle schon älter und gesetzter. Es scheint sich aber doch mehr und mehr zwischen meinen Herren und mir ein engerer Verband zu bilden, durch Zuneigung geknüpft, alle sorgen für mich und lassen es an Aufmerksamkeit nicht fehlen.

Jouy aux Arches, Sonntag, den 4. September 1870.

Eben komme ich vom Kirchhof zurück, wir haben einen jungen Offizier von unserem Regiment Königin Augusta, den Lieutenant v. Nostitz, dessen Mutter eine geborene v. Krosigk, Schwester der Frau v. Herwarth, begraben — er hatte einen Schuß in die Brust bekommen und war daran gestorben. Seine armen Eltern sollen mit ihm schon den dritten Sohn durch den Tod verloren haben. Ich habe den jungen Mann meines Wissens nicht persönlich gekannt wie Deinen Vetter Curt (von Krosigk) vom 1. Garde-Regiment, dessen Tod mir ordentlich nahe gegangen ist, aber ich beklage doch jedes junge Leben, welches dieser Krieg kostet. Die Beerdigung des jungen Nostitz war so feierlich als möglich, die Leichenparade war von seinem Regiment gegeben, die Musik von einem meiner Linien-Regimenter, Prinz Adalbert und ich mit meinem ganzen Stabe folgten der Leiche. Die Leichenrede war wohl gut gesprochen, doch mehr erweichend als wieder erhebend, im Kriege ist Letzteres aber doch sehr nöthig, damit der Soldat nicht verzagt wird. Sein Onkel (Krosigk), der Besitzer von Poplitz, ist auch bei mir gewesen, um die Beerdigung einzuleiten, er hat derselben wunderbarerweise nicht beigewohnt, er wird wohl anderweitige Geschäfte als Johanniterritter gehabt haben. — Die Tableaux wechseln im Kriege schnell. Ich komme eben vom heutigen Diner zurück, ich hatte Prinz Adalbert dazu eingeladen, ich weiß er kommt gern. Ich brachte seine Gesundheit aus, der Prinz darauf die meinige, und ich noch einen Toast auf die glorreiche Armee. Mittlerweile kamen neue Bestätigungen ein von der Uebergabe von Sedan, 80 000 Gefangene und der Ergebung Louis Napoleons. Die Stimmung bei Tisch war natürlich eine gehobene. Die Musik des 39. Infanterie-Regiments spielte während der Tafel und zwar mehr, als das beigefügte Programm besagt, welches ich Dir aber doch als Erinnerung an den heutigen Tag beilege, sowie auch

die Bekanntmachungen von Etain. Man ist wie benommen von den günstigen Nachrichten, statt Vorbereitungen zum Schlagen sind nun solche zum Transport von Gefangenen nöthig. Man ist begierig, welchen Entschluß Bazaine fassen wird.

Den 5. September: Die letzte Nacht habe ich gut geschlafen, das Frühstück hat geschmeckt, aber im Kriege kommt gar leicht etwas, was den friedlichen Genuß stört. So kam auch heute beim zweiten Frühstück vom Prinzen Friedrich Carl eine telegraphische Depesche, der Feind sei in Bewegung nach Süden, also nach mir zu, er werde wohl einen Durchbruch versuchen. Sofort sind nach allen Seiten Avis geschickt, obgleich ich hier vom Feinde noch nichts merkte. Aber aufpassen muß man, man bleibt dadurch stets in einer gewissen wohlthätigen Spannung. Die Nachrichten widersprechen sich manchmal geradezu, und darin liegt die Schwierigkeit, den richtigen Entschluß und auch keinen übereilten zu fassen. So lautete die Depesche des Prinzen Friedrich Carl auf Bewegungen, eine von meinem VIII. Korps eben erhaltene auf völlige Ruhe beim Feinde. Nun, die erste hat mich nicht erschreckt, und die zweite soll mich nicht sicher machen, ich bleibe auf dem qui vive. Mich amüsirt, daß die französischen Zeitungen sich zuweilen, ja ich möchte fast sagen mehr als die deutschen, mit mir beschäftigen. So steht in der „Patrie" vom 30. August folgender kleiner Artikel: „Il est dit ici que le combat du 16 août a eu pour conséquence d'empêcher la jonction du corps de l'archiduc Frédéric-Charles avec celui du général prussien Steinmetz ancien élève de Blucher, âgé aujourd'hui de 83 ans et qui a fait les campagnes de 1806 jusqu'en 1815, à partir de la bataille de Jena". Nun, ich bedanke mich schön, daß man mir diese Lebenskraft zutraut, man verwechselt mich offenbar mit meinem verstorbenen Schwiegervater. — Ich komme diesmal gar nicht dazu, hintereinander weg zu schreiben, es kommen immer dienstliche Ableitungen. Heute bin ich endlich dazu gekommen, die hundert Eisernen Kreuze an die Armeekorps zu verschicken, welche der König vorweg an die durch Thaten Verdienstetен ausgegeben wissen wollte; aber wer sind diese? Die Ansichten sind darüber sehr verschieden. Für meinen Stab habe ich zwei Kreuze behalten und an den Generallieutenant Schwarz, meinen ersten Artillerieoffizier, und an den Oberst Graf Wartensleben, meinen Oberquartiermeister, gegeben, die ich damit sehr beglückt habe. Die Armeekorps habe ich nach den bis dahin gehabten Verlusten berücksichtigt, und danach haben das VII. und VIII. Korps je 40, das I. Korps nur 18 Kreuze bekommen; ich habe aber für dieses nachträglich um noch mehr Kreuze bitten können, da es am 31. August und am 1. d. M. selbständig vor Metz zwei rühmliche Gefechte bestanden hat und nun den übrigen Korps in Verlusten ziemlich gleich steht. Da das

I. Armeekorps nun einige Meilen von meinem Hauptquartier entfernt ist, so habe ich seinen Gefechten nicht beiwohnen können, denn am 31. wäre ich erst mit Einbruch der Nacht angekommen, und am 1. d. M. traf ich ein, wie die Sache zu Ende war. Du hast in Deinem letzten Brief sehr richtig vorausgesetzt, daß ich nicht betheiligt gewesen sein würde, weil ich Dir sonst telegraphirt haben würde; Du kannst ganz ruhig sein, ich gebe Dir ganz bestimmt sofort Nachricht, wenn ich einem Gefecht beigewohnt habe. Durch Dich habe ich nun auch zuerst den Tod des jungen Beust (Lieutenant Graf Achim v. Beust im 2. Garde-Regiment zu Fuß, ein Vetter der Frau v. Steinmetz) erfahren, es sind also beide junge Menschen, die uns so interessirten, nicht mehr unter den Lebenden. Ja, es ist erschrecklich, was der Krieg kostet; wir müssen uns davon aber doch nicht niederbeugen lassen. Kriege haben immer viel Menschen gekostet, der von 1813 bis 1815 mehr als der jetzige, das Erschreckende ist nur, daß jetzt die Kriege viel rascher gehen, die Opfer also in viel kürzerer Zeit fallen, bis jetzt erst in kaum zwei Monaten, während der frühere große Krieg drei Jahre gewährt und kein größeres Resultat gehabt hat, als der jetzige Krieg voraussichtlich nach einer Dauer von vielleicht nur drei Monaten haben wird. Kriege wie die heutigen lassen sich natürlich nicht jahrelang führen; wo sollten die Menschen zum Hinschlachten herkommen!

Den 7.: Der Zustand in Metz ist kein erbaulicher; man spricht von 20 000 Blessirten und ebenso viel Kranken; das muß eine schlimme Atmosphäre geben. Die Truppen sollen sich, wie natürlich, nicht wohl fühlen, aber Bazaine übt strenge Disziplin und muß sie noch ganz in seiner Hand haben, da er drei Kapitäne hat erschießen lassen können. Wo so etwas aber nöthig ist, da steht es doch sehr übel. Der Prinz Friedrich Carl scheint zu erwarten, daß Bazaine Anträge machen werde; der König hat dem Prinzen, wie dieser bekannt gemacht hat, für diesen Fall eine besondere Instruktion ertheilt. Vor der Hand schießen sich aber die Vorposten noch miteinander herum, und ich bin im Begriff, zu Pferde zu steigen, um die Aufstellung von zwölfpfündigen Geschützen zu inspiziren, deren wir 50 Stück zur Verstärkung unserer Stellung erhalten haben.

Abends: Wir haben einen hübschen Ritt bei schönem Wetter gemacht. Ich habe von unserem höchstgelegenen Beobachtungsposten St. Blaise die Gegend überschaut, die eine herrliche Rundsicht darbietet. Drohend in dieselbe schauen nun 20 Zwölfpfünder, die ein vortreffliches Schußfeld haben, so daß der Teufel in uns den Wunsch laut werden läßt: Möchten doch die Franzosen sich zu einem Angriff auf uns verleiten lassen; ihr Verlust müßte ungeheuer sein. Ich kam aber sehr bald von diesem teuflischen Gedanken zurück, denn als ich nur eine Viertelmeile weiter geritten war, stieß ich auf einen Transport von 1100 französischen Gefangenen, die bei

Sedan gemacht worden waren, und solcher Transporte gehen in den nächsten fünf bis sechs Tagen täglich mehrere nach Deutschland ab, bis die Zahl von 80 000 Gefangenen dort aufgeräumt ist. Da dachte ich, wen Gott schon so geschlagen hat, mit dem soll der Mensch Mitleid haben, und so wünsche ich denn jetzt, daß meine Zwölfpfünder nicht mehr in Thätigkeit kommen möchten. Ich habe mir den ganzen Gefangenentransport angesehen; es waren lauter kräftige Männer — gedrückte Stimmung, wie sie natürlich gewesen wäre, habe ich nicht bemerkt. Ich danke Gott aus der Tiefe meines Herzens, daß er uns vor einer solchen Demüthigung bewahrt hat! Diese ist aber den Franzosen gewiß recht nöthig, die durch die Schule des Unglücks gehen müssen, um nur erst zur Erkenntniß ihrer tiefen moralischen Versunkenheit zu kommen, womit sie an den Anfang ihrer Besserung angelangt sein würden. Nach den Zeitungen ist in Paris die Republik erklärt; wird es die von 1789 sein? Dann stünden uns noch viele Kämpfe bevor. Wir werden heute abend auch einen kleinen, nach meiner Ansicht wohl erfolglosen Kampf gegen Metz eröffnen; der Prinz Friedrich Carl will es von mehreren Punkten beschießen lassen, um auf Marschall Bazaine einen kleinen Druck auszuüben. Wir werden aber schwerlich etwas effektuiren, denn unsere Feldgeschütze tragen nicht weit genug; wir werden aber wahrscheinlich manche Verluste haben, denn die Festungsgeschütze sind uns überlegen und reichen noch weit über unsere Batterien hinaus, können diesen daher vorher viel Schaden thun. Es ist übrigens heute ein abscheuliches Regenwetter, der ganze Himmel grau, und so ist es nun eigentlich, einige wenige heitere Tage ausgenommen, seit Wochen — also ein wahres Herbstwetter, und doch sind wir noch im Sommer; ich wundere mich, daß nicht Alles auf den Feldern faul. Freilich sind hier nur meist Weinberge, und diese versprechen eine reiche Ernte. Diese ist aber auch nöthig, denn es wird jetzt mancher Schoppen mehr, als es in Friedensjahren sein mag, getrunken. Mit der Gesundheit steht es im Ganzen wohl noch zufriedenstellend, aber es macht doch ein Jeder à son tour Erkältungskrankheiten durch, und die Leute sagen mir, ich sähe recht wohl aus. Nun ist auch der erwartete Induktionsapparat angekommen, und ich bin damit heute zum zweiten Male elektrisirt worden, und das bekommt mir gut. Ich hoffe daher mindestens ebenso gesund aus dem Kriege zurückzukehren, als ich hineingegangen bin.

H. Q. Jouy aux Arches, den 10. September 1870.

Unsere gestrige Kanonade fand im schauderhaften Sturm und Regenwetter statt und ist anscheinend ganz wirkungslos gewesen; aber auch wir haben nicht den geringsten Schaden von der feindlichen Erwiderung gehabt. Es war schade, daß man bei dem Nebel und Regen so wenig hörte und

sah; es war aber doch ein hübsches Feuerwerk, was dem Staat etwa 2000 Thaler gekostet haben wird, also etwas theuer war, da nichts damit erreicht wurde. Eben bekomme ich die Meldung, daß der Feind nach Nordwest aus Metz vorbricht; vielleicht will er noch einen Durchbruch versuchen. Ich bin dabei nicht betheiligt, denn ich bin auf der gerade entgegengesetzten Seite von Metz. Dem Prinzen Friedrich Carl, der gerade erst sein Hauptquartier von dort nach hier, d. h. nach Corny, eine Viertelmeile hinter mir, verlegt hatte, wird der Ausfall nicht angenehm sein; er wird wahrscheinlich gleich zu Pferde steigen und zwei Meilen nach dem Kampfplatz reiten müssen. Er hat dabei wenigstens Sonnenschein — doch wie lange? Ich lege Dir zwei Telegramme von der großen Armee bei. Wenn sie auch veraltet sind, so sind sie doch authentisch und lassen die dortigen Verhältnisse besser beurtheilen. Nach einem späteren Telegramm sind mehr als 50 französische Generale gefangen genommen — kurz, die Resultate sind sehr groß. Ich werde wohl mein Hauptquartier von hier fort nach einem anderen Ort verlegen müssen, um allen Theilen meiner Armee, die jetzt ganz auf dem rechten Mosel-Ufer steht, näher zu sein. Ich werde mich daher wahrscheinlich nach der Mitte meiner Aufstellung verlegen; den Ort lasse ich noch erst aufsuchen, damit ich wieder gut, wenn auch nicht so gut unterkomme wie hier; ich werde diese anständige und räumliche Wohnung sehr vermissen. In der Regenzeit war es aber auch selbst in diesen guten Zimmern schon recht kalt. Im Speisesaal haben wir deshalb schon Kaminfeuer gehabt, und das wird im Herbst wahrscheinlich auch nur unser einziges Erwärmungsmittel sein, denn Oefen giebt es hier schon nicht mehr. — Das Armeekorps des Großherzogs von Mecklenburg habe ich, kaum daß ich es hatte, heute schon wieder verloren. Es hat den Befehl bekommen, nach Toul zu marschiren und dies zur Uebergabe zu zwingen, was nothwendig ist, um Herr der dortigen Eisenbahn zu sein, auf der allein alle nothwendigen Nachschübe geschehen müssen; so lange wir diese Eisenbahn nicht haben, sind wir im weiteren Vorgehen genirt. In Paris ist nun die Republik proklamirt; damit ist aber noch keineswegs bestimmt, daß Frankreich eine Republik werden wird. Vielmehr beginnt jetzt der Kampf der verschiedenen Parteien in Frankreich; wer aber obsiegen wird, mit wem wir also unterhandeln können, das kann wohl Keiner vorher sagen. Unterdeß zeigt sich der König für das, was die Armee geleistet hat, erkenntlich; zu den ersten hundert Eisernen Kreuzen, welche meine Armee erhalten hatte, sind ihr jetzt abermals, aber 250 Kreuze, im Ganzen also 350 Eiserne Kreuze zweiter Klasse verliehen worden. Besonders sind die Empfänger der ersten hundert Kreuze sehr stolz und tragen den Orden mit Vorliebe. — Gestern abend brachte mir der Feldpostmeister Deine beiden lieben Briefe vom 4. und 5.; sie sind also

fünf Tage unterwegs gewesen; es läßt sich wohl nicht schneller machen. Die Verbindung mit dem Könige war kürzlich, und ist es wohl auch noch jetzt, ganz unsicher. Unbegreiflich aber ist mir, daß Du so wenig Briefe von mir bekommst und gar erst fünf Stück erhalten hättest. Wäre dies kein Irrthum, so müßten viel Briefe von mir verloren gegangen sein, denn ich schreibe fast täglich an Dich. . . . Dem General v. Manteuffel lasse ich gern die Ehre, den Kampf vom 1. September selbständig geführt zu haben, wie es in der That der Fall gewesen ist; aber ich kann daraus auch wieder nicht mehr machen, als daran ist, und darum bin ich mit Lob nicht so verschwenderisch, als es Prinz Friedrich Carl in diesem Falle gewesen ist. Ich erkenne an, daß die Truppen siegreich aus dem Kampf hervorgegangen, sich also jedenfalls brav geschlagen haben, aber es läßt sich doch nicht Alles loben. Wenn der Kampf schwerer geworden ist, als nöthig war, so trifft einen Theil der Manteuffelschen Truppen, die ihre befestigte Stellung anfänglich ohne Kampf geräumt haben, die Schuld davon, und sie haben diese vergessen machen dadurch, daß sie schließlich das Feld behauptet haben. Dies ist immer anerkennenswerth und von mir auch besser als mit Worten dadurch anerkannt worden, daß ich den König um nachträgliche Verleihung von Eisernen Kreuzen für das I. Armeekorps gebeten habe, welches bei der Vertheilung der ersten hundert Kreuze etwas dürftiger hatte bedacht werden müssen, weil es bis dahin seltener als die anderen Armeekorps gekämpft, daher auch weniger Leute verloren hatte; jetzt indeß steht es seit seinem letzten Gefecht den anderen Korps darin ziemlich gleich. Daß Manteuffel sich gern in der Zeitung liest — ja, das ist seine Art, die sich gern geltend macht. Er hält es vielleicht aber auch der Heimathsprovinz seines Armeekorps wegen nöthig, dieses, welches im Jahre 1866 etwas verdunkelt war, hervorzuheben. Ich kann das nicht tadeln, obgleich ich eine ganz andere Art und Denkungsweise habe. . . . Seit der Scene, die ich mit Prinz Friedrich Carl gehabt, habe ich von einem Tage zum anderen darauf gewartet, daß er mir gegenüber einen versöhnlichen Schritt thun möchte, damit unser Verhältniß ein besseres würde. Er hat aber auch bis heute nicht das Geringste gethan, mich mit sich auszusöhnen. Die Folge davon ist, daß ich wieder jede persönliche Berührung mit ihm vermeide, was bei seiner Denkweise neue Konflikte herbeiführen muß. . . . Wir stehen uns auf diese Weise wie zwei harte Steine gegenüber —, und das giebt Feuer.

So lebe ich denn auch jetzt wieder mit dem Prinzen in einem persönlichen Konflikt, den ich zur Entscheidung des Königs gebracht und ihm ehrerbietigst, aber unumwunden gesagt habe, daß ich mit dem Prinzen so lange keine persönliche Berührung unterhalten könne, als seinerseits nichts gethan werde, sein Handeln gegen mich vergessen zu machen. Ich habe

dem Könige wörtlich gesagt, daß mein Verhältniß zum Prinzen ein so unleidliches, daß es damit auch ein unhaltbares sei, wenn der König sich nicht bewogen finden sollte, es durch sein Einschreiten zu bessern. Ich erwarte nun die Königliche Entscheidung und bin auch auf das Aeußerste gefaßt, dem Könige meinen Degen zu Füßen zu legen und die Armee verlassen zu müssen. Mache Dir übrigens darüber keine Sorgen, ich habe mich allerdings einen Moment so geärgert, daß ich besorgte, ich würde einen Brustkrampf bekommen, das war aber nur so lange, bis ich den Adjutanten des Prinzen, der mir einen mich zur Rechenschaft ziehenden Brief des Letzteren überbracht, abgefertigt hatte*) . . .

Auch mir thut Straßburg sehr leid, welches Deutschland nur verloren hat, weil man seine guten, deutschgesinnten Bürger trotz ihrer Bitten, sie doch zu unterstützen, im Jahre 1688 gegen die Franzosen ohne alle Unterstützung gelassen hat, sie haben also das Loos, welches sie heute trifft, heftig bombardirt zu werden, nicht verschuldet, dennoch kann es ihnen nicht erspart werden, denn es ist durchaus nothwendig, daß diese Rhein-Festung in unsere Hände kommt, und es kann nicht über das Wie balancirt werden. Ich kann von hieraus nicht beurtheilen, ob der Fall von Straßburg nahe bevorsteht, aber wir müssen es alle wünschen, auch deswegen, damit kräftiger gegen Metz verfahren werden kann. Bis jetzt konnte nichts weiter geschehen, als Metz einzuschließen und zu erwarten, ob die damit auch eingeschlossene Armee von über 100 000 Mann, die wohl nicht für lange Zeit mit Lebensmitteln und Munition versehen sein wird, zur Uebergabe veranlaßt werden kann. Könnten wir ernster darauf hinwirken, so würde es natürlich geschehen, aber es fehlen uns dazu die Mittel. Der Deutsche Bund, oder vielmehr Preußen, hat nur einen

*) Aus anderen Niederschriften des Generals geht über diesen Vorfall Folgendes hervor: Als der Prinz am Morgen dieses Tages, von der Mosel-Brücke bei Ancy kommend, sich der Chaussee von Corny nach Jouy bis auf 80 Schritt genähert hatte, ritt General von Steinmetz, ebenfalls mit seinem Stabe auf einer Rekognoszirung befindlich, den Prinzen grüßend in schneller Gangart auf dieser Chaussee an ihm vorüber. Der Prinz, der als Oberkommandirender der Cernirung von Metz eine persönliche Meldung zu erwarten berechtigt war und verlangte, forderte gleich hinterher den General zum Bericht auf, ob er ihn erkannt habe, und wenn nicht, ob keiner der den General begleitenden Offiziere des Stabes ihn darauf aufmerksam gemacht habe, daß der Prinz sich in nächster Nähe befinde?

In dieser Berichtforderung, die in Form einer gewöhnlichen Bureausache, also in einer gewissen Oeffentlichkeit, ausgefertigt war, sah General v. Steinmetz nur die Absicht des Prinzen, die schon bestehende persönliche Spannung beider Herren weiter steigern zu wollen; er sagte dem Ueberbringer, Oberst v. Hertzberg, mündlich, daß er auf dieses Schreiben keine Antwort geben, sondern die Sache Sr. Majestät dem Könige zur Entscheidung vorlegen würde. Das geschah; der Prinz legte ebenfalls eine Klageschrift an Allerhöchster Stelle vor.

großen Belagerungspark, und dieser hat seine Verwendung gegen Straßburg gefunden, ginge dies bald über, so würde man den Park hierher ziehen, und dann würde auch hier die Sache bald zu Ende sein; da dies aber noch nicht sein kann, so geschieht hier das einstweilen Mögliche, nämlich eine so große Festung, die etwa 1½ bis 2 Meilen im Umkreise beherrscht, so eng einzuschließen, daß die eingeschlossene Armee nach keiner Richtung eine Chance hat, durchbrechen zu können; das Endresultat wird also auch hier die Uebergabe sein, die sich indeß leider nicht mehr, als jetzt geschieht, beschleunigen läßt. Bei dem Austausch von Leichtblessirten und Gefangenen mit der Garnison in Metz haben wir ihnen jetzt etwa 600 Mann von den bei Sedan Gefangenen zurückgegeben, wodurch die Garnison von Metz, welcher natürlich von ihren Vorgesetzten über den Stand der Angelegenheiten nie die Wahrheit gesagt wird, nun erfährt, wie es draußen steht und wenig Aussicht auf Entsatz der Festung ist, man hofft davon, daß Metz leichter zur Kapitulation zu bewegen sein wird. Möchte diese Erwartung nur bald in Erfüllung gehen, damit unsere hier stehende bedeutende Armee bald wieder disponibel wird, was nöthig ist den Rüstungen der Franzosen gegenüber, und um mehr gegen die Franktireurs, die doch einige Bedeutung bekommen, thun zu können, als bisher möglich war. Daß Esch, Manché und Manthey (Offiziere aus dem Stabe des V. Armeekorps) das Eiserne Kreuz bekommen haben, freut mich, ich werde in diesen Tagen auch wieder 4 bis 5 Kreuze an meinen Stab ausgeben können, wahrscheinlich wird Wittke einer der Glücklichen sein. Von Hans habe ich bis jetzt nichts gehört, ich werde fast täglich an ihn erinnert, indem mir seine Uniform durch Lieutenant Gäde, der zu meinem Stabe gehört, täglich vor Augen ist. Dieser Offizier sorgt für unsere Verpflegung und hat dafür auch Geschick, es geht uns nichts ab. Gott wolle auch ferner mit Euch sein, aber auch mit uns und den Krieg zu einem zufriedenstellenden Ende führen. Darüber gehen nun freilich die Ansichten sehr auseinander; das was Preußen wünscht und ihm nöthig erscheint, wird schwerlich auch von unseren unsicheren Freunden auch gewünscht werden, darum möge Gott helfen.

H. Q. Jouy aux Arches, den 11. September 1870.

Ich habe Dir zwar erst heute früh einen langen Brief geschrieben, bin aber mittlerweile in den Besitz zweier interessanter telegraphischer Depeschen vom Generalgouverneur v. Bonin gekommen, die einen tiefen Einblick in die französische Armee und die Zustände in Paris thun lassen, und die ich Dir gleich mittheilen will. Danach möchte man doch anfangen zu glauben, daß der Krieg zu Ende geht, es scheint eine innere Auflösung vor sich zu gehen, und es steht nicht mehr fest, wer befiehlt und

regiert. Es würde jetzt die Kapitulation von Straßburg und Metz doppelt wichtig sein, die Franzosen haben aber Glück, daß gerade die Befehlshaber aller Festungen tüchtige Männer zu sein scheinen, die uns vielleicht noch viel zu schaffen machen werden. Es kann aber auch jeder Tag Unerwartetes bringen, und da ich nicht mehr recht an die Unternehmungslust der Besatzung von Metz glaube, so werde ich mein Hauptquartier noch nicht wechseln. Ich bin mit dazu bestimmt, weil die Recherchen nach einem anderen, mehr in der Mitte der Aufstellung gelegenen Orte sehr ungünstig ausgefallen sind; die betreffenden Orte sind theils noch mit Schwerkranken und Verwundeten belegt, theils waren sie es, und es ist bedenklich, dahin zu ziehen, ohne eine mehrtägige Desinfektion vorangehen zu lassen, die gesundheitsschädlichen Miasmen, welche von den vielen Kranken und Verwundeten zurückgeblieben sind, könnten sonst der Gesundheit sehr nachtheilig sein. Da nun Niemand Lust hat, sich krank zu machen, so drängt auch Niemand, hier fort zu gehen. Der Gesundheitszustand meines Stabes ist den Umständen entsprechend, Einer nach dem Anderen kommt an die Reihe, wird bei Tische stiller und mäßiger. Das schöne reife Obst ist dann eine rechte Versuchung, aber eben weil es ganz reif ist, ist es auch nicht besonders schädlich; mein Generalarzt ist sogar der Meinung, dies reife Obst schade gar nicht, ich habe mich daher mit dem Essen gar nicht genirt und bis jetzt keine nachtheiligen Folgen verspürt. Unser Mittagstisch, in der Regel 24 Personen, ist mir eine angenehme Unterbrechung des Tages, es ist dabei selten Luxus, aber es ist Alles ordentlich gekocht und der Tisch wie in einem Privathause servirt und mit Blumen ausgeputzt. Heute hat Prinz Adalbert wieder mit uns gegessen, ein Musikkorps, und zwar das des 8. Jäger-Bataillons, musizirte. Ich habe es jetzt so eingerichtet, daß der Prinz zweimal in jeder Woche mit uns speist, er ist mir dafür dankbar und von allen meinen Herren sehr gern gesehen. Die Prinzessin Salm ist auch wieder hier und beruhigter als bei ihrer Abreise, sie denkt doch nicht mehr, als Mann in die Schlacht zu gehen, sondern sie geht wie früher ihrem wohlthätigen Beruf, der Krankenpflege, nach und ist darin außerordentlich thätig, ich möchte sagen, sie sieht auch den Aerzten auf die Finger, damit diese ihre Schuldigkeit thun. Im Ganzen bedarf das ärztliche Personal eine solche Kontrolle wohl nicht, es ist mehrentheils sehr pflichttreu und, was früher eine Ausnahme war, die Aerzte gehen auch mit den Truppen ins Feuer, so daß aus diesem Kriege gewiß viele Aerzte mit dem Eisernen Kreuz geschmückt hervorgehen werden. Mein Stabsarzt, ein Dr. Gründler, welcher mich alle Morgen 8 Uhr elektrisirt, ist auch einer jener pflichttreuen Männer und behandelt mich sehr sorgsam. Ich befinde mich bei seiner Behandlung ganz gut und habe für gewöhnlich gar keine Schmerzen, nur nach längerem

Reiten stellt sich eine geringe Schwäche, auch etwas Schmerz im linken Bein ein. Wenn meine Gesundheit sich so forterhält, dann kann ich für diese seltene und im höchsten Grade interessante Zeit nicht dankbar genug sein. Wenn aber doch das Wetter etwas konstanter werden wollte! Heute früh schien die Sonne wieder einmal warm und hat auch viel aufgetrocknet, aber jetzt am Nachmittag ist der Himmel schon wieder bezogen und droht mit Regen. Das muß natürlich in Verbindung mit der durch Wunden und Todte, die oft nicht tief genug begraben werden, verpesteten Luft Krankheiten erzeugen, auch sind diese reichlich vorhanden. Beim Vieh grassirt die Rinderpest in solchem Umfange, daß mehrere hundert Häupter haben getödtet und eingegraben werden müssen. In mehreren Ortschaften herrscht unter den Menschen der Typhus, von einem Ort sind mir auch die schwarzen Pocken gemeldet, und Alles dies wird als Folge des Krieges in dem unglücklichen Frankreich vielleicht noch lange nach dem Frieden fortwirken. Rechnet man dazu die Kosten, welche der Krieg bis jetzt gekostet hat, mit einer Milliarde, und daß die republikanische Regierung wieder zwei Milliarden ausgeschrieben hat, sowie daß zwei Milliarden Kriegskosten an uns zu zahlen sein werden; daß ferner die diesjährige Ernte theils mißrathen, theils vom Kriege verzehrt ist, und daß endlich der größte Theil des Armeematerials und der Festungen theils schon in unseren Händen ist, theils aller Wahrscheinlichkeit nach noch kommen wird — so kann man einen Begriff davon bekommen, wie geschlagen und entkräftet Frankreich aus diesem Kriege hervorgehen wird, und daß viele Jahre nothwendig sein werden, ehe es wieder in den Zustand vor dem Kriege kommen wird. Und wenn es das wieder ist, dann wird es doch nicht das Frankreich von heute sein, denn ohne Länderverlust, mindestens Elsaß und Lothringen, möchte es den Frieden wohl nicht erlangen. Wie schön sind dagegen die Aussichten für unser liebes Vaterland! Ich darf wohl hoffen, daß meine Augen nur noch seine Größe und sein Glück sehen werden, es ist dies das erreichte Ziel, für welches ich schon als Jüngling gekämpft habe. Damals wurden wir aber von unseren Verbündeten um den Erfolg betrogen, heute stehen wir allein, haben Alles allein erworben, das kann uns Niemand streitig machen und wird es auch so leicht nicht, wenn wir nur das wollen, was das große Ganze, was Deutschland wollen muß, weil es für das Ganze nützlich und nothwendig ist. Während die Armee, d. h. die Menschen in einer Art Sättigung leben, geht es unseren Pferden weniger gut, es fehlt sehr an Heu und Stroh, sie stehen daher entweder im Schmutz oder auf den bloßen Steinen, es fehlt ihnen das Lager, und das bringt sie etwas zurück. Dein Schimmel befindet sich ganz wohl, mein Schlachtroß ist aber der Hector, das Leibpferd von Fritz (jüngerer Bruder der Frau v. Steinmetz, Klosterschüler

in Roßleben), es ist dasjenige, was am ruhigsten im Feuer steht. Ob ich nach diesem Kriege wohl noch Pferde brauchen werde? Ich denke nein! wäre es aber, so würde ich mich auch neu remontiren müssen.

H. Q. Jouy aux Arches, den 12. September 1870.

Ich sitze schon wieder am Schreibtisch, um Dir in zwei Tagen den dritten Brief zu schreiben, diesmal schreibe ich, weil ich durch den Hauptmann Lauterbach, den Adjutanten der 20. Infanterie-Brigade, der Kompagniechef im 43. Infanterie-Regiment geworden ist und sich heute bei mir meldete, auch Nachricht über Hans bekommen habe; derselbe ist ganz wohl, Lauterbach sagte mir, er habe ihn selbst gesprochen. Lauterbach hat mir nach allen Richtungen erzählen müssen. Herr v. der Esch soll sich trotz der Kriegsanstrengungen sehr erholt, und er, Major Manché, Mantey und Heydekampf das Eiserne Kreuz bekommen haben; da werde ich für meinen jetzigen Stab auch noch mehr thun müssen. Unsere Lage nach der Schlacht bei Sedan ist doch sehr günstig gewesen; da sich alle Franzosen mit ihrem Train in diese kleine Festung nach der Schlacht zurückgezogen hatten, so war eine Vertheidigung ganz unmöglich, die Straßen sind total verfahren gewesen, und die Truppen standen dermaßen Kopf an Kopf, daß sich Niemand weder auf den Straßen noch auf den Wällen rühren konnte, jeder Schuß von uns aber in die Festung großen Schaden anrichten mußte. General Wimpffen hat sich aber doch zuerst nicht ergeben wollen, da hat man ihm erlaubt, im Wagen rings um unsere ganze Stellung zu fahren, und da hat er die Ueberzeugung bekommen, daß ein Durchkommen nicht möglich sei, und die Kapitulation abgeschlossen. Napoleon ist im geschlossenen Wagen, die Fenster indeß nicht verhangen, längs des ganzen V. Armeekorps heruntergefahren, so daß ihn Jedermann gesehen hat; es freut mich, daß man sich rücksichtsvoll gegen ihn benommen und jeder Manifestation enthalten hat. Unsere Hauptarmee ist nun schon wieder mehrere Tage im Vormarsch gegen Paris und wird davor etwa den 16. d. Mts. ankommen. Von einer Aufregung in der Landbevölkerung will Hauptmann Lauterbach nichts bemerkt haben, die Erzählungen von der Mobilgarde und den sich organisirenden Franktireurs scheinen also nur eine Zeitungsaufschneiderei und ein Rest des alten Bürgersystems zu sein; nur in einem Falle sollen die Bayern gegen einen Curé und 20 Ortsbewohner jeden Geschlechtes nach abgehaltenem Kriegsgericht die Todesstrafe vollzogen haben. Vor Metz ist fast lautlose Stille, die Franzosen haben ihre Truppen noch näher als bisher um und in die Festung zurückgezogen, es fängt nun an, sehr, sehr langweilig zu werden; mit der Nase an den Festungswällen zu stehen, während ein anderer Theil der Armee

nach Paris eilt, erweckt ebenso viel Neid, als es langweilig ist. Daß Kirchbachs ihren ältesten Sohn auch verloren haben, beklage ich mit den armen Eltern; die Generalin hatte also doch nicht Unrecht, sondern ein richtiges Vorgefühl, daß sie sich beim Ausbruch des Krieges so sehr ängstigte, sie hat aber doch Gott zu danken, daß ihr immer noch ein Sohn geblieben ist, und daß der Verstorbene sich nicht lange auf dem Siechbett zu quälen brauchte, sondern siegesfroh plötzlich in das Jenseits getreten ist. Wie Viele müssen sich lange und vergebens quälen, weil sie doch an ihren Wunden sterben müssen. Die Fürstin Salm hat mir noch gestern davon erzählt, daß man eine größere Zahl Schwerverwundeter auf Anordnung des Prinzen Friedrich Carl, obgleich sie eigentlich nicht transportabel waren, aus einem freilich sehr vorliegenden Lazareth nach rückwärts hat evakuiren müssen, und daß alle diese Leute nun sterben würden oder zum Theil schon gestorben seien. Es ist ein barbarisches Handwerk, das Kriegshandwerk, selbst da, wo es Gutes stiften will. Eine solche Passion, für Kranke und Gesunde zu sorgen, wie die Fürstin hat, ist mir noch nicht vorgekommen; sie hat einen eigenen leichten Wagen bloß zum Mitführen von allerlei Kranken und Gesunden Nützlichem, und sie ist gleich bei der Hand, zu geben. So hat sie auch mir drei rothwollene Leibbinden und drei Paar wollene Socken aufgenöthigt, wovon jedes Stück mit einem geschriebenen Sinnspruch versehen war, wie z. B.:

1. Mit nasser Kehle, trocknen Füßen
   Mußt siegreich Du Paris mir grüßen!
2. Zieh, wenn auch noch so abgerissen,
   Nicht nach Paris mit bloßen Füßen!
3. Was auch ein Doktor Dir verschreib' —
   Die Bind' ist besser um den Leib!
4. Zum Heil ist Dir die Bind' genäht,
   Drum trage sie auch früh und spät!
5. Wir hüten Dich vor Leibespein,
   Nun fang' auch frisch Franzosen ein!

Ich bin denn auch gleich diesen Rathschlägen gefolgt und habe eine dieser Leibbinden umgelegt, der Grund dazu ist immer vorhanden, in normalem Zustand befindet sich jetzt kein Mensch. — Da jetzt so wenig zu thun ist, wenigstens für mich, der nicht selbst zu arbeiten, sondern nur zu befehlen und anzuordnen hat, so ist es mir sehr lieb, daß ich in meinem Zimmer eine kleine Bibliothek gefunden habe. Ich lese jetzt das zweite Werk Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814 par M. Mignet, ein bekanntes Geschichtswerk. —

H. Q. Jouy aux Arches, den 14. September 1870.

Wieder ein Brief! Der vierte in drei Tagen, ich begreife gar nicht, wie Ihr über wenig Briefe klagen könnt, ich habe die, welche ich ge-

schrieben, freilich nicht gezählt, aber 20 müssen es gewiß sein; wo sind sie geblieben? Ich schreibe fast täglich und muß doch auch viel Dienstliches erledigen. Ich bin jetzt gerade bei dem Bericht an den König über die Kämpfe vom 31. August und 1. September . . . Das Thatsächliche ist, daß die Hauptsache von Truppen der Ersten Armee geschehen, ein Armeekorps der Zweiten Armee nur zu Hülfe gekommen ist. Ihr müßt Euch den Cernirungskreis, welchen die preußischen Truppen um Metz bilden, etwa fünf Meilen groß denken. Davon mußte nach Anordnung des Prinzen die Erste Armee mit $3^1/_2$ Armeekorps und 2 Kavallerie-Divisionen $^3/_4$ jenes Kreises einnehmen, während die Zweite Armee, 3 Armeekorps stark, nur $^1/_4$ zu besetzen hatte. Selbstverständlich war deshalb die Vertheidigungslinie der Ersten Armee dünner als die der Zweiten Armee, der Feind that also ganz recht, sich auf jene zu werfen. Dadurch kamen von meiner Seite wirklich zum Kampf $1^3/_4$ Armeekorps, während noch andere Truppen von mir zur Bereitschaft herangezogen wurden; in Bewegung kam fast die ganze Erste Armee, während von der Zweiten nur ein Armeekorps über die Mosel geschickt wurde und auch mitgekämpft hat. Ich habe in meinem Bericht an den König diese Verhältnisse ganz klar geschildert und dem General v. Manteuffel die Ehre des Kampfes gelassen, wie es auch der That entsprochen hat, ich hatte wohl seinen linken Flügel erreicht, aber im Gefecht selbst bin ich nicht gewesen, aber noch weniger der Prinz Friedrich Carl, der sich auf dem anderen Mosel-Ufer befand. . . . Meinem Chef des Stabes, General von Sperling, ist plötzlich, wenn auch nur einstweilen, das Kommando der 29. Infanterie-Brigade vom VIII. Armeekorps übertragen worden, deren wirklicher Kommandeur seit einiger Zeit krank ist; wird derselbe gesund, so würde wahrscheinlich auch Sperling wieder in seine Stelle bei mir einrücken. Ich mußte ihm recht geben, als er bei Empfang der Ordre etwas betroffen äußerte, das sei keine Gnade, das sei eine Zurücksetzung, die er erfahre, und möchte er wissen, warum? Ich möchte es auch wissen. Hat mit seiner Versetzung eine Unzufriedenheit mit ihm ausgesprochen werden sollen, so könnte dies wohl im Zusammenhang mit meiner Differenz mit Prinz Friedrich Carl stehen . . . Man könnte dahinter gekommen sein, daß seine Einwirkung auf mich gleich Null ist, und ihm dies als Unfähigkeit für seinen Posten ausgelegt haben; anders wenigstens weiß ich mir die Sache nicht zu erklären.

Ich kann aber ganz ruhig abwarten; die Geschäfte gehen auch jetzt ohne Störung weiter. Ich habe aber doch gelegentlich in einem Brief an Tresckow einfließen lassen, daß es mir unangenehm sein würde, wenn Sperling etwa meinetwegen die Zurücksetzung erfahren habe. Ich werde nun sehen, ob und welche Antwort ich darauf bekommen werde.

Vom inneren Krieg ist nur ein Schritt zum äußeren Kriege. Hier rückt Alles unaufhaltsam vor, das befestigte Laon ist in unsere Hände gefallen, dabei aber eine häßliche Tücke und Wortbruch ausgeübt worden. Ich lege das erhaltene Telegramm bei, welches das Nähere enthält. Die Straße, auf welcher wir diesmal gegen Paris vorrücken, ist ganz dieselbe, welche wir im Jahre 1814 gegangen sind, ich lebe dadurch meine Jugend noch einmal durch und preise das Geschick, welches mich heute auf eine so viel höhere Stelle gestellt hat, auf der ich nicht soviel zu entbehren habe, als der junge Lieutenant mußte, der sehr dürftig ausgerüstet war, während es mir jetzt an nichts fehlt. Ich sitze in meinem wohl eingerichteten Zimmer und lasse es mir bei allen Mahlzeiten wohlergehen. Bei allem Ueberfluß fehlt aber doch manchmal das Gewohnte, z. B. Butter und unser gutes Roggenbrot. Es scheint hier Butter überhaupt wenig vorhanden zu sein, man setzt Schmalz mit Grieben darin, wie bei uns die Butter, auf den Tisch, und von Brot kennt man nur ein weißes Gebäck, welches kraft- und saftlos ist und mir nicht bekommt. Jetzt haben wir durch Johanniter-Ritter eine Portion unseres Landbrotes bekommen, dazu ist auch frische Butter ermittelt, und da thut sich Alles daran gut. Heute früh fand ich auf meinem Kaffeetisch auch ein Stückchen Kuchen, dessen Ursprung für mich ein Geheimniß bleiben sollte, Wilhelm verrieth aber, General Biehler habe ihn von seiner Frau aus Berlin erhalten und mir davon mitgetheilt. Ich werde mich natürlich sehr bedanken, wenn auch die Million Korinthen im Kuchen mir gar nicht geschmeckt hat. Wie der Kuchen hat herkommen können, verstehe ich nicht recht, da nur Briefe bis 15 Loth schwer mit der Post befördert werden. Der gnädige König hat abermals 350 Eiserne Kreuze meiner Armee, also im Ganzen nun 700 Orden verliehen, das wird viel Freude, aber auch Jalousie verbreiten, meinen Stab werde ich dabei auch bedenken. Gefangenentransporte sieht man alle Tage, vor einigen Tagen kamen Hunderte von französischen Offizieren, zur Hälfte fahrend, zur anderen Hälfte zu Fuß an, abgesehen von den Generalen, die nach Abgabe ihres Ehrenwortes, sich an dem ihnen bezeichneten Ort zu gestellen, in ihren Equipagen in die Gefangenschaft reisen, aber vielfach genöthigt sind, ihre Pferde für ein Spottgeld zu verkaufen. Daß uns dies Alles erspart worden, wie könnten wir Gott wohl genug dafür danken! Ihr werdet wohl in der „Kreuzzeitung“ die ganz hübsch und einfach erzählte Gefangenhaltung des jungen katholischen Geistlichen Prinz Radziwill in Metz gelesen haben. Gar Mancher ist in dieser Festung, der nach Nachricht von den Seinigen schmachtet; es sind schon mehrere Flaschen auf der Mosel schwimmend aufgefangen, in denen sich Briefe befunden haben, die Schreiber haben sie auf gut Glück der Mosel anvertraut. Nach diesen Briefen sieht es in Metz noch nicht so übel aus,

wie wir es uns gedacht haben. Man hat auch Luftballons zur Briefbeförderung benutzt, nur die Taubenpost scheint man versäumt zu haben. Was hilft aber alles Korrespondiren, wenn doch von außen kein Entsatz möglich, weil es dazu an einer Armee gänzlich fehlt. In den nächsten Tagen wird es sich zeigen, ob Paris widerstehen kann. — Du bedauerst mit Recht die Opfer, welche die beiden Garde-Dragoner-Regimenter haben bringen müssen, aber sie waren eine Nothwendigkeit; man war unsererseits, wahrscheinlich durch unvorsichtiges Vorgehen am 16. v. M., in eine sehr üble Lage gekommen; es war nahe daran, daß wir geschlagen wurden. Da ließ Prinz Friedrich Carl, um die Franzosen aufzuhalten, von den Dragoner-Regimentern coûte que coûte attackiren; er nahm auch Geschütze vor, die keinen Schuß mehr hatten, um die Franzosen glauben zu machen, es seien neue Truppen, und sie haben sich wirklich imponiren lassen und sind von dem letzten Angriff abgestanden, der unser Verderben geworden wäre — das Opfer der Dragoner war also nöthig. Grüße Frau v. Esch und die arme trauernde Kirchbach, die Freude an dem Glück des Mannes und Trauer um den Verlust des Sohnes hat, was soll da das arme Herz thun?

Lebt wohl, Ihr Lieben, der Schimmel grüßt seine Herrin, statt Zucker könnte er jetzt etwas Stroh brauchen, welches sehr knapp ist. Auch an Wnuck einen Gruß und an Goltz eine Empfehlung.

Am 15. September 1870 ging beim General v. Steinmetz als Entscheidung auf die von ihm und dem Prinzen Friedrich Carl vorgelegten Klageschriften folgende Allerhöchste Kabinets-Ordre ein:

Nachdem Ich Ihr Schreiben vom 7. d. M. erhalten, bedarf es der durch Meine Ordre vom 9. d. M. angeordneten Berichterstattung nicht mehr, denn es können in dieser Angelegenheit leider keine Zweifel mehr obwalten. Der General der Kavallerie, Prinz Friedrich Carl von Preußen, Königliche Hoheit, war vollkommen berechtigt, bei dem Begegnen mit Ihnen eine Meldung Ihrerseits zu verlangen, denn Ich habe Sie ausdrücklich und in ganz bestimmten Worten unter seine Befehle gestellt, und es ist eine völlig zweifellose dienstliche Vorschrift, daß bei dem dienstlichen Begegnen mit dem Vorgesetzten von jedem Untergebenen, ohne Ausnahme, diese Meldung abzustatten ist. Einen ferneren nicht zu verkennenden Mangel an Gehorsam haben Sie gegen den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Carl von Preußen, Königliche Hoheit, dadurch begangen, daß Sie sich geweigert haben, die von ihm befohlene Auskunft zu ertheilen. Ich möchte es gern vermeiden, Ihnen, einem General von so großen Verdiensten um das Vaterland, harte Worte zu sagen, und darum will Ich nicht weiter darauf eingehen, wie oft und in

wie schonender Weise Ich Ihnen im Laufe dieses Feldzuges den Wunsch ausgesprochen habe, daß Sie sich diejenige Fügsamkeit aneignen möchten, ohne die der beste General in der Gliederung einer Armee unmöglich ist. Sie haben dies nicht über sich vermocht, und bleibt Mir daher nur übrig, den durch Sie veranlaßten, Ihre dienstliche Stellung zum General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Carl von Preußen, Königliche Hoheit, völlig unmöglich machenden Konflikt dadurch zu lösen, daß Ich Sie hierdurch von dem Oberkommando der Ersten Armee entbinde. Ich ernenne Sie gleichzeitig zum Generalgouverneur von Posen, Bereich des V. und VI. Armeekorps, und stelle Ihnen ganz anheim, Mir einen oder mehrere Adjutanten Ihres bisherigen Stabes zu bezeichnen, die Sie etwa mit nach Posen zu nehmen wünschen. Was in dieser Meiner Bestimmung Schmerzliches für Sie liegt, das müssen Sie sich selbst zuschreiben, denn Ich glaube es wohl aussprechen zu können, daß Ich die äußerste Schonung und Nachsicht geübt habe, und daß Ich diese Ordre mit schwerem Herzen erlasse. Ich werde Mich künftig nur Ihrer ausgezeichneten früheren Dienste mit dankbarer Anerkennung erinnern und werde es völlig vergessen, daß Sie jetzt Ihrem Könige nicht Ihren Eigenwillen zu opfern vermochten. H. Q. Reims, den 12. September 1870. Wilhelm.

Die Briefe des Generals fahren fort:

Jouy aux Arches, den 16. September 1870.

Durch mein Telegramm weißt Du schon, daß die Bombe geplatzt ist und ich zurückkomme. Ich hatte Dir gesagt: in wenigen Tagen, Du mußt das aber nicht wörtlich nehmen; ich erwarte zunächst hier noch ein Schreiben des Königs.*) Zu schreiben habe ich entweder nichts oder sehr viel, und das erzählt sich besser, ist auch einem Briefe nicht gut anzuvertrauen, darum sage ich Dir nur, daß ich mich gar nicht ärgere, gar nicht verletzt fühle und dem Könige sehr dankbar bin. Mehr schreibe ich diesmal nicht, es fehlt mir die Zeit, ich habe noch viel zu thun, mich loszulösen. Gott hat mir soviel Gnade beschieden, warum soll nicht auch einmal eine Wolke, wenn auch eine recht dicke, aufziehen!

Jouy aux Arches, den 19. September 1870.

Noch immer sitze ich hier ohne Antwort vom Könige und kann daher noch nicht abreisen, was mir peinlich zu werden anfängt, da ich doch nichts mehr zu sagen habe. Man läßt mich dies indeß in keiner Weise empfinden, die Herren des Stabes befleißigen sich, mir alle mögliche Rücksicht zu erweisen, und zeigen mir, daß sie sich nur ungern von mir trennen. Ich

*) Vermuthlich Entscheidung auf ein an Allerhöchster Stelle vorgelegtes Gesuch, den Hauptmann Wittke als Adjutanten mit nach Posen zurücknehmen zu dürfen.

habe zu guter Letzt noch von meinem mir vom Könige verliehenen Recht, Orden nach meiner Beurtheilung der Verdienſtlichkeit zu vergeben, Gebrauch gemacht, und da iſt Hauptmann Wittke auch bedacht worden. Alle Empfänger waren ganz gloriös und ſahen es als einen Vorzug an, den Orden aus meiner Hand empfangen zu haben. Es iſt mir aber recht ſchwer geworden, den richtigen Vertheilungsmodus zu finden; alle meine Herren vom Stabe ſind ſehr tüchtige und brauchbare Menſchen, es iſt daher kaum möglich, ein Mehr der Würdigkeit herauszufinden. Da habe ich denn den ſicherſten Ausweg genommen, indem ich die Anciennetät feſtgehalten habe, ſo daß jetzt nur die kleinere jüngere Hälfte noch ohne Orden iſt, indeß ſie hat auch eine Ausſicht darauf, beſonders wenn der König noch weiter geht. Manchmal kann ich daran nicht glauben, und das iſt mir ein Troſt, wenn ich an mein Fortgehen denke; zu anderen Zeiten ſehe ich aber auch wieder nicht, wie es zu Ende gehen ſoll, da Frankreich ſo gut wie keine Regierung hat, mit welcher verhandelt werden könnte, und das Volk in Parteien zerfällt, von denen man auch nicht vorher ſagen kann, welche von ihnen die Oberhand behalten wird. Das muß ſich aber doch bald entſcheiden; unſere Truppen ſind vor Paris und haben es ſo viel als möglich eingeſchloſſen. Könnten wir uns ſchnell in den Beſitz eines oder zweier Forts, welche Paris umgeben, ſetzen, ſo könnten wir dieſes auch beſchießen, und dann würden die Pariſer auch ſchnell Frieden anbieten, allein mit dem Beſchießen iſt es nichts, wenn wir nicht gezogene 24-Pfünder herbeiſchaffen können, und das können wir wieder nicht, ſolange wir die Feſtung Toul nicht eingenommen und damit die Eiſenbahn zum Transport haben. Die Entwickelung wird alſo langſam vor ſich gehen. — Hier vor Metz iſt eine halbe Waffenruhe eingetreten. Bazaine hat aber wenigſtens angefangen, ſich mit dem Kommando der Cernirungstruppe in einigen Rapport zu ſetzen, er hat auch ſchon gefragt, ob ihm wohl erlaubt werden würde, einen Adjutanten an unſeren König zu ſchicken, es iſt ihm dies aber abgeſchlagen worden; man will ihn zwingen, poſitive Anträge zu machen, er geht aber nicht über allgemeine Redensarten hinaus. Wie es in Metz ausſieht, kann kein Menſch ſagen, obgleich es durchaus nicht an Nachrichten fehlt, denn die Metzer ſenden viele Luftballons mit Briefen gefüllt auf gut Glück aus, ob ſie auf befreundeten Boden und in befreundete Hände fallen werden, welche bereit ſind, die Briefe der Poſt zu übergeben. Geſtern ſoll der Prinz Friedrich Carl 10 000 Briefe um ſich liegen gehabt haben. Bis jetzt ſehen ſich die Briefe ſo gleich wie ein Ei dem andern, alle Schreiber verſichern, daß es ihnen à merveille geht, und daß ſie Sehnſucht nach den Ihrigen haben. Das Letztere iſt zu glauben, das Erſtere ziehe ich aber in Zweifel, und darauf ſteht auch die Hoffnung, daß die Feſtung ſich doch wohl bald zur Kapitulation wird herbeilaſſen müſſen.

Unsere Truppen liegen jetzt zum großen Theil in engen Quartieren, das ist auch von Einfluß auf das äußere Aussehen. Wenn den ganzen Tag der Mann im Lager auf der Erde liegt, so kann er nicht reinlich aussehen, er bürstet seine Kleider nicht, er wäscht sich entweder dürftig oder gar nicht, kurz, im ganzen Putz geschieht nicht genug, geputzte Stiefel und angestrichenes Lederzeug sah man gar nicht mehr. Jetzt fängt dies an, sich zu bessern, die Truppen fangen auch wieder an, wie in der Garnison zu exerziren, und damit findet sich auch eine straffere Disziplin wieder. Mir wird es aber doch ganz weh, wenn ich daran denke, daß ich dasselbe nun in der Heimath sehen und meines dritten Einzugs in Paris verlustig gehen soll.

. . . Gestern habe ich auch einen Brief von Frau v. Broderotti (Gemahlin des Hofmarschalls des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg) gehabt, sie schreibt mir eigentlich nichts weiter, als daß sie mir ihre Theilnahme ausspricht, wahrscheinlich hat sie von meiner Enthebung gehört, sagt dies aber nicht, sondern spricht nur von dem, was ich mir unvergänglich erworben hätte, und was mir kein Neid und keine Mißgunst nehmen könne. Ich bin begierig, wie man in den Zeitungen über meine Angelegenheit urtheilen wird. Warum mir nur der König nicht antwortet? Sollte er glauben, daß ich schon abgereist sei? Ich habe heute, um dies aufzuklären, an General v. Tresckow geschrieben, auch habe ich ihm, den ich nicht zu meinen prinzipiellen Gegnern und Feinden zähle, eine Auseinandersetzung über die Punkte geschickt, wegen deren man mich verdächtigt hat. . . . Mein Prinz Adalbert hat sich schon den Tag nach meiner Enthebung, nachdem er mir herzliche Theilnahme bezeigt, von hier ins große Hauptquartier zum König begeben, er wird von mir nicht schlecht sprechen.

Jouy aux Arches, den 21. September 1870.

Ich schreibe Dir auch heute, da ich immer noch nicht von hier abreisen kann! Das ist es ja jetzt auch allein, was mir Freude macht, denn im Uebrigen habe ich keinen Grund dazu. Doch nein, ich will dankbar anerkennen, daß das Elektrisiren, welches ich bis zu meiner Abreise fortsetze, mir gut thut, ich befinde mich bis auf mein Fußleiden ganz vortrefflich, und dies Leiden ist auch nur klein, darum aber um so ärgerlicher, daß es nicht weichen will. Der kleine Zehen ist nicht geschwollen und nur ein klein wenig unterköthig, der Doktor will dies aber nicht öffnen, er meint, die Heilung würde länger dauern als das Zertheilen, was er jetzt in Aussicht stellt. Ich gehorche, denn der Doktor muß das ja besser verstehen als der Laie. Aber der Gehorsam wird mir schwer, da die Sonne so schön in die Fenster scheint und ich lieber zu Pferde säße und von der schönen Gegend Abschied nähme. Es fängt doch schon an, etwas herbstlich

zu werden, ich merke es zuweilen an der Kühle meiner Zimmer, und doch wäre es noch zu früh zum Einheizen, selbst wenn ich nur Kaminfeuer machen wollte. Ich habe die französische Revolution von Mignet zu Ende gelesen und stecke nun in Vie de Jésus par E. Renan, einem bekannten, bei Orthodoxen sehr verrufenen Buch. Der Verfasser macht freilich aus dem Heiland einen natürlichen Menschen, der sich seinem dürftigen Ursprung nach sehr einfach und naturgemäß, sittlich zwar sehr hoch, wissenschaftlich aber nur ganz beschränkt entwickelt. Das Land Judäa stellt Renan in der Schönheit weit über Jerusalem. Ich bin in der Lektüre noch nicht so weit vorgerückt, um noch mehr sagen zu können. Mein Wirth scheint viel für Bücher auszugeben, er hat Schiller und Goethe in französischer Uebersetzung, nur die Gedichte habe ich nicht gefunden, — es klingt sonderbar, wenn man Schiller und Goethe französisch liest. — Unsere Zukunft, d. h. wo wir künftig unseren Aufenthalt nehmen werden, fängt an mich zu beschäftigen. Mit dem „Feldmarschall" wird es jetzt aus sein, ich trete aus meiner bisherigen ausgezeichneten Stellung, die mir einen vorzugsweisen Anspruch auf jene letzte Beförderung gab, in meine frühere Stellung zurück, also hinter Alle die, welche meine Vorderleute waren und sich durch mein Hervorziehen doch verletzt gefühlt haben. General v. Herwarth am Rhein hat sich in dieser Weise gegen Andere ausgesprochen und es, — ich muß anerkennen nicht ohne Grund — verletzend gefunden, daß er, der am Rheine stand und die dortigen Verhältnisse genau kannte und jedenfalls besser kennen mußte als Einer, der wie ich von weit her zum Kommandirenden einer Armee eingesetzt wurde, — hierbei übergangen wurde. Er hat sich aber ruhig in seine Lage gefunden und sich mit der Stelle als Generalgouverneur zufrieden gegeben. Wäre ich an seinem Platze gewesen, — ich weiß nicht, ob ich ebenso hätte handeln können. Was ist nun eigentlich das Richtige? Giebt es dafür einen anderen Maßstab als der ist, welcher in Jedem nach seiner Eigenthümlichkeit gefunden wird? . . . Die Nachrichten, die von unserer großen Armee eingehen, erregen mir ein besonderes Gefühl; ich komme mir wie ein Gestorbener vor, den der Welt Händel nichts mehr angehen, sie hören aber doch nicht auf, mich zu interessiren. Paris ist nun von unserer großen Armee eingeschlossen, auf einer Seite von unserem, auf der anderen Seite vom sächsischen Kronprinzen, auf einer dritten von Württembergern und Bayern; die Kavallerie vervollständigt die Einschließung. Es wäre wünschenswerth, daß wir ein oder zwei der Forts, die Paris umgeben, erobern könnten. Das geht aber nur mit schwerer Artillerie, und diese ist wieder nur per Eisenbahn so schnell heranzuziehen. Die Eisenbahn ist aber durch Toul gesperrt, welches noch immer nicht kapitulirt hat, es wird daher dies wohl die erste Beschießung erfahren müssen. Was Thiers auf seiner diplomatischen Rundreise an die ersten

Höfe Europas erreicht hat oder zu erreichen hofft, das ist noch ein Geheimniß, ich glaube, daß wir nicht viel danach fragen, wenn wir im Geheimen doch wohl Nachforschungen anstellen mögen, offiziell thun wir aber, als ob wir uns beim Friedeschließen von Niemand einreden lassen wollen und werden. Ich wünsche, daß wir es auch können, d. h. daß wir schließlich eine recht starke Armee disponibel haben, und das wäre der Fall, wenn erst Straßburg und Metz in unseren Händen sind. In der Heimath wird auch noch organisirt; General v. Löwenfeld hat eines dieser Korps bekommen, und nun trete ich eben an seine Stelle als Generalgouverneur. Ich übernehme also die Stelle, die einer meiner Divisionskommandeure aus dem Jahre 1866 innegehabt hat, wahrlich keine Auszeichnung, wofür ich mich zu bedanken hätte, ja das geht mir sogar sehr im Kopf herum, ob ich diese Stelle annehmen kann, doch das hat Zeit, bis ich in Posen sein werde. Dorthin zu gehen, erfordert der Respekt vor dem Könige. Du wirst recht in Spannung sein, wann ich komme, ich kann mir zwar nicht denken, daß die Entscheidung sich noch lange hinzieht, in jedem Falle orientire ich Dich telegraphisch, sowie ich Gewißheit habe. Grüße Mama, die froh sein wird, wieder in ihre gewohnte Wohnung ziehen zu können; ich möchte aber warnen, sich zu fest zu gewöhnen!

Die Objektivität dieser letzten Briefe aus dem Felde müßte Staunen erregen, wenn man bedenkt, wie stark der General nach seinen früheren Erweisungen durch den drastischen Eingriff in seine militärische Laufbahn und durch das plötzliche Scheitern so vieler Wünsche und Hoffnungen auf ein glückliches, ruhmreiches Ende des Krieges, auch für sich selbst, innerlich hätte erregt sein müssen. General Graf v. Wartensleben, der Ober-Quartiermeister der Ersten Armee, schildert das Verhalten des Generals gleich nach der Katastrophe unter ähnlichem Eindruck in einem Brief an seine Gemahlin vom 15. September: „. . . Der General schien es erwartet zu haben und trägt es, äußerlich wenigstens, mit Würde und Gleichmuth." Der General war aber eben nicht mehr so von innen heraus kräftig und dauernd empfänglich für äußere Begebenheiten wie früher, es ist kaum anzunehmen, daß er sich die Konsequenzen der letzten Erfahrungen völlig klar machte, schon allein deshalb nicht, weil er den dem Prinzen Friedrich Carl gegenüber zuletzt begangenen dienstlichen Fehler nicht einsah und auch später nie hat zugestehen wollen. Er sah nur Kabalen und Intriguen gegen sich, denen er für den Augenblick unterlegen sei, später, so stellte ihm die unklare Auffassung des Momentes seine Lage dar, mit dem Fallen von Metz, wenn die Erste Armee wieder selbständig sein würde, würde er auch von Neuem eine aktive Verwendung finden. Die Abberufung machte also nicht den vollen Eindruck auf ihn.

Das schloß aber nicht aus, daß ihm die Loslösung von dem jetzt gewohnt Gewordenen schwer wurde und die Trennung auch von den Herren seines Stabes ihn bewegt machte. Nachdem bei der Cernirungsarmee von Metz am 23. September der Fall von Toul noch freudig begrüßt worden war, schreibt General Graf v. Wartensleben am 25. an seine Gemahlin: „... Heute war Abschiedsdiner für unseren alten Steinmetz. Er war sehr weich und wurde in seiner Abschiedsrede sogar einige Augenblicke durch Thränen am Sprechen verhindert. Die letzten Eindrücke, die er mitnimmt, sind wenigstens angenehm." Am 26 verließ General v. Steinmetz, von den Herren des Stabes bis Ars sur Moselle begleitet, den Kriegsschauplatz. Hauptmann Wittke, dessen Mitversetzung als Adjutant zum Generalgouvernement nach Posen er mit der Bitte um eine besondere Auszeichnung als Entschädigung für diesen Offizier beantragt und in Form einer Vorpatentirung vom Könige auch erlangt hatte, schloß sich ihm an, und wenige Tage später sah er sich in der Heimath zurück, freilich ohne die gehofften erhebenden Gefühle!

Während er nun sein Gouvernement übernahm und pflichtgetreu that, was ihm zu thun oblag, verfolgte er natürlich mit lebhaftem Interesse die Vorgänge in Frankreich, erwog die günstigen Folgen aus dem Freiwerden des Belagerungsparkes nach dem Falle von Straßburg und erwartete mit doppelter Spannung die Kapitulation von Metz. Eine Freude wurde ihm durch die Verleihung des russischen St. Georgs-Ordens, vielleicht eine noch größere durch die den Orden begleitende Allerhöchste Kabinets-Ordre zu Theil:

Seine Majestät der Kaiser von Rußland, von dem Wunsche beseelt, Ihrer Anerkennung der ruhmvollen Leistungen Meiner Armee durch Verleihung des St. Georgs-Ordens an die Würdigsten einen Ausdruck zu geben, haben Sich mit Meiner Wahl einverstanden erklärt und Ihnen die 3. Klasse dieses Ordens verliehen. Indem Ich Ihnen zu dieser Auszeichnung Meinen Glückwunsch ausspreche, lasse Ich Ihnen die Ordens-Insignien zugehen. H. Q. Versailles, den 30. Oktober 1870. — Wilhelm.

Auch zu Korrespondenz fand sich Veranlassung. Der Professor Dr. Sepp, einer der einflußreichsten Vertreter der deutsch-nationalen Sache in München, welcher mit dem General zusammen im Reichstag des Norddeutschen Bundes und im Zollparlament saß, schrieb ihm nach Posen:

München, den 23. Oktober 1870.

Ew. Excellenz genehmigen aus dem Munde eines Bayern im Namen Vieler den freien Ausdruck aufrichtiger Bewunderung entgegenzunehmen,

die Sie als deutscher Heerführer und „zweiter Blücher“ auch uns Süddeutschen abgewonnen.

Indem ich mein Tagebuch von 1868 als Mitglied des Zollparlaments durchblättere, finde ich Ihre in der Börsenhalle gegen meine Wenigkeit gemachte Aeußerung eingetragen: „Wie, Sie denken in Süddeutschland (im nächsten Kriegsfalle) neutral zu bleiben? Geben Sie mir 80000 Bayern, und ich will damit schon im Felde etwas ausrichten.“ Und auf meine bescheidene Bemerkung, Preußen würde auch eine unglückliche Schlacht aushalten, für Frankreich wäre es der Sturz der Dynastie, entgegneten Sie herablassend: „Was, unglückliche Schlacht! Sie werden sehen, wie das vorwärts geht!“

Ja, wir sahen es mit deutschem Stolze, der wieder zur Wahrheit werden möge, seitdem Sie bei Saarbrücken die Franzosen aus allen Stellungen warfen, und Ihr Kronprinz bei Wörth die Preußen und Bayern zum Siege führte. Wir sind auch keine Stunde neutral geblieben.

Excellenz haben im Verein mit dem größten Strategen unserer Tage dessen Versicherung zu lösen begonnen: „Ehe die Franzosen nach München kommen, sind wir in Paris.“

Möge uns Bayern bei der Neugestaltung des Reichs auch im Frieden die Stellung zu Theil werden, die wir durch Waffenbrüderschaft uns erworben.

Ew. Excellenz mit unbegrenzter Hochachtung ergebener Diener — Professor Dr. Sepp, z. Zt. Abgeordneter.

Darauf erwiderte der General (Konzept):

Posen, den 31. Oktober 1870.

Werthgeschätzter Herr Professor! Sie haben mich durch Ihr Schreiben vom 23. d. Mts. in doppelter Hinsicht sehr erfreut, und zwar einmal dadurch, daß Sie, ein Bayer dem Herzen und dem Sinne nach, den Stolz und das Hochgefühl Deutschlands über seine Wiedererhebung zu der weltgeschichtlichen Stellung, die ihm den anderen Staaten gegenüber gebührt, mit der ganzen Wärme nicht eines Partikularisten, sondern eines dem großen Ganzen angehörenden deutschen Mannes empfinden. Dies, diese aus der Ueberzeugung aller deutschen Volksstämme hervorgegangene Einigung Deutschlands, ist der werthvollste Gewinn, den wir dem jetzigen großen Kriege verdanken. Aber es gehörte auch nicht weniger dazu, das friedliebende, nicht eroberungssüchtige deutsche Volk in solcher Weise zur Erhebung wie ein Mann zu reizen, als der Hochmuth und die Anmaßung unseres westlichen unruhigen Nachbars. Die Geschichte wird diese Erfahrung als bleibende Warnung den kommenden Geschlechtern überliefern, und Gesammt-Deutschland hat danach schwerlich in den nächsten Dezennien

von irgend einer Seite eine ähnliche Herausforderung zu besorgen, wie die war, welche Frankreich gewagt hat. Es kann darin eine große Gefahr für Deutschland liegen, wenn seine Volksstämme je wieder vergessen könnten, wie groß und mächtig und darum über Land und Meer geachtet Gesammt-Deutschland heut dasteht, und wie erbärmlich und schwach und ein Spott und Spielball seiner großen, einheitlichen Nachbarn durch Jahrhunderte hindurch es in seiner Zerrissenheit durch engherzigen Partikularismus war. Dies ist, was ich Sie, verehrter Herr Professor, den Mann der Wissenschaft, der seinem Volke mit seinem gediegenen Urtheil voran zu leuchten berufen, aber auch verpflichtet ist, zu beherzigen bitten möchte Ihrem Wunsche gegenüber: „Möge uns Bayern bei der Neugestaltung des Reichs auch im Frieden die Stellung zu Theil werden, die wir durch Waffenbrüderschaft uns erworben." Wenn Sie sich an der hohen Achtung, die der tüchtige, kernige bayerische Volksstamm mit vollem Recht und namentlich auch nach seinen neuesten Erweisungen auf dem Felde der Ehre beanspruchen kann, genügen lassen und um der großen Vortheile willen, die durch eine Einheit auf dem militärischen, politischen, merkantilen und zum Theil auch finanziellen Gebiet durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments für Norddeutschland schon erreicht worden sind, sich diesem in brüderlichem Vertrauen zu einem Ganzen anschließen wollten, welch ein Segen würde hieraus dem geeinten großen, deutschen Vaterlande erblühen, und welche Einbuße könnte Bayern, wenn Sie nur von Fiktionen absehen wollen, dann wohl haben? Schlagen Sie also nur mit Vertrauen in die Bruderhand ein, die Ihnen vom Norden einladend ohne Falsch und ohne Hintergedanken entgegengereicht wird.

Mit der vollkommensten Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster — General v. Steinmetz.

Naturgemäß beschäftigte sich der General hauptsächlich auch mit seiner eigenen Lage, Zeit und Ruhe stand ihm zu Gebot, Alles, was er erfahren, wieder zu überdenken; zu einem anderen Resultat als der Bestätigung seines schon von Anfang an gehegten Argwohns, daß Neid und Mißgunst gegen ihn ihr Werk treiben würden, konnte er sich aber nicht durcharbeiten. Die Ueberzeugung, sein geliebter König könne doch gar nicht an ihm zweifeln, und die stille Hoffnung, er werde ihn zu gegebener Zeit wieder heranholen, hielt ihn guten Muths und ließ ihm die nächsten Wochen in Erwartung und Spannung rasch vergehen.

Da kam aber nach endlicher Kapitulation von Metz am 27. Oktober die herbste Enttäuschung über ihn, mit einem Schlage zog sich der Schleier zur Seite, durch den er bisher seine Lage angesehen hatte, und ganz klar mußte er nun erkennen, daß wirklich sein militärisches Leben in tragischer

Weise seinen vollen Abschluß gefunden habe: die Erste Armee, frei geworden von dem Cernirungsdienst unter Prinz Friedrich Carl, war unter den Oberbefehl des Generals v. Manteuffel gestellt und marschirte von Metz zu selbständigen Unternehmungen nach Nordwesten ab — vom General v. Steinmetz war keine Rede mehr.

Tiefgedrückt, glaubte er nunmehr den Augenblick gekommen, vom Könige seinen Abschied erbitten zu müssen, er setzte sich sofort hin und schrieb an Seine Majestät (Konzept):

Posen, den 12. November 1870.

. . . Ew. Königlichen Majestät Befehl gemäß verwalte ich seit 1½ Monaten das General-Gouvernement in Posen. Ich habe in dieser Bestimmung nur eine Allerhöchste Ungnade und eine Zurücksetzung erblicken können, auch wohl sollen und mir deshalb gleich die Frage vorgelegt, ob ich unter dieser Acht wohl ferner noch der Armee mit Ehren und zu irgend welchem Nutzen angehören könne. Wenn ich nun auch geglaubt habe, dies schon damals verneinen, ja vielleicht in der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 12. September d. Js. eine indirekte Aufforderung finden zu müssen, mein Ausscheiden aus der Armee erbitten zu sollen, für welche Ew. Majestät von mir fernere gute Dienste zu meiner tiefen Betrübniß nicht mehr zu erwarten scheinen, so habe ich es doch für eine Pflicht des Ew. Majestät schuldigen Gehorsams gehalten, jenen entscheidenden Schritt bis zur Zweifellosigkeit meiner Befürchtung auszusetzen. Diese möchte aber wohl mit dem Falle der Festung Metz, der anderweitigen Disposition über die mir als Armeebefehlshaber unterstellt gewesenen Truppen, und nach dem Werth, welchen Ew. Majestät auf meine Leistungen in dieser Stellung zu legen geruht haben, vorhanden sein. Ich kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß ich unter das Niveau der Geltung herabgedrückt bin, welche mir der Feldzug von 1866 eingetragen hatte, daß ich unter diesen Umständen für die Armee, der ich mein ganzes Leben gewidmet habe, nichts mehr sein kann, und daß es nur ein schöner Traum war, ein Dienstleben, welches der Jüngling mit dem Kampf gegen denselben Feind von heute rühmlich begonnen, nun mit dem gleichen Kampfe, und nachdem er das höchste Ziel des strebsamen Offiziers erreicht hatte, mit ganzer Befriedigung den Abend seines Lebens abschließen könne.

Wie traurig und schmerzlich mir daher auch der entgegengesetzte Abschluß meiner jetzt 57jährigen Dienstzeit ist, so sehe ich es doch als unvermeidlich an, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll meinen Degen zu Füßen zu legen und um meinen Abschied allerunterthänigst zu bitten.

In tiefster Devotion und bis zum letzten Lebenshauch Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster, treugehorsamster — v. Steinmetz, General der Infanterie, Generalgouverneur von Posen.

Doch der König ist seinem alten treuen Diener gar nicht ungnädig, er kennt ihn ganz genau; groß und gütig denkend, antwortet Hochderselbe handschriftlich dem General:

Versailles, den 20. November 1870.

Ihr Schreiben vom 12. d. Mts. spricht eine Bitte aus, die Sie bei Ihrem echt soldatischen Sinne später gewiß bereuen würden, da Sie unstreitig über einen preußischen Offizier, der aus anderen als Gesundheitsrücksichten während des Krieges aus der Armee scheiden wollte, den Stab brechen würden. Ich bin es Ihren ausgezeichneten Diensten schuldig, Sie vor einem derartigen Schritt zu bewahren.

Ich muß daher Ihr Gesuch für jetzt ablehnen und kann es Ihnen nur überlassen, ob Sie dasselbe zu einem Zeitpunkte wiederholen wollen, wo es Mir möglich sein würde, Ihnen die wohlverdiente Ruhe in einer so ehrenvollen Form zu gewähren, wie Ich sie einem General, der Schlachten gewonnen hat, nur zu Theil werden lassen kann.

Auf den Inhalt Ihres Schreibens gehe Ich absichtlich nicht näher ein, weil dies eine Polemik herbeiführen würde, die Ich uns Beiden erspart zu sehen wünschen muß.

Ihr stets treu ergebener König — Wilhelm.

Auf dies gnädige Handschreiben erwiderte der General unter dem 6. Dezember (Konzept):

E. K. M. allergnädigstes Handschreiben vom 20. v. Mts., welches mir aber erst am 2. d. Mts. zugekommen ist, hat mich mit innigstem Dank und hoher Freude erfüllt; E. M. bezeigen sich mir darin ja wieder einmal in der lange und schmerzlich vermißten huldvollen Weise, und wenn das ist, dann ist mir nichts zu schwer, was Allerhöchstdieselben mir auferlegen wollen; ich unterwerfe mich daher mit Ergebung dem, was E. M. über mich zu verfügen geruhen werden, enthalte mich auch, das Drückende meiner Lage nochmals darzulegen, da ich glaube, daß darüber kein Zweifel, am wenigsten bei meinem gnädigen Könige sein kann. E. M. bitte ich dagegen aus der Tiefe meines Herzens, mir huldvoll und gnädig verbleiben und Allerhöchst sich der unwandelbaren Treue und Hingabe Allerhöchst Ihres alten Dieners versichert halten zu wollen.

In tiefster Devotion E. K. M. — ꝛc.

Auch sonst erhält der General manches freundliche Zeichen unveränderter Zuneigung. U. A. schreibt S. K. Hoheit der Kronprinz an ihn:

H. Q. Versailles, den 2. Dezember 1870.

Sie haben mir in Ihrem freundlichen Brief vom 15. November Glückwünsche zu meiner Beförderung zum Feldmarschall wie auch zu den

Erfolgen der unter meinem Befehl stehenden Truppen ausgesprochen, mein lieber General, für die ich Ihnen herzlich dankbar bin.

Von einem Kriegsgefährten und heldenmüthigen Führer, der mir 1866 untergeben war, anerkennende Worte über die Leitung meiner diesmaligen Armee zu vernehmen, kann mir nur Freude machen. Sie selber kennen aber einen guten Theil der Truppen, die ich anführe, und ebenso auch die Männer, die mir zur Seite stehen, und werden mir daher Recht geben, wenn ich behaupte, daß unter solchen Umständen ein glücklicher Feldzug wohl zu erwarten stand.

Wenn nun Se. Majestät meine ganze Armee durch die bisher in meinem Hause nicht gebräuchliche Beförderung auszuzeichnen befahl, so kann ich nur in demüthiger Stimmung diese, meiner Person widerfahrene Ehre annehmen, die ich so manchem Anderen zuwenden möchte.

Mit aller Theilnahme und größter Freude folgte ich den siegreichen Thaten Ihrer Armee, mit welcher Sie denselben Feind schlugen, den Sie bereits als Jüngling in den deutschen Freiheitskriegen einst niederwerfen halfen. Meine wohlwollenden Gesinnungen werden Sie stets begleiten, und indem ich mich Ihrer Gemahlin empfehle, bin ich, mein lieber General, Ihr wohlgeneigter — Friedrich Wilhelm, Kronprinz, General-Feldmarschall.

Oberst v. der Esch, Chef des Stabes des V. Armeekorps, schreibt:

Versailles, den 22. Dezember 1870.

Hochzuverehrender Herr General der Infanterie, Excellenz! Wenn am 27. Dezember von allen Seiten Wünsche zum Geburtsfeste eingehen, dann bitten auch die Meinigen aus der Ferne um Anhörung; ich darf ja den Anspruch machen, meine Wünsche für das Glück und Wohlergehen Ew. Excellenz mit zu den aufrichtigsten und herzlichsten gerechnet zu sehen. Recht sehr werde ich am 27. beim einsamen Kaminfeuer oder, wenn es sich so fügen sollte, beim Biwakfeuer, des Vorjahres gedenken, wo wir so heiter und fröhlich waren: es war wirklich sehr nett am 27. Dezember 1869, und schon die Erinnerung wird mir den diesjährigen Geburtstag zu einem Freudentage machen.

Und welch ein Jahr ist verflossen! Wie gern möchte ich Ew. Excellenz recht viel von hier berichten, was ließe sich aber brieflich Neues schreiben, wo die schnellste Veröffentlichung aller Ereignisse eine, wie es mir scheint, politische Seite der Kriegführung geworden ist. Was offizielle und offiziöse Nachrichten nicht bringen, wird überhaupt gern verschwiegen; es handelt sich dann meist um den geringen Schatten bei so vielem Lichte in unserer Kriegführung.

Um so unbarmherziger ist aber der Kameradenkreis, hat er einmal den wunden Punkt entdeckt, und so ist denn jetzt Alles, was direkt und indirekt mit dem Belagerungspark in Verbindung steht, der schonungslosesten Kritik verfallen. Mit Bestimmtheit rechnet man jetzt auf den Beginn der Beschießung gegen Ende des laufenden Monats, und wenn es sich endlich bewahrheiten sollte, — der Jubel wird allgemein sein. Einsichtsvolle Männer, welche der Sache ganz nahe gestanden haben, behaupten, daß es sich nicht früher habe thun lassen; ich, der ich etwas ferner stand, meine, daß die entgegengestandenen Schwierigkeiten hätten überwunden werden müssen. Am 19. September warf unser Korps den Feind in die Forts zurück, welche damals wohl vollkommen sturmfrei, aber nur gegen den gewaltsamen Angriff armirt waren; schon am 13. September war der Befehl zur Cernirung und Absendung des Belagerungsparkes gegeben, Ende September war das Material auf dem nach Sprengung des Tunnels bei Maux nächstgelegenen Bahnhof Nanteuil zur Stelle, fünfzehn Meilen Landweg blieben noch zurückzulegen mit einem ungeheuren Material an Geschützen und zumal an Munition, und nebenbei mußte auf demselben Wege die Verpflegung für die Armee herbeigeschafft werden. An dieser Aufgabe ist man gescheitert, und es scheint fast daraus zu resultiren, daß für die Bedürfnisse einer so zahlreichen Armee eine einzige Eisenbahnlinie, selbst wenn sie zweigleisig ist, nicht ausreichend sei. Ich lasse es dahingestellt sein, ob die zur Geltung gekommenen Hindernisse mehr materieller oder mehr persönlicher Natur waren, fest steht, daß noch immer, nach nunmehr drei Monaten, eine große Zahl von Pferden, und auch diese bereits kopfschüttelnd, sich mit Heranfahren der Munition abmüht, sowie daß bei der großen Thätigkeit der Franzosen inzwischen so viel Erdwerke um die Forts erschienen sind, daß diese jetzt großen Reduits gleichen. So ist der Belagerungspark mit dem vielen Zubehör bisher ein todter Körper geblieben, der unsere Bewegungen entsetzlich hemmt und nicht unerhebliche Kräfte bindet. Allgemein hat man die Widerstandsfähigkeit von Paris unterschätzt; man gab anfangs nur sechs bis acht Wochen Frist, und früher würde man nach Ansicht der Artilleristen auch durch die Belagerung oder Beschießung nicht in den Besitz gekommen sein: dieses mag der eigentliche Grund sein, daß von Hause aus der Nachdruck fehlte. Gott wird auch so Alles zum Besten führen, und mich dünkt, als ob Frankreich das Kriegführen herzlich satt habe. Mit dem Fall von Paris möchte das Ende des Feldzuges nahe sein, da dann die Cernirungsarmee, nach Abrechnung von etwa zwei Korps für Paris, zur Besitznahme des Landes disponibel ist.

Dem Könige geht es, so weit ich es zu beurtheilen vermag, recht gut: er ist wohlwollend und gütig wie immer und gewinnt Aller Herzen.

Und nun, Ew. Excellenz, möchte ich meinen Brief, wie ich ihn begonnen, mit Tausenden von Wünschen für das Wohl Ew. Excellenz beenden und die respektvollsten Empfehlungen an Ew. Excellenz Frau Gemahlin und Frau Generalin v. Krosigk hinzufügen. Herr v. Krosigk sagte mir gestern, daß er zum 27. jedenfalls schreiben werde, er macht einen recht zufriedenen Eindruck.

Ew. Excellenz treu gehorsamer — Karl v. der Esch.

General v. Sperling, der inzwischen wieder als Chef des Stabes zur Ersten Armee zurückgekommen war, schreibt:

Amiens, den 25. Dezember 1870.

Hochwohlgeborner Herr, Hochgebietender Herr General der Infanterie! Ew. Excellenz beehre ich mich gehorsamst zu melden, daß mir Se. Majestät der König das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen hat und zwar, wie in der Allerhöchsten Ordre es heißt, noch infolge der Vorschläge von Ew. Excellenz. Dafür dankt dem Oberbefehlshaber der Chef seines Stabes von ganzem Herzen, er fühlt sich hochgeehrt durch diesen Akt des Wohlwollens, durch dieses Zeichen seiner Zufriedenheit; er wird es dem General v. Steinmetz nie vergessen, denn er betrachtet es als eine Ehre von ihm vorgeschlagen zu sein.

Ew. Excellenz hatten den Major Wittke beauftragt, dem Grafen Wartensleben Ihre Erwartungen, Ihre Entschließungen und die Allerhöchste Entscheidung mitzutheilen; der Major Wittke hat dies Schreiben an mich gerichtet, und ich habe Ew. Excellenz Befehle ausgeführt und habe den einzelnen Offizieren Ihres eigentlichen Stabes einschließlich der Generale Schwarz und Biehler persönlich vertraulich Kenntniß gegeben. Es steht mir nicht zu, den Meinungen einen Ausdruck zu geben, da es sich hierbei um die Entschließungen und Entscheidungen Seiner Majestät des Königs handelt, die sich jeder Beurtheilung entziehen. Deß können Ew. Excellenz überzeugt sein, die Armee und ihr Stab würden unter Ew. Excellenz Führung ebenso ihre Schuldigkeit gethan haben wie vordem, und würden ebensolche Resultate erreicht worden sein, wie der General v. Steinmetz sie bis Metz errungen hatte; Jeder von uns wird es sich zur Ehre rechnen, unter Ihnen vor dem Feind gewesen zu sein und der Ersten Armee angehört zu haben.

In der ausgezeichnetsten Hochachtung verharre ich Ew. Excellenz ganz gehorsamer — v. Sperling, Generalmajor und Chef des Stabes der Ersten Armee.

Der General antwortet im Konzept:

Posen, den 4. Januar 1871.

Werthgeschätzter Herr General! Wenn ich meine Antwort so knapp zuschneiden wollte wie Sie, mein bester General, es mit Ihrer Zuschrift gethan haben, so müßte ich mich darauf beschränken, Ihnen einfach den Eingang derselben anzuzeigen und für Ihre Erinnerung zu danken. Dies würde aber dem Interesse nicht entsprechen, welches ich meinem gesammten Stabe der Ersten Armee bewahrt habe. Aus diesem Interesse aber kann ich nicht anders als sagen, daß ich es sehr empfunden habe, daß absolut Niemand von allen Herren einmal anders als formell an mich geschrieben hat, um mich an Ihrem Ergehen und den dortigen Verhältnissen theilnehmen zu lassen, die mir doch unmöglich gleichgültig sein konnten. Aber wie Sie, so haben auch die Generale Schwarz und Biehler mir nur Worte des Dankes zu schreiben gewußt, während ich wohl auf etwas mehr, und wollen Sie es auch Dank nennen, auf den gerechnet hatte, der sich in fortgesetztem Vertrauen ausspricht, was mir, der in sich so viel zu überwinden gehabt, besonders wohlgethan haben würde. Sie sind aber Alle so zugeknöpft, daß ich selbst auf die Erfüllung der erbetenen Auskunft über die Operationen der Ersten und Zweiten Armee nach dem 6. August und bis zur völligen Einschließung von Metz seit Monaten vergeblich warte, obgleich Major Wittke daran mehrere Male erinnert hat. Das, was davon in den Akten der Ersten Armee befindlich und gar nicht so umfangreich ist, daß die Abschrift sehr zeitraubend sein kann, hätte mir wohl auf Abschlag geschickt werden können, bis man später auch im Stande gewesen wäre, die Nachrichten über die Zweite Armee zu schicken, die ich in den Akten der Ersten Armee nicht ganz vollständig gefunden habe, namentlich nicht die Marsch- und Dislokationsbefehle des Prinzen Friedrich Carl oder des Königs selbst für die Zeit vom 7. bis einschließlich 18. August. Ich möchte Ihnen diese Sache noch einmal zur gefälligen Beachtung empfehlen, und da ich mir damit Aussicht auf einen zweiten Brief von Ihnen mache, so spreche ich den Wunsch aus, daß er mir auch Ihr mir erhaltenes Vertrauen ausdrücken und über Ihre Verhältnisse so ausführlich sein möge, als Sie es mit Ihrer diplomatischen Abgeschlossenheit irgend verträglich finden. Sie haben seit unserer Trennung doch so manches Interessante erlebt, worüber sich doch etwas sagen läßt. Sie sind mit dem VIII. Armeekorps bisher genau den Weg gegangen, den auch ich im Jahre 1815 gemacht habe, Amiens, Rouen, Caën, aber auch Arras ꝛc. sind alles Orte, die mir von damals bekannt sind, und ich wäre gar gern als Armeeführer wieder in dieselben eingerückt. Aber man kann eigentlich kaum noch von einer Ersten Armee reden, denn was Sie dort haben, ist vorzugsweise nur das VIII. und ein Theil des I. Armeekorps, alles Andere vagirt, wenn ich nicht falsch sehe, in der

Welt herum, und namentlich das VII. Armeekorps scheint mir ganz zerstückelt, worüber General v. Zastrow wohl nicht gerade erbaut sein wird. Sie sehen aus diesen Andeutungen, wie Manches Sie mir sagen könnten, auch über die gehabten Gefechte, rechnen Sie dazu noch etwas über die persönlichen Verhältnisse, so könnte dies ein ganz interessanter Brief werden, womit Sie mich erfreuen würden. Sie enthalten sich mit Recht der Beurtheilung dessen, was der König über mich verfügt hat; ich thue dies auch, und mit deshalb, weil ich den König nicht verstehe. Er muß es wissen, daß zu den mir Schuld gegebenen Vorwürfen des Ungehorsams gegen seine Befehle auch nicht der Schatten eines Grundes vorhanden ist, daß also die gröbste Härte gegen mich geübt wird. Es wäre mir daher höchst interessant, zu wissen, welche Auffassung man denn in maßgebender Stelle von meiner Angelegenheit hat, und ob nicht Aeußerungen darüber Unterrichteter eine Art Aufklärung geben möchten.

Meine hiesige Wirksamkeit ist eine ziemlich unbedeutende, die Anordnungen großentheils und die Exekution liegen ganz den stellvertretenden Generalkommandos ob, und erst als ich sah, daß es in der Behandlung und Festhaltung der in Posen und Schlesien zahlreich internirten französischen Gefangenen am nöthigen Ernst gebrach, habe ich mich mehr einmengen müssen, und seitdem ist denn auch in der Pflege, Zucht und Ordnung das Erforderliche geschehen. Es werden aber der Gefangenen fast zu viel, da alles Schlagfähige mit vollem Recht aus dem Vaterlande nach Frankreich fortgeschickt werden muß und wir uns hier mit der reinen Garnisontruppe behelfen müssen. Um Weihnachten habe ich bei 15 ° Kälte und mehr die sämmtlichen Gefangenendepots in Schlesien und Posen bereist, was mir einen interessanten Einblick in diese Sache gegeben hat; die Gefangenen aus Metz waren heute noch, obgleich sie sich sehr erholt haben, die verkommensten, verhungertsten, und von ihnen sind viele an Typhus und Pocken gestorben.

Durch den Tod des bisherigen stellvertretenden Generals V. Armeekorps, Generallieutenants v. d. Goltz, ist jetzt General v. Wnuck in diese Stelle gekommen, und General v. Kraewell Kommandant geworden. Sonst kann ich Ihnen Neues von hier nicht schreiben, ich schließe daher diesen Brief, bitte Sie, mich sämmtlichen Herren Ihres Stabes zu empfehlen und sich selbst meiner vollen Hochschätzung versichert zu halten, mit der ich stets verbleibe Ihr Ihnen aufrichtig ergebenster —

v. Steinmetz.

So folgte der General mit sehnsüchtigem Interesse seiner ehemaligen Armee bei ihren Märschen und Thaten zur Deckung der Cernirung von Paris gegen Norden; dann begrüßte er erhobenen Herzens den Geburtstag

des neuen, nun geeinten Deutschen Reiches und hätte, wie gern, noch einmal die endlich bezwungene feindliche Kapitale zu seinen Füßen gesehen! Der Friede ward erstritten und gesichert, der König kehrte in die Heimath zurück, und zu den ihn feierlichst und festlichst Empfangenden eilte auch der General nach Berlin. Es kam bei diesem großen, den König tief bewegenden Moment nicht zu einer Aussprache mit dem Einzelnen, aber als bald darauf des Königs Geburtstag den General zu dem gewohnten, ehrerbietigen Glückwunsch veranlaßt hatte, schrieb ihm Seine Majestät gütigst dankend:

Berlin, den 3. April 1871.

Erst heute komme Ich dazu Ihnen Meinen herzlichen Dank für Ihre Wünsche zum 22. März zu sagen. Ich hoffte, Sie würden Berlin nicht vor dem Tage verlassen, und freute mich, Sie in den Zwischentagen noch zu sprechen, da Ich Sie bei Meiner Ankunft nur in dem bewegten Moment auf dem Eisenbahnperron sah! Daß Sie zu dem schönen Moment in Berlin waren, danke Ich Ihnen recht von Herzen, denn in solchen Momenten sprechen die Herzen lauter als der Mund!

Ihr treu ergebener König — Wilhelm.

Nach dieser Rückkunft des Königs hielt der General den Zeitpunkt für gekommen, Seiner Majestät von Neuem sein Abschiedsgesuch zu unterbreiten. Um sich darüber zu vergewissern, fragte er vorher noch beim Kronprinzen an und erhielt von diesem die Antwort:

Berlin, den 3. April 1871.

Mein lieber General, als Antwort auf Ihren freundlichen Brief vom 31. März kommen heute nur wenige Zeilen. Ich ertheile Ihnen aber den Rath, jetzt Ihr beabsichtigtes Abschiedsgesuch Allerhöchsten Ortes einzureichen, da der Augenblick als der geeignete bezeichnet werden kann.

Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar dafür, daß Sie in einer Angelegenheit, die Sie persönlich so nahe berührt, sich meiner Vermittelung haben bedienen wollen. Sie kennen meine alte, sehr große Verehrung für Sie, meine aufrichtige Bewunderung für Ihre Leistungen, zumal ich Zeuge jener Siege war, die Sie erfochten, als wir uns in einem Armeeverbande befanden. Willkommen heiße ich also jegliche Gelegenheit, die sich darbietet, mich Ihnen erkenntlich zeigen zu können, zumal es gilt, am Schlusse eines so gewaltigen Krieges, wie der eben erlebte es war, und mit welchem Ihr Name stets verknüpft bleiben muß, Ihnen gerecht zu werden.

Ich danke Ihnen auch noch für die abschriftlichen Beilagen, welche Ihr Brief enthielt, und indem ich hoffe, Sie bald wiederzusehen, nachdem wir uns leider bei der Rückkehr aus Frankreich verfehlten, bin ich mit den

alten, unveränderlichen Gesinnungen Ihr aufrichtig ergebener — Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Dem Kaiser und Könige schrieb infolgedessen der General (Konzept):

Posen, den 7. April 1871.

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät haben auf mein Allerhöchstdemselben unter dem 12. November v. J. ehrfurchtsvoll unterbreitetes Abschiedsgesuch mich unter dem 20. desselben Monats, im Hinweis auf den damals noch bestehenden Kriegszustand, wohlmeinend ablehnend zu bescheiden, und einer späteren geeigneteren Zeit vorzubehalten geruht, jene ehrfurchtsvolle Bitte meinerseits zu erneuern, um mich dann in der angedeuteten allergnädigsten Weise verabschieden zu können. Indem ich glaube, daß die dafür geeignete Zeit jetzt gekommen ist, glaube ich auch Ew. Majestät Intention zu entsprechen, wenn ich Allerhöchstdieselben jetzt auch erneut allerunterthänigst bitte, mich nun in Gnaden aus dem Dienst zu entlassen, unaussprechlich dankbar für die in meiner langen Dienstzeit mir von drei meiner innigst verehrten Könige zu Theil gewordenen Huld, die zu verdienen mein Ehrgeiz und die mir bis zum letzten Athemzuge zu erhalten der regste Wunsch meines Herzens war.

In tiefster Devotion ersterbe ich als Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät allerunterthänigst gehorsamster — v. Steinmetz, General der Infanterie und Generalgouverneur.

Die darauf erfolgende Allerhöchste Kabinets-Ordre lautet:

Durch die jetzt erfolgende Auflösung der Generalgouvernements ist auch Ihre Entbindung von dieser Stellung erforderlich. Indem Ich dieselbe hierdurch verfüge, wünsche Ich Ihnen eine Stellung anzuweisen, die Ihren Mir vorgetragenen Wunsch zum Uebertritt in den Ruhestand berücksichtigt und Sie doch der Armee noch ferner erhält, mit deren Geschichte Sie Ihren Namen unvergänglich und fest verflochten haben. Ich versetze Sie daher unter Ablehnung Ihres Abschiedsgesuches sowie unter definitiver Entbindung von dem Kommando des V. Armeekorps und unter Belassung in dem Verhältniß als Chef des westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 37 mit dem Gehalte Ihrer Charge und mit einem jährlichen Gehaltszuschuß von 2000 Thalern zu den Offizieren von der Armee und will Ihnen gleichzeitig einen Beweis Meiner fortdauernden gnädigen Anerkennung Ihrer großen Verdienste geben, indem Ich Ihnen hiermit den Charakter als General-Feldmarschall verleihe. Berlin, den 8. April 1871. Wilhelm.

Elftes Kapitel.

General-Feldmarschall

1871 bis 1877.

Zu den zur Ernennung Glückwünschenden gehörte Prinz Adalbert von Preußen; er depeschirte an den Feldmarschall d. d. Berlin, 12. 4. 71:

Soeben erfuhr ich zu meiner großen Freude und Genugthuung Ew. Excellenz Ernennung zum Feldmarschall und wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dieser so gerechten Allerhöchsten Anerkennung Ihrer hohen Verdienste. Adalbert, Prinz von Preußen.

General v. Kirchbach, kommandirender General des V. Armeekorps:

Vesoul (Dep. Haute Saône), den 17. April 1871.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 8. d. M. ist dem Armeekorps die Mittheilung geworden, daß Ew. Excellenz zum Feldmarschall ernannt und auch von der Stellung als kommandirender General entbunden worden sind.

Dies veranlaßt mich, Ew. Excellenz im Namen des V. Armeekorps, an dessen Spitze wir die Ehre hatten, Sie über 6 Jahre stehen zu sehen und unter Ew. Excellenz Führung den Feldzug des Jahres 1866 glücklich und ruhmreich zu bestehen, die aufrichtigsten Glückwünsche für die neue hohe Auszeichnung auszusprechen, welche dem scheidenden kommandirenden General zu Theil geworden.

Wenn wir Alle überzeugt waren, daß Ew. Excellenz ganze Theilnahme während des Krieges 1870/71 dem Armeekorps folgte, welches Ihnen angehörte und sechs Jahre lang unter Ihrer Leitung in einer Schule des Gehorsams und in den Lehren des Krieges, geschöpft aus reichster Kriegserfahrung, erzogen worden war, so konnten Ew. Excellenz nach jedem glücklichen Kampf, welchen das Korps bestanden, sich sagen: sie machen meiner Erziehung Ehre.

Daß wir Ew. Excellenz Ehre gemacht, das Gefühl haben wir Alle, daß wir aber auch das Streben hatten, den hohen Ruhm des Korps aus dem Jahre 1866 zu behaupten und womöglich zu mehren, diese Versicherung kann Ew. Excellenz ich geben.

Dieses Streben und die Gnade Gottes hat das Armeekorps außer der langen und engen Einschließung der feindlichen befestigten Hauptstadt drei blutige Schlachten und sechs Treffen und Gefechte ruhmreich bestehen

lassen, die Blätter der vaterländischen Geschichte werden auch aus diesem Kriege den Namen des V. Armeekorps hell hervorleuchten lassen zu hoher Genugthuung für Ew. Excellenz.

Das V. Armeekorps ist aber Ew. Excellenz zu großem Danke verpflichtet und spricht denselben seinem, durch die Gnade des Königs in hohe Ehrenstellen berufenen und von der Spitze des Armeekorps scheidenden kommandirenden General tiefgefühlt aus und hegt die Hoffnung, daß Ew. Excellenz nicht nur als Chef des westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 37 demselben ferner angehören, sondern auch das frühere Interesse und die alte Theilnahme demselben bewahren werden.

Gott schütze Ew. Excellenz! — v. Kirchbach, General der Infanterie.

Der Feldmarschall antwortete darauf (Konzept):

Posen, den 24. April 1871.

Ew. Excellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für den warmen Abschiedsgruß, den Sie mir im Namen des V. Armeekorps auszusprechen die Güte gehabt haben. Sie sprechen aus meiner Gesinnung, wenn Sie sich überzeugt halten, daß ich dem Ruhmeswege des V. Armeekorps in diesem Feldzuge mit voller Theilnahme gefolgt bin. Ja, ich war im Geiste immer bei Ihnen und habe mich der trefflichen Haltung Ihres Armeekorps und der daran sich knüpfenden schönen Erfolge von ganzem Herzen gefreut; ich hatte nur das eine Bedauern, Alles dies nicht mit Ihnen theilen zu können. Wäre es nach mir gegangen, so hätten wir den Feldzug, wenn auch auf beiden Flügeln der Armee stehend, doch an ein und demselben Tage und mit gleich glücklichem Erfolg eröffnet; allein als dies in Aussicht stand, nahm man meine Armee zurück und ließ sie feiern, wo sie hätte handeln können.

Wenn ich dem V. Armeekorps nicht zu seinem kommandirenden General, und Ihnen nicht zu dem Ihrer Führung anvertrauten V. Armeekorps gratulire, so liegt es ganz allein daran, daß ich nicht weiß, ob Sie schon in diesem Kommando bestätigt sind oder ein anderes zu erwarten haben. Ich kann aber beiden Theilen nur wünschen, daß zusammenbleiben möge, was der festeste Kitt, der des Krieges und der gegenseitigen Achtung, verbunden hat. Wenn daneben die Erinnerung an ihren jetzt abgetretenen kommandirenden General in dem seinem Herzen immer theuer bleibenden Armeekorps sich erhält, so ist er reichlich belohnt für das, was er jedem Einzelnen hat sein und geben wollen. Ich bitte, daß Sie Ihrem Armeekorps, insbesondere den resp. Offizierkorps meinen kameradschaftlichen Scheidegruß in geeigneter Weise aussprechen, sich selbst aber meiner hohen Achtung versichert halten wollen. Der General-Feldmarschall — v. Steinmetz.

Im Namen der Ersten Armee sendet General v. Goeben Glückwünsche:

Amiens, den 17. April 1871.

Hochwohlgeborener Herr, Hochgeehrter Herr General-Feldmarschall! Ew. Excellenz erlaube ich mir, meinen ebenso ehrerbietigen wie herzlichen Glückwunsch zu der Ew. Excellenz verliehenen höchsten militärischen Würde auszusprechen, zugleich aber auch dem Gefühle der ganzen Ersten Armee Ausdruck zu geben, welche mit hoher Freude und Genugthuung die ihrem heldenmüthigen Führer während der glorreichen ersten Periode des Krieges jetzt von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige gewährte Gnade und Auszeichnung vernommen hat. Ein Jeder von uns blickt mit freudigem Stolz auf die Zeit zurück, während der Ew. Excellenz uns der damals noch ungebrochenen Macht des Feindes gegenüber sicheren Schrittes von Sieg zu Sieg führte, und die uns später das Vorbild war, welchem wir nachzustreben suchten.

Genehmigen Ew. Excellenz den Ausdruck des ehrfurchtsvollen Respektes und der tief empfundenen Verehrung, in denen ich verharre, hochgeehrter Herr Feldmarschall, als Ew. Excellenz ganz gehorsamster und ergebener — v. Goeben, General der Infanterie, beauftragt mit dem Oberkommando der Ersten Armee.

Der Feldmarschall erwiderte darauf (Konzept):

Posen, den 24. April 1871.

Ew. Excellenz haben mir die Freude gemacht, mir im Namen der Ersten Armee zu der in meiner Erhebung zum General-Feldmarschall von Sr. Majestät dem Könige erfahrenen Anerkennung zu gratuliren. Es gereicht mir diese Theilnahme der Ersten Armee zu um so größerer Genugthuung, da ich zu meinem größten Bedauern nur in der ersten Hälfte des Ruhmeszuges derselben an ihrer Spitze gestanden habe. Aber diese Zeit hatte mich ihr durch den Kitt des Krieges und die hohe Achtung, die mir ihre schöne Haltung dem Feinde gegenüber eingeflößt, eng verbunden. Ich sah vorher: wie rühmlich der Anfang gewesen, so würde es auch die Fortsetzung und das Ende unter der bewährten Leitung ihres hochverdienten Führers sein, und wenn auch schmerzlich berührt, dies Alles nicht mehr mit Ihnen theilen zu können, so erfüllt es mich doch mit Stolz, eine solche Armee kommandirt zu haben. Es thut mir wohl, wenn Sie sagen, daß Sie und überhaupt die Erste Armee, als ich nicht mehr an ihrer Spitze war, meinem Vorbilde nachgestrebt hätten, aber es ist dies im Allgemeinen bei der so rühmlich bewährten Tüchtigkeit, und speziell von Ihnen doch etwas zu bescheiden. Gestatten Sie mir daher, Ihnen zu

sagen, daß die Armee schon längst mit gerechtem Vertrauen auf Sie geblickt hat.

Empfangen Sie noch meinen herzlichen kameradschaftlichen Dank für die treue Erinnerung, die Sie und die Erste Armee mir bewahrt haben, und sprechen Sie gütigst denselben in Ihnen geeignet scheinender Weise auch den Offizierkorps zugleich mit meiner Bitte aus, mir diese Gesinnung auch ferner bewahren zu wollen.

Sie selbst aber, verehrte Excellenz, bitte ich, sich meiner bleibenden hohen Achtung versichert halten zu wollen. Der General-Feldmarschall — v. Steinmetz.

Der Feldmarschall reichte nun ein Gesuch um einen längeren Urlaub ein, der ihm mittelst Allerhöchster Kabinets-Ordre bewilligt wurde:

Ich bewillige Ihnen auf Ihr Gesuch vom 22. d. M. hierdurch sehr gern einen fünfmonatlichen Urlaub behufs einer Badekur und sich daran knüpfenden Erholungsreise. Ich hoffe jedoch, daß Sie bei dem am 16. Juni d. J. stattfindenden Einzuge der Truppen in Berlin werden anwesend sein können. Berlin, den 27. Mai 1871. — Wilhelm.

Dem feierlichen Einzuge in Berlin wohnte der Feldmarschall bei und erhielt wiederum eine gnädige Anerkennung seines gütigen Königs:

Ich verleihe Ihnen an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzuges der Truppen in Berlin das Eichenlaub zum Orden pour le mérite und wünsche Ihnen hierdurch Meine gnädige Erinnerung an Ihre, auch in dem jetzt beendeten Feldzuge erworbenen Verdienste zu bethätigen. Berlin, den 16. Juni 1871. — Wilhelm.

Der Feldmarschall stärkte sich nun in den Wassern von Gastein und machte sich dann mit seiner Frau auf die Reise durch mehrere Städte Deutschlands, um sich seinen künftigen Wohnsitz auszusuchen. Die Wahl fiel auf Görlitz und dorthin wurde im Herbst die Uebersiedelung vorgenommen. Die Mutter von Frau v. Steinmetz, die seit 1868 verwittwete Frau v. Krosigk, zog mit und wurde fortan eine mitsorgende und mitliebende Genossin des Hauses. Die Stadt Posen verabschiedete sich bei dem Feldmarschall mit folgenden Worten:

Posen, den 10. Juni 1871.

Ew. Excellenz haben bei dem Scheiden von Ihrem bisherigen Heimathsorte uns als den Vertretern desselben ein freundliches und herzliches Lebewohl zugerufen. Dem ergebenen Dank für diese von uns voll gewürdigte Aufmerksamkeit fühlen wir uns gedrungen die Versicherung

unseres tiefen Bedauerns anzuschließen, daß es uns nicht länger hat vergönnt sein sollen, Ew. Excellenz unseren Mitbürger zu nennen. Es war ein schönes, erhebendes Bewußtsein für unsere Bürgerschaft, den Namen zu den Unseren zählen zu dürfen, an dessen Feldherrnthaten die sieges- und ruhmreiche Geschichte unseres, des V. Posener Armeekorps, unserer, der 10. Division so eng und so glänzend geknüpft ist, und mit dessen Namen die neueste Geschichte unseres Vaterlandes den herrlichen Aufgang preußischer und deutscher Macht bezeichnet.

Zugleich aber haben wir in Ew. Excellenz einen Bürger verloren, welcher in richtiger Erkenntniß des Ursprungs und der Bedeutung preußischer Volkskraft von seiner hohen Stellung aus das harmonische Einvernehmen aller Elemente unseres Bürgerthums stets gewahrt und gefördert hat.

Bewahren Ew. Excellenz, wir bitten darum, unserer Stadt und unserer Bürgerschaft ein freundliches Andenken! — Der Magistrat. Gleis Naumann. Herse.

Nach Wildbad Gastein hatte er noch ein Telegramm Sr. Majestät erhalten:

18. August 1871.

Am heutigen Ehren- und Siegestage gedenke in Dankbarkeit Ihrer und der Ersten Armee rühmlichen Theilnahme. — Wilhelm.

In Görlitz folgen nun stille und friedliche Jahre, in denen das bewegte, thaten- und erfolgreiche Leben des Feldmarschalls freundlich und harmonisch ausklingt. Er beschäftigte sich viel mit seiner Vergangenheit, schrieb und korrespondirte eifrig, und zahlreiche Niederschriften aus dieser Zeit bethätigen den Wunsch, die letzten Vorgänge seines militärischen Lebens sich selbst und Anderen klarer, als es bis dahin geschehen war, zu beleuchten. Aus diesen Schriften geht hervor, daß er sein Verhalten in den ersten Tagen des August 1870 dauernd für recht und berechtigt hielt, von Ungehorsam gegen die Befehle des Königs räumt er nie und nirgends auch nur eine Spur ein, seiner mehrfach abweichenden Meinung über diese oder jene Anordnung des großen Hauptquartiers, das sich ihm getrennt vom Könige im General v. Moltke personifizirte, Ausdruck zu geben, hätte ihm, wie er meint, nicht verwehrt und verargt werden dürfen, da er dabei lediglich das Beste des Ganzen im Auge gehabt habe. Seine damalige Auffassung der Kriegsleitung im Allgemeinen sowie seiner speziellen Kampf- und Schlachtthätigkeit hielt der Feldmarschall bei seinen späteren Nachprüfungen der Sachlage als dem Moment entsprechend aufrecht, die Niederschriften und Ausarbeitungen darüber, deren Veröffentlichung in

späterer Zeit vielleicht nichts im Wege stehen würde, zeigen seine Ansichten und sein Thun in ausführlicher Weise. Seine Fehde mit dem Prinzen Friedrich Carl spielt naturgemäß eine große Rolle; von je her hatten sich beide Charaktere sehr abgestoßen, und wohl beiden Herren ist es nicht möglich gewesen, sich gegenseitig ganz gerecht zu werden. Ueber den dienstlichen Fehler, in den der Feldmarschall infolge seines starken Gereiztseins zuletzt dem Prinzen gegenüber gerieth, und der so ganz aus seiner sonst immer bewahrten militärischen Haltung herausfällt, geht er, ihn als Nebensache betrachtend, wortlos hinweg. Dieser Fehler wäre sicher nicht begangen worden, und der Feldzug hätte ohne ihn einen ganz anderen Ausgang für den Feldmarschall genommen, wenn ihm damals die Situation klar und unbefangen vor Augen gestanden, und ihm Argwohn auf des Prinzen Eifersucht nicht die letzte Spur von Geschmeidigkeit genommen hätte, die er schon nach des Generals v. Müffling Brief anno 1824 nicht im Uebermaß besaß. Das Facit seiner Niederschriften bleibt immer, daß Mißgunst ihm entgegengearbeitet und die nach 1866 gegen ihn erwachte Eifersucht von Einzelnen ihn beim Könige in ungünstiges Licht gestellt habe.

Es ist früher versucht worden, die Disposition zu solch argwöhnischer Stimmung aus einer Alterswandlung des Feldmarschalls herzuleiten, ob thatsächlich außerdem noch irgend welcher Grund dazu vorgelegen hat, dafür sind Anhaltspunkte nicht zu finden.

Jedenfalls schrieb sich der Feldmarschall mit dem Wiederdurchleben dieser Ereignisse das vom Herzen herunter, was ihn zeitweis bedrückte, daneben sah er in anregendem Verkehr, wie er ihn immer geliebt hatte, viel Menschen bei sich, und sein gastliches Haus in Görlitz wurde bald ein Mittelpunkt geselliger Freuden. Im Sommer besuchte er mit seiner Frau meist ein Bad, im Winter ging er zu parlamentarischer Thätigkeit öfter, aber immer nur auf kurze Zeit, nach Berlin.

Aus der Korrespondenz dieser Zeit folgt hier Einiges.

Se. K. Hoheit Prinz Adalbert schreibt dem Feldmarschall:

Berlin, den 5. November 1871.

Ew. Excellenz haben die große Güte gehabt, in so freundlicher Weise meines Jubiläums zu gedenken und ein so überaus wohlthuendes Glückwunschschreiben an mich zu richten, daß ich mich dadurch hochgeehrt und beglückt fühle und Sie bitte, meinen herzlichsten und ganz ergebensten Dank dafür entgegenzunehmen. Sie wissen ja, wie aufrichtig ich Ihnen zugethan bin, und wie hoch ich Sie verehre. Wie könnte es auch anders sein! Ward mir doch das Glück zu Theil, Augenzeuge Ihrer glorreichen Thaten in zwei ruhmvollen Kriegen zu sein. Wie werde ich, mein ver-

ehrtester Herr General-Feldmarschall, Ihr mir so theures Wohlwollen, mit dem Sie mir gleich anfangs so freundlich entgegenkamen, und Ihre sich immer gleiche Güte vergessen, die Sie mir erwiesen in der Zeit, da ich, zu Ihnen kommandirt, mich mit Stolz zu Ihren direkten Untergebenen rechnen durfte. Ich verbleibe daher mit der wärmsten Dankbarkeit und der ausgezeichnetsten Hochachtung Ew. Excellenz treu ergebenster — W. Adalbert, Prinz von Preußen.

Das Direktorium des Germanischen National-Museums in Nürnberg schrieb dem Feldmarschall:

Nürnberg, den 6. Oktober 1872.

Ew. Excellenz! Nachdem Se. Majestät der Allerdurchlauchtigste Kaiser und König Allerhöchstseine Zustimmung dazu gegeben haben, und Allerhöchstdieselben sich beifällig darüber auszusprechen geruhten, daß im Germanischen National-Museum zu Nürnberg die Denksprüche und Handschriften der deutschen Fürsten, Feldherren und Staatsmänner niedergelegt werden sollen, richten wir mit Bezug auf nebenstehende Darlegung des Planes auch an Ew. Excellenz das ehrerbietigste Gesuch: es möge Hochdemselben gefallen, das Blatt, welches wir uns beehren, separat zu überreichen, mit einem eigenhändigen Denkspruch und voller Unterschrift zu versehen und uns dasselbe womöglich bis zum 20. Oktober zurückzusenden. . . . Ew. Excellenz gehorsamstes Direktorium des Germanischen National-Museums.

Darauf antwortet der Feldmarschall (Konzept):

Görlitz, den 11. Oktober 1872.

Dem verehrlichen Direktorium des Germanischen National-Museums reiche ich ergebenst das mir übersandte Blatt, welches ich mit meinem Denkspruch versehen habe, wieder zurück — v. Steinmetz, Königl. Preuß. General-Feldmarschall.

Der Denkspruch lautet:

Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben, —
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schön'm und Edlem allzeit hold!

Der Kriegsminister v. Roon schreibt an den Feldmarschall:

Berlin, den 19. Oktober 1871.

Es liegt in der Absicht des Kriegsministeriums, eine Allerhöchste Bestimmung über eine gleichmäßige Bezeichnung der Schlachten und Gefechte ꝛc. des Feldzuges 1870/71 zu erbitten.

Zu diesem Zweck erscheint es nothwendig, die Vorschläge der ehemaligen Oberkommandos der Armeen, soweit es Schlachten betrifft, welche nur von Truppentheilen ihrer Korps geliefert worden sind, herbeizuführen.

Ew. Excellenz ersucht das Kriegsministerium ergebenst, eventl. Vorschläge, soweit solche die nur von der ehemaligen Ersten Armee unter Ew. Excellenz Oberkommando gelieferten Schlachten betreffen, sobald als möglich hierher gelangen lassen zu wollen — Kriegsministerium, v. Roon.

Der Feldmarschall antwortet darauf (Konzept):

Görlitz, den 5. Oktober 1871.

Dem Königl. Kriegsministerium auf Wohldessen Aufforderung vom 19. d. Mts. ergebenst, daß — da im Jahre 1866 die Kämpfe am 27., 28. und 29. Juni, welche unter meiner Führung an den beiden ersten Tagen fast auf demselben, nur wenig erweiterten Terrain, und zwar am 27. Juni mit gleichen Kräften, Armeekorps gegen Armeekorps; am 28. Juni aber von vier preußischen Divisionen (3. Infanterie- und 1. Garde-Kavallerie-Division) gegen zwei österreichische Armeekorps; am 29. Juni endlich preußischerseits wieder mit denselben Kräften wie am 28. gegen ein drittes frisches österreichisches Armeekorps geschlagen worden ist, nicht, wie ich beantragt hatte, als dreiaktige Schlacht, sondern als zwei Affairen und ein Gefecht bezeichnet worden sind — ich über die Bezeichnung der Kämpfe, welche die Erste Armee, so lange dieselbe unter meinem Befehl gestanden, im Feldzuge von 1870 geschlagen hat, mich nicht so positiv äußern kann, als ich es ohne jenen Vorgang des Jahres 1866 thun würde. Es handelt sich für mich um die Kämpfe von Spicheren am 6. August, vor Metz am 14. August, bei Gravelotte am 18. August und bei Noisseville am 31. August und 1. September 1870.

An dem ersteren Tage fand ich auf dem Kampfplatz das VII. und VIII. Armeekorps, die wie Theile des IV. Armeekorps und die Kavallerie-Division von Rheinbaben successive herbeigeeilt waren. Diesen Truppen gegenüber hatte ein französisches Armeekorps gekämpft. Die Verhältnisse hier waren also denen am 28. Juni 1866 ziemlich gleich, nach meiner Ansicht würde daher auch hier die Bezeichnung „Schlacht" für den Kampf bei Spicheren angemessen sein.

Der zweite Kampf am 14. August ist zwar erst am späten Nachmittag begonnen worden, aber unsererseits von zwei Armeekorps, dem I. und VII., und zwar von jedem zunächst und bis zu meinem Eintreffen auf dem Kampfplatz selbständig, gegen anscheinend ebenso starke französische Streitkräfte. Gegen abend wurde meinerseits noch eine Brigade vom VIII. Armeekorps nach dem Kampfplatz vorgezogen und der Abbruch des Kampfes befohlen, der der Festung Metz gegenüber keinen Erfolg mehr

haben, bei eingetretener Dunkelheit aber nicht ohne Gefahr weiter fortgeführt werden konnte. Die bedeutende Truppenzahl, welche von beiden Seiten gekämpft hat, und die Acharnirtheit des mit großen Verlusten verbundenen Kampfes würde es nach meiner Ansicht rechtfertigen, denselben ebenfalls eine „Schlacht" zu nennen.

Ueber den Kampf bei Gravelotte am 18. August kann hinsichtlich der Bezeichnung wohl kein Zweifel stattfinden, denn er war eine „Schlacht" im größten Maßstabe, an welcher die Erste Armee mit dem VII. und VIII. Armeekorps und einer Brigade des I. Armeekorps direkt theilnahm, während das Uebrige des I. Armeekorps demonstrativ vor Metz verblieb.

Endlich der Kampf bei Noisseville am 31. August und 1. September 1870 bestand an ersterem Tage bis zum Abend nur aus einzelnen Unternehmungen in verschiedenen Richtungen mit großen Zeitpausen, wobei der Feind, wie er es beabsichtigt hatte, etwas Terrain gewann und sich in verschiedenen, von den Truppen des I. Armeekorps aufgegebenen Ortschaften festsetzte. Erst um 10 Uhr abends machte der Feind in einer Art Ueberfall noch einen Vorstoß gegen das I. Armeekorps, welches mehrere Ortschaften dem Gegner überließ, womit der Kampf an diesem Tage ein Ende hatte. Hiernach sind am 31. August wohl zu verschiedenen Zeiten partielle Gefechte geliefert worden, eine Schlacht hat aber nicht stattgefunden. Am 1. September entbrannte der Kampf wieder nicht auf der ganzen Linie von der Mosel bis zum linken Flügel der Aufstellung des Generals v. Manteuffel, sondern von 4 Uhr früh an erst auf dessen linkem Flügel, wo man unsererseits bemüht war, das am gestrigen Tage verlorene Terrain wieder zu gewinnen, und um 9 Uhr früh auf dem rechten Flügel, der durch das IX. Armeekorps bereits verstärkt worden war, und dem das X. Armeekorps als fernere Verstärkung von dem Oberbefehlshaber der Cernirungstruppen, Königliche Hoheit Prinz Friedrich Carl, verheißen war, der Feind infolgedessen auch unter großen Verlusten abgewiesen wurde — endlich um ½11 Uhr im Centrum, wo der Feind gleichfalls abgewiesen wurde und bis gegen Mittag aller Kampf ein Ende hatte. Von einer rangirten „Schlacht" kann also auch an diesem Tage keine Rede sein, sondern nur von größeren Gefechten der in Metz eingeschlossenen feindlichen mit der Cernirungsarmee. — Der General-Feldmarschall v. Steinmetz.

Aus einer Korrespondenz des Feldmarschalls mit dem Schriftsteller Brachvogel, der ihm nach und nach die Manuskripte seines Werkes: „Die Männer der neuen deutschen Zeit" zur Durchsicht zusendete.

v. Steinmetz an Brachvogel (Konzept):

Görlitz, den 28. Oktober 1872.

. . . Ich will gern dazu beitragen, die Sache nach Möglichkeit aufzuklären, und mich dabei selbst der strengsten Wahrheit befleißigen. Es ist auch mir nicht unbekannt geblieben, daß ich während meiner ganzen Dienstzeit den Ruf eines strengen, aber auch gerechten Vorgesetzten gehabt habe. Ich bin dagegen nicht unempfindlich gewesen, sondern habe mich gewissenhaft geprüft, was jenen Ruf veranlaßt haben könnte, und da ich stets fand, daß es nichts Anderes war, als daß ich im Dienst ernsthaft war, selbst das Beispiel gewissenhafter Pflichterfüllung gab, und dies zur Folge hatte, daß meine Untergebenen sich nach mir richteten und ebenfalls ihre Schuldigkeit thaten, freilich auch mit der Ueberzeugung, daß weniger zu thun ihnen nicht nachgesehen werden würde, so ließ ich mir den Ruf der Strenge um so lieber gefallen, da nun fast jeder Grund zu ihrer Ausübung fortfiel. Darum, wenn man diejenigen, welche mir aus jenem Ruf einen Vorwurf machen möchten, nach den Akten der vermeintlich von mir ausgeübten Strenge fragen würde, möchten sie gar sehr in Verlegenheit sein, deren zu finden und wahrscheinlich der ganze Vorwurf in eine von mir ausgeübte konsequente Handhabung des Dienstes zusammenschrumpfen, welche Niemandem zweifelhaft ließ, was er zu thun habe und das, was von mir gefordert wurde, auch geleistet werden müsse. Die Folge davon ist gewesen, daß ich mit meinen Untergebenen aller Grade stets in einem achtungsvollen und freundlichen Verhältniß gestanden und namentlich von denen zahlreiche Beweise von Anhänglichkeit und Dankbarkeit erhalten habe und noch erhalte, die durch mich zum Besten der Armee gefördert worden sind.

Mit Entrüstung aber weise ich schließlich die niederträchtige, auf Nichts basirende Anschuldigung zurück, daß ich mit „erbarmungsloser Härte“ meine Untergebenen in nutzlose Kämpfe, in den gewissen Tod geführt habe. Dem widerspricht Alles, was ich gethan habe, sowohl meine sämmtlichen Instruktionen und Kritiken, die ich jemals schon über Friedensmanöver erlassen habe, aber auch mein Verfahren im Kriege selbst. Ich verweise zum Beweise auf: v. Schell, „Operationen der Ersten Armee“, namentlich auf meine unter dem 10. August 1870 den kommandirenden Generalen für den weiteren Vormarsch gegebenen Direktiven; ferner auf die von mir über den Kampf am 14. August 1870 ausgesprochene Mißbilligung. Ich habe diesen Kampf, der, weil er keinen Erfolg haben konnte, ein nutzloses Menschenopfer war, einen Fehler genannt. Doch den Mohren wäscht man nicht weiß, und die Niederträchtigkeit, welche keine Scham kennt, wird ewig Niederträchtigkeit bleiben. — Leben Sie wohl!

Görlitz, den 28. November 1872.

. . . Ich komme endlich zu dem dritten zu erörternden Punkt Ihres Schreibens, meinem psychischen Zustande nach dem Tode meiner lieben Tochter, den Sie mit vielen Anderen als einen krankhaften bezeichnet haben. Ich bemerke von vornherein, daß jene Epoche, in welcher, was ich durch Gottes Gnade erfahren habe, mich erhalten hat, für mich eine heilige ist, und daß ich sie deshalb der Oeffentlichkeit nicht gern preisgebe. Es ist nicht der Unglaube an das Erlebte, den ich vollkommen begreife — denn wer kann glauben, was auch ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte —, sondern der wahrscheinliche Spott über das Erlebte, der mich unangenehm berühren würde. Ich kann diese Erfahrung durch Nichts erklären; ich bin weder ein nervöser noch leicht erregbarer, sondern ein mehr besonnener, reflektirender Mensch, wenn auch mit mehr Gefühl ausgestattet, als die Menschen mir im Allgemeinen zutrauen und auch nur zutrauen könnten, da ich von meiner Jugend an gelernt habe, mich zu beherrschen. Dies hat mir in wichtigen und ernsten Lagen einen Gleichmuth gegeben, der nichts von dem reflektirt, was gelegentlich mein Innerstes aufs Tiefste und Schmerzlichste bewegt. Wenn ich nun nach meiner ganzen Anlage sicherlich keine hervorstechende Tendenz zum Mysticismus habe, so kann es um so weniger Wunder nehmen, daß mir auch die dahin einschlagenden litterarischen Erscheinungen, von denen ich wohl gehört hatte, doch so gut wie unbekannt waren. Schriften wie „Die Seherin von Prevorst“ und „Stillings Werke“ habe ich erst längere Zeit nach dem Tode meiner lieben Tochter, angeregt durch meine eigenen psychischen Erfahrungen, gelesen, wobei mich das frappirt hat, daß die Erscheinungen, welche Stilling besprochen hat, mit den meinigen so sehr übereinstimmten. Ich habe über meine Erfahrungen bisher nur mit ernsten Personen gesprochen; was davon indeß ins Publikum transpirirte, war hinreichend, bei Personen, mit denen ich nicht im täglichen Verkehr stand, den Glauben zu erwecken, ich sei geisteskrank; ich war aber niemals und bin es auch heute nicht, geistesgesunder und arbeitsfähiger, als ich es damals gewesen bin. Vielleicht wenn ich mich Grübeleien hingegeben, hätte ich in Tiefsinn versinken können, aber ich gedachte des Spruches, dessen Inhalt mir schon früher gute Dienste geleistet hatte:

In des Lebens allertrübsten Stunden
Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden

Ich lag als Kommandant von Magdeburg mit aller Anstrengung meinen Geschäften ob und erfuhr aufs Neue wieder den Segen, welcher in der Arbeit liegt: ich blieb körperlich und geistig gesund. Hoffentlich, da ich die Freude habe, Ihnen spezieller bekannt geworden zu sein, verbürgen Sie sich auch heute für meinen gesunden Verstand und erschrecken

dann nicht, wenn ich Ihnen nun sage, daß ich auch heute noch, also achtzehn Jahre nach dem Tode meiner lieben Tochter, im Dunkeln Nebelbilder, nur nicht so klar und lieblich wie damals, sehe und daher jetzt kaum darauf achte. Ich begreife nicht, wozu mir dies dienen soll.

Da trotz meiner bisherigen Schweigsamkeit über die psychische Stimmung oder Anlage meiner Person doch so viel davon in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß die Thatsache bekannt ist, so werden auch Sie bei Entwerfung meines Lebensbildes darüber wohl kaum mit Stillschweigen hinweggehen können. . . . Ich gestatte mir, einen Brief, den ich vor Jahren in dieser Sache an einen Freund gerichtet, und den ich von diesem auf meinen Wunsch wieder zurückerhalten habe, mit der gleichen Bitte um Rückgabe nach gemachtem Gebrauch beizulegen, der Sie vollkommen orientiren wird. Dieses Schreiben umfaßt nur den verhältnißmäßig kurzen, aber interessantesten Zeitraum eines halben Jahres. Der Blick in die Geisterwelt in dieser Zeit und auch noch Monate später hat vor meinen Augen eine Pracht sowohl der Farben als der Natur und der Stoffe, mit denen die Gestalten bekleidet erscheinen, entfaltet, wie Alles dies auf unserer Erde ganz ungewöhnlich ist. In diese zaubervolle Welt dringt mein Blick jetzt nicht mehr; ich sehe jetzt nur Erscheinungen, wie mir scheint, einer niederen Ordnung, dem Irdischen näher stehend, mit irdischen Bedürfnissen, z. B. des anscheinenden Essens und Trinkens, behaftet auch noch von menschlichen Schwächen, wie Neugierde, Schwatzhaftigkeit — unter sich, auch mit mir nicht laut, die Verkündigung meines Todes ist die einzige laute Stimme, welche ich gehört habe — sondern durch erkennbares Lippenbewegen; ferner dem Ehrgeiz oder der Eitelkeit dienend, indem sie mir oft Orden zeigen, als ob mich dies reizen könnte!

Alles dies interessirt mich zu wenig, um darauf Acht zu geben, es hindert mich daher auch nicht am Einschlafen und beeinträchtigt auch meinen Schlaf überhaupt nicht. Dagegen muß ich einer neuen Wahrnehmung gedenken. Während in der ersten Zeit der Raum, in welchem ich etwas sah, in gewissem Grade erhellt war, trägt sich jetzt Alles mehr im Dunkeln zu, dagegen sehe ich oft hinter mir eine Lichthelle, von einem leuchtenden Kerne ausgehend, der sich hinter mir entwickelt und fortzieht, und dann auch wohl vor mir ein schwaches, gewitterartiges, momentanes Aufleuchten. Auch an den Nebelgestalten ist oft ein Leuchten, namentlich der Augen und dessen zu bemerken, was sie anscheinend zeigen wollen.

Es ließe sich über diese Wahrnehmungen noch Manches sagen, ich glaube indeß, so viel darüber gesagt zu haben, daß Sie im Stande sind, sich darüber eine Vorstellung zu machen. Da hiermit mein Zweck erreicht ist, so breche ich meinen Bericht hier ab und werde nur noch Einiges über die erlebte Todesprophezeiung sagen.

Ich war zu der Zeit, wo die Katastrophe eintreten sollte, Kommandant von Magdeburg, meine Frau ahnte von dem Bevorstehenden nichts, ich hatte mit ihr nie davon gesprochen, weil eine Mittheilung sie wahrscheinlich in bedenklicher Weise erregt haben würde, ich der Sache auch keine besondere Wichtigkeit beilegte. Ich ließ meine Frau daher auch ohne Einwand nach Berlin reisen, wohin sie Geschäfte riefen, so daß ich an dem verhängnißvollen Tage ganz allein zu Hause war. Mein Puls schlug so ruhig wie zu jeder anderen Zeit, aber ich hielt es für meine Pflicht, Alles zu vermeiden, wodurch ich mir hätte eine Gefahr bereiten und dem Aberglauben Vorschub leisten können. Ich blieb deshalb den ganzen Tag zu Hause, setzte auch meine gewöhnliche Reittour aus und wartete in vollster Ergebung, ob Gott mich abberufen würde. Er hat es nicht gethan, und es sind seitdem 17 Jahre vergangen, und doch kann ich auch heute versichern: die Verkündigung meines Todes beruhte auf keiner Täuschung . . .

Am 30. November 1872 wurde der Feldmarschall aus Allerhöchstem Vertrauen zum Mitglied des Herrenhauses berufen. Der ihm durch den Minister Grafen Eulenburg zugegangenen Einladung, seinen Sitz im Hause einzunehmen, folgte er bei dem nächsten Zusammentritt desselben und fand damit Gelegenheit, an den gerade zu dieser Zeit vorliegenden besonders wichtigen Debatten und Beschlüssen, namentlich in der Kirchengesetzgebung, theilzunehmen. Bei seinen verschiedenen Aufenthalten in Berlin pflegte er dann auch die Beziehungen zu alten Freunden und Bekannten, doch war deren Kreis mit der Zeit klein geworden und hielt ihn nie lange in der Hauptstadt fest. Im Januar 1873, während der Sitzungsperiode, hatte General der Infanterie v. Herwarth ihn aufgesucht, aber nicht getroffen. Von Görlitz sprach nachher der Feldmarschall dem General brieflich sein Bedauern über den verfehlten Besuch aus, und der General antwortete ihm:

Berlin, den 14. Januar 1873.

Mein hoher Gönner und werthgeschätzter Jugendfreund! Dein liebes Schreiben vom 10. d. Mts. beschämt mich ebenso sehr, als es mich wahrhaft erfreut; auf diese Auszeichnung rechnete ich keineswegs, als ich Dir meinen Besuch im Hotel zugedacht hatte. Es drängte mich allerdings aber, Dich als Feldmarschall einmal wiederzusehen.

Was Du empfindest und äußerst über die letzte Wendung Deiner kriegerischen Wirksamkeit, so theilen Viele mit großem Bedauern diese Wandlung, doch allgemein wird sie nur auf Dein schroffes Verhältniß zum Prinzen und nicht auf ungünstige Beurtheilung Deiner Kriegsthaten zurückgeführt. . . . Die ganze Welt weiß und erkennt es an, daß wir

noch nicht in Böhmen hinein wären, wenn Du uns nicht die Schleusen mit Deinem scharf geschliffenen Schwert geöffnet hättest.

. . . Aber mit vornehmen Herren ist schlecht Kirschen essen, und ich habe es Dir verdacht, daß Du gegen den Prinzen nicht mehr Hofmann gewesen bist. Auf dieses persönliche Verhältniß allein ist Alles, was mich und Viele unangenehm berührt, zurückzuführen.

In der letzten militärischen Gesellschaft, der der Kaiser mit gespannter Aufmerksamkeit beiwohnte, ist übrigens in der Relation der Schlacht von Gravelotte Deiner sehr rühmlich und allen Deinen Verehrern wohlthuend Erwähnung geschehen, vom ersten Augenblick an bis zur persönlichen Meldung beim Kaiser nachmittags 5 Uhr, und den Angriffen bei St. Hubert bis zur sinkenden Nacht. Ich möchte sagen, es ist kein Name so oft genannt worden als der Deinige, und man erkannte in den erwähnten Verlusten, wie sehr Du Deine eigene Person exponirt hattest.

In Deiner mir anvertrauten Besorgung bin ich schon thätig gewesen . . .

Ich schließe mit dem Ausdruck meiner großen Verehrung und verbleibe Dein gehorsamer Diener und treuer Freund — v. Herwarth.

Am 5. März 1873 beendete der Feldmarschall eine 60jährige ruhm- und ehrenvolle Dienstzeit. Sein gnädiger König ließ den Tag nicht vorübergehen, ohne ihm in einer Ordre auszusprechen, wie er sich von Neuem der vielfachen und großen Dienste erinnere, welche der Feldmarschall ihm und dem Vaterlande geleistet habe. Mit den herzlichsten Glückwünschen zu der schönen und seltenen Feier dieses Tages ließ Seine Majestät auch als Zeichen seines fortdauernden besonderen Wohlwollens seine Büste in Bronze dem Jubilar zugehen.

Ueber den Verlauf seines Ehrentages schreibt der Feldmarschall an Fräulein v. Koschkull, jetzt Oberin des Magdalenen-Stiftes in Berlin:

Görlitz, den 19. März 1873.

Liebe Anna! Ihren Glückwunsch habe ich noch in Berlin erhalten, aber ich reiste so bald darauf nach Görlitz zurück, daß ich Ihnen von hier aus meinen besten Dank sagen muß. Daß ich immer älter werde, das ist der Gang der Natur und darüber eigentlich nichts zu sagen, allein, wie ich es werde, daß der gnädige Gott mich bei Gesundheit und leidlicher Frische erhält, das ist des innigsten Dankes werth, und auch das, wozu mir meine Freunde mit vollem Grund Glück wünschen können. Denn wie Wenige sind in dieser Beziehung so glücklich wie ich. So habe ich denn auch den Jubiläumstag recht wohl verlebt. Der erste Gratulant war der gnädige König; mit dem frühesten Morgen bekam ich eine sehr freundliche Kabinets-Ordre und die Porträtbüste des Königs in Bronze

und Lebensgröße, ganz wie der Herr jetzt ist. Darauf wurden mir von den hiesigen beiden Musikkorps Morgenmusiken gebracht, und später am Morgen folgten zahlreiche Gratulanten, obgleich ich mein Jubiläum nach Möglichkeit verschwiegen hatte. Auch von meinem Regiment in Posen hatte sich eine Deputation von fünf Offizieren und dem Regimentskommandeur eingefunden; den Mittag gab ich den Gratulanten ein großes Diner, wobei viel, auch ernst getoastet wurde, denn 60 Dienstjahre führen natürlich ernste Betrachtungen mit sich.

Nach Berlin war mir diesmal meine Frau auch gefolgt, doch weniger des Amusements wegen, als um Geschäfte abzumachen. Berlin wird uns Beiden immer fremder, nicht, daß ich nicht viele Personen kennte, aber sie stehen mir fast alle so fern, daß ich Niemand durch einen Besuch zu erfreuen wüßte. Es fehlt dazu aber auch fast an Zeit, da die Sitzungen des Herrenhauses mitunter recht lange währen, im Gasthof aber zu leben, gewährt kein Vergnügen, wohl aber viel Ausgaben. Elschen ist schon nach zwei Tagen ohne mich, und ich bin nach fünf Tagen hierher zurückgekehrt, und nur einen Abend haben wir uns am Schauspiel erfreut, ein Vergnügen, welches wir gern mitnehmen, um doch wieder einmal etwas Vollendetes zu sehen. Wir sahen im Schauspielhause „Maria und Magdalena", ein in Berlin epochemachendes Stück, saßen aber sehr fern von der Bühne, so daß mein schwaches Gehör nicht ausreichte und Elschen mir hinterher erklären mußte, worüber sie gelacht und hinterher auch geweint, wie die übrige Damenwelt. Ich ruhe mich hier wieder aus und stärke mich zu der kommenden Sitzungszeit, die in etwa 8 bis 14 Tagen eintreten wird, um die wichtigen Kirchengesetze zur Geltung zu bringen. Sie werden sich hoffentlich damit den Kopf nicht beschweren, sondern auf die einsichtige Regierung, in der ja keine Heiden sitzen, und den König vertrauen, der mit seinen Ministern einverstanden ist. Die „Kreuz-Zeitung" ist aber doch so aus dem Häuschen, daß sie ohne alle Rücksicht Revolution predigt und sich dabei bei dem besonnenen und nicht verrannten Theile der Bevölkerung um allen Kredit bringt. Ihr seliger Vater würde auch mit seiner Ueberzeugung zu kämpfen haben, wenn er noch lebte, jetzt ist ihm aber besser, er sieht hoffentlich klarer, als unsere blöden Augen es vermögen. . . .

Gott sei mit Ihnen, und nun leben Sie wohl und lassen sich nochmals den Dank gefallen Ihres alten Freundes — v. Steinmetz.

Elschen und deren Mutter grüßen Sie bestens.

Im Herbst dieses Jahres ging wiederum eine Allerhöchste Kabinets-Ordre an den Feldmarschall ein, die wohl geeignet war, ihn stolz und glücklich zu machen:

Um den Namen des Oberbefehlshabers der Ersten Armee, welche im letzten Feldzuge an der Erzwingung der Kapitulation von Metz den rühmlichsten Antheil hatte, für alle Zeiten mit dieser Festung zu verbinden, habe Ich bestimmt, daß fortan das Fort Bellecroix den Namen Fort Steinmetz führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie hiervon in Kenntniß zu setzen. Berlin, den 1. Dezember 1873. — Wilhelm.

Auf einen Glückwunsch zu seinem Geburtstage schreibt der Feldmarschall an Fräulein Anna von Koschkull über sein Leben und Ergehen:

Görlitz, den 2. Januar 1874.

Liebe Anna! Sie kommen diesmal zuletzt an die Reihe, eine Antwort auf Ihre freundlichen Zeilen von mir zu erhalten; ich dachte, Sie würden darum nicht übel von mir denken, wenn ich Ihnen die größte Rücksicht für mich zutraute. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Gesinnung, welche Sie mir bewahren, und die ich auch recht schätze und im ganzen Umfang erwidere. Lassen Sie uns auch ferner darin beharren! Wenn man so alt geworden ist wie ich, dann hat man nur Sinn für festen Bestand und nicht für Veränderung. Denken Sie nur, ich bin nun schon 77 Jahre, es kommt mir manchmal unglaublich vor, und doch ist es so, die Zeit rinnt in der Karriere dahin. Trotz meines Alters habe ich aber doch im großen Ganzen für mein Befinden nur zu danken, wenn ich körperlich mich auch nicht mehr so fühle wie noch vor wenigen Jahren. Ich habe jetzt mehr das Bedürfniß nach Ruhe und meide die in die Nacht hineinreichenden Gesellschaften. Meinen Geburtstag habe ich diesmal zum ersten Male nur in meiner Familie gefeiert; ich hatte mir alle öffentlichen Ovationen und Gratulationen höflichst verbeten, und man hat dies beachtet. So habe ich nur mehrere Zuschriften und Telegramme bekommen, wobei der alte Mensch ruhig bleiben kann . . .

Was meine Person betrifft, so bin ich in der Regel durch meine Geschäfte an Berlin so gefesselt, daß ich nicht über Stunden für mich disponiren kann. Ich sehe daher auch nur sehr selten meine Verwandten in Potsdam. Das letzte Mal, wo ich der Beisetzung der Leiche der hochseligen Königin-Wittwe wegen in Potsdam war, habe ich dennoch keine meiner Verwandten sehen können, da ich an demselben Tage meine Rückreise hierher eingeleitet hatte und eilen mußte, zu rechter Zeit wieder in Berlin zu sein. Sie sind gewiß über meine Potsdamer Verwandten gut unterrichtet und wissen, daß sich das Alter bei meinen Schwägerinnen geltend macht . . .

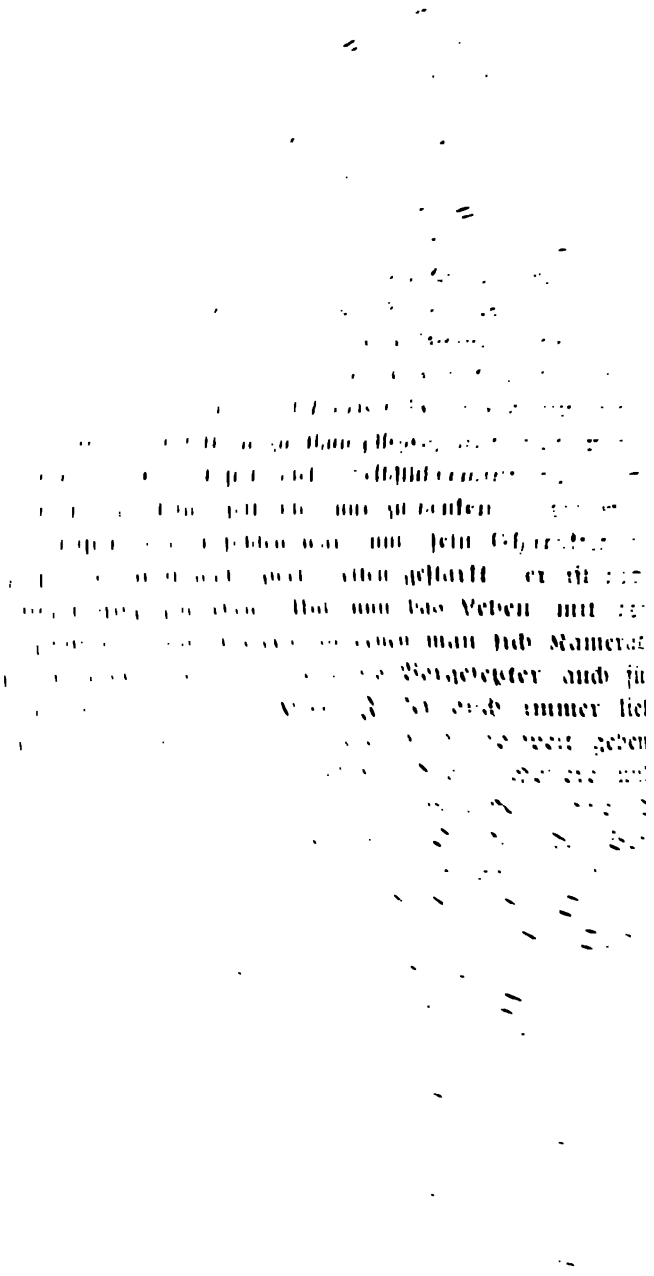
Von meinem Hause hier ist Besseres zu sagen. Die Schwächste,

Elschens Mama, hat sich recht auskurirt . . . Meine liebe Else ist die Jüngste von uns Allen und hat daher kein Recht, krank zu sein, ist auch frisch und wohl, ja insofern wohler als früher, da sie die Kopfschmerzen, von denen sie früher so oft heimgesucht wurde, im Seebade Norderney gelassen hat. Sie spielt eben mit den Kindern, d. h. ihrem jüngsten Bruder Fritz, einer jüngeren Cousine Ravenstein und meinem Neffen, dem Kadetten Arthur Steinmetz, der bei mir, wie jener Bruder Fritz, während der Weihnachtsferien zum Besuch ist, Karten, wobei es fröhlich hergeht. Else läßt Sie vielmals grüßen und würde sich mit mir freuen, wenn Sie einmal die Zeit fänden, uns besuchen zu können; Sie kennen ja mein Eigenthum, das Haus, welches ich mir in Görlitz angekauft habe, noch gar nicht, und wohl auch den Ort selbst nicht, dessen hübsche Umgegend auch besuchenswerth ist. Reiselustiger wie Sie bin ich wohl gerade nicht, wohl aber bin ich mehr gezwungen wie Sie, zu reisen. So sehe ich jetzt auch schon voraus, daß ich gegen Ende Januar zu den Sitzungen des Herrenhauses nach Berlin muß. Der König, der mich am Neujahrstage mit der sehr schön gearbeiteten, großen goldenen Erinnerungsmedaille beschenkt hat, welche er auf die Kriegsjahre 1870 und 1871 hat prägen lassen, hat mir gleichzeitig die Aussicht gemacht, mich dann auch zu empfangen, worauf ich mich sehr freue, da ich den hohen Herrn schon längere Zeit nicht gesehen habe und sein langes Kranksein doch besorgt machen kann. Gott wolle ihn schützen und auch uns. Ihm empfehle ich auch Sie, liebe Anna . . . Ihr alter Freund — von Steinmetz.

Feldmarschall von Steinmetz an seinen jungen Schwager Fritz v. Krosigk, der eben beim 1. Garde-Regiment z. F. in das Heer eingetreten war.

Görlitz, den 15. April 1874.

Lieber Fritz! oder eigentlich müßte ich sagen: Lieber angehender Feldmarschall! denn Deine bisher eingegangenen Briefe athmen nur Soldatenfreude und Soldatenleid, und unter Beiden schwingt man sich ja aufwärts bis zur höchsten Staffel der Militärhierarchie, d. h. wer sie erreicht und nicht etwa vorher von der Leiter fällt. Da Du ein guter Gymnastiker bist, mehr aber noch, weil Du den selbsterwählten Beruf ernst nimmst, fürchte ich für Dich keinen frühen Plumper, und wenn Du thust, was Du kannst, d. h. auf der wissenschaftlichen Grundlage, die Dir Roßleben gegeben hat, fortarbeitest, was wieder sagen will: die ernsten Bücher nicht ganz fortwirfst und nur Musensohn wirst, so hoffe ich, daß Du einen heiteren Lebensweg gehen wirst. Zunächst muß es freilich heißen: Linken! Rechten! und das treibst Du ja auch ganz ernsthaft, wenn nicht Dein Exerzirunteroffizier ein zu großer Schmeichler ist oder Dich



und ein zweiter wird am Mittwoch, den 22. d. Mts., folgen; offen wir um einen flott tanzenden Gardelieutenant reicher zu an sagt, die Gardelitzen haben für die jungen Damen etwas ndes, ich möchte aber doch rathen, nicht zu fest darauf zu bauen, wirkt jedenfalls die Liebenswürdigkeit und Bildung eines jungen, frohen, nicht blasirten jungen Mannes. Es wird an Dir künftig zeigen, daß die jungen Gardeoffiziere nicht eitle Zierpuppen sind, he sie manchmal verschrieen werden, und daß sie mit ihren en von der Linie gute Kameradschaft zu halten verstehen. Aber t Dir zu sein und zu zeigen nicht Alles noch bevor, Du glücklicher, Mensch! Sei und zeige Dich auch stets als herzlich anhänglich alten Schwager — v. Steinmetz.

eine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz schreibt dem rschall:

Berlin, den 2. Januar 1875.

mpfangen Sie, mein lieber Feldmarschall, den besten Dank Ihres kriegsgefährten für Ihre gütigen Glückwünsche beim Jahreswechsel. leiches spreche ich Ihnen im Namen der Kronprinzessin aus, die sich ir freute, einmal wieder Nachrichten von Ihnen zu vernehmen, und inen aufrichtigen Wünschen für Ihr und Ihrer Gemahlin Wohl- t im neuen Jahre anschließt.

offentlich betreten Sie 1875 mit derselben Frische und Rüstigkeit, r an Ihnen gewohnt sind, und bietet sich dann in dem neuen Jahre nheit, Sie einmal wiederzusehen.

Meinen Kindern, deren Sie mit Theilnahme gedenken, geht es b gut. Wilhelm verläßt uns morgen, um in Cassel seinen Schul- icht wieder aufzunehmen; er brachte günstige Censuren vom dortigen asium mit, worüber wir uns sehr freuten, in der Hoffnung, hierin einen Beweis dafür zu finden, daß wir den geeigneten Zeitpunkt ese Art seiner weiteren Erziehung erwählten. Hoffentlich legt er t ein gutes Abiturientenexamen ab, um dann, mit den erforderlichen nissen versehen, sich seiner militärischen und weiteren sonstigen Aus- z widmen zu können.

ch habe während des Herbstes recht erfreuliche Eindrücke über die fung des XI. Armeekorps wie auch über die des württembergischen s II. bayerischen Armeekorps empfangen. Jene hessisch-thüringischen en sind gut geschult, und die süddeutschen geben sich die größte unsere Grundsätze sich mehr und mehr anzueignen. Leider will n Bayern an maßgebender Stelle noch immer nicht wechselseitige

durch Lob zu neuem Eifer anspornen will. Du kannst aber doch sehr froh sein, daß Du erst jetzt Soldat geworden bist, wo die ganze Ausbildung gegen früher so sehr viel leichter geworden ist; ich glaube also gern, daß Du bald für den Eintritt in die Kompagnie reif wirst . . . Du bist ein wahrer Glückspilz, daß jetzt so viel Zeit auf die zerstreute Fechtart verwendet wird; früher bewegte man sich die längste Zeit in der Bataillons-Kolonne, und das war bei Staub und Hitze eine sachte Anleitung zum Ersticken. Und das wurde ohne Murren und Mucksen ertragen! Marschall Turenne hatte nicht Unrecht, zu sagen: Die Deutschen haben ein großes Wort — „Es ist befohlen!" — und damit geht Alles, damit wächst der Soldat in seine Größe hinein, ohne daß es den Anschein hat, daß viel erzogen wird, eigentlich wird aber immerfort erzogen, nur macht man nicht so viel Worte dabei, wie Hofmeister und Gouvernanten, gelegentlich auch Eltern zu thun pflegen, und nun muß es ohne Widerrede geschehen. Das kostet viel Selbstüberwindung, aber man läßt dem Soldaten gar keine Zeit, dies nur zu denken — ehe er es sich versieht, hat er geleistet, was befohlen war, und sein Charakter hat sich zu seinem großen Vortheil nach zwei Seiten gestärkt: er ist nachgiebig und gleichzeitig kräftig geworden. Und nun das Leben mit den verhältnißmäßig ungebildeten Landeskindern, in denen man sich Kameraden gewinnen und sie als solche lieben und dann als Vorgesetzter auch für sie sorgen lernt, während sie den klugen Herrn Junker auch immer lieber gewinnen und schließlich im Kriege in der Liebe für ihn so weit gehen, daß sie auch ihr Leben für ihn einsetzen. Das sind oft schönere und erhebendere Erfahrungen, als wir manchmal mit Unsersgleichen machen, die über Genußsucht gar zu leicht unser Wohl vergessen. Du hast den Vortheil vor Anderen voraus, daß Du gereifter in die Armee getreten bist und nun auch über Dich selbst wachst . . . Wie hast Du denn die Osterzeit verlebt? Urlaub war nicht und muß auch nicht immer sein; der Soldat muß lernen, sich etwas zu versagen, das stählt auch den Charakter, und es schmeckt darauf später der Genuß um so besser. Wann Du einmal wirst herkommen können, scheint mir sehr ungewiß zu sein, die ganze Frühjahrszeit wird mit Schießübungen ausgefüllt, und so wird es fortgehen bis zu Deinem Kriegsschulbesuch; ich glaube daher, Du wirst, wenn Dich die Sehnsucht nach Hause überfällt, die Zähne oft zusammenbeißen müssen, wenn Du siehst, Du darfst nicht Urlaub erbitten, ohne in den Augen Deiner Vorgesetzten zu verlieren. Da magst Du, weil Du noch ein hoffentlich langes Leben vor Dir hast, Dich freuen, daß das Rad der Zeit fortrollt und endlich doch der Moment kommen muß, wo Du die Deinen wiedersehen kannst. Darauf freuen wir uns Alle mit Dir.

Letzten Montag, den 13. d. Mts., haben wir einen Thé dansant

gegeben, und ein zweiter wird am Mittwoch, den 22. d. Mts., folgen; künftig hoffen wir um einen flott tanzenden Gardelieutenant reicher zu sein. Man sagt, die Gardelitzen haben für die jungen Damen etwas Fascinirendes, ich möchte aber doch rathen, nicht zu fest darauf zu bauen, sicherer wirkt jedenfalls die Liebenswürdigkeit und Bildung eines jungen, natürlich-frohen, nicht blasirten jungen Mannes. Es wird an Dir künftig sein, zu zeigen, daß die jungen Gardeoffiziere nicht eitle Zierpuppen sind, als welche sie manchmal verschrieen werden, und daß sie mit ihren Kameraden von der Linie gute Kameradschaft zu halten verstehen. Aber was steht Dir zu sein und zu zeigen nicht Alles noch bevor, Du glücklicher, junger Mensch! Sei und zeige Dich auch stets als herzlich anhänglich Deinem alten Schwager — v. Steinmetz.

Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz schreibt dem Feldmarschall:

Berlin, den 2. Januar 1875.

Empfangen Sie, mein lieber Feldmarschall, den besten Dank Ihres alten Kriegsgefährten für Ihre gütigen Glückwünsche beim Jahreswechsel. Ein Gleiches spreche ich Ihnen im Namen der Kronprinzessin aus, die sich mit mir freute, einmal wieder Nachrichten von Ihnen zu vernehmen, und sich meinen aufrichtigen Wünschen für Ihr und Ihrer Gemahlin Wohlergehen im neuen Jahre anschließt.

Hoffentlich betreten Sie 1875 mit derselben Frische und Rüstigkeit, die wir an Ihnen gewohnt sind, und bietet sich dann in dem neuen Jahre Gelegenheit, Sie einmal wiederzusehen.

Meinen Kindern, deren Sie mit Theilnahme gedenken, geht es Gottlob gut. Wilhelm verläßt uns morgen, um in Cassel seinen Schulunterricht wieder aufzunehmen; er brachte günstige Censuren vom dortigen Gymnasium mit, worüber wir uns sehr freuten, in der Hoffnung, hierin bereits einen Beweis dafür zu finden, daß wir den geeigneten Zeitpunkt für diese Art seiner weiteren Erziehung erwählten. Hoffentlich legt er dereinst ein gutes Abiturientenexamen ab, um dann, mit den erforderlichen Kenntnissen versehen, sich seiner militärischen und weiteren sonstigen Ausbildung widmen zu können.

Ich habe während des Herbstes recht erfreuliche Eindrücke über die Verfassung des XI. Armeekorps wie auch über die des württembergischen und des II. bayerischen Armeekorps empfangen. Jene hessisch-thüringischen Truppen sind gut geschult, und die süddeutschen geben sich die größte Mühe, unsere Grundsätze sich mehr und mehr anzueignen. Leider will man in Bayern an maßgebender Stelle noch immer nicht wechselseitige

Kommandirungen von Offizieren und Unteroffizieren zulassen; solange dies unterbleibt, wird es schwer werden, in das eigentliche Kernwesen unserer Wehrgrundsätze rasch einzudringen!

Dennoch geht es vorwärts in der Ausbildung, und ich zweifle nicht an der Kriegstüchtigkeit der durch Bravour bereits bewährten süddeutschen Heerestheile.

Prosit Neujahr also, und mit der Versicherung meiner unwandelbaren Verehrung und Anhänglichkeit bin ich, mein lieber Feldmarschall, Ihr treu ergebener Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Feldmarschall v. Steinmetz an Fräulein Anna v. Koschkull:

Görlitz, den 26. März 1877.

Meine liebe Anna! Ich habe Ihre freundschaftlichen Zeilen hier erhalten, also nachdem ich Berlin schon wieder verlassen und auch Ihrer dort gedacht, aber keine Ahnung davon hatte, daß mir von Ihnen ein Besuch zugedacht worden sei. Daß Sie mir dadurch beweisen, ich sei von Ihnen nicht vergessen, hat mich natürlich gefreut, es that mir aber wieder leid, daß ich Ihnen den mühevollen Umweg zu mir nicht ersparen konnte. Ich bin aber diesmal besonders kurze Zeit in Berlin gewesen, weil ich meinen Zweck, dem Kaiser zu gratuliren, schon am 20. erreicht hatte, dabei inne wurde, wie viel Menschen des In- und Auslandes zu gleichem Zweck nach Berlin gekommen waren, welche zu den Festen geladen sein wollten, und ich mir wie ein Wohlthäter vorkam, wenn ich Platz machte. So bin ich denn schon am 21. nach Görlitz zurückgekehrt und habe in Berlin außer herzlich schlechtem Wetter nicht viel erlebt. Ich habe aber dort doch einen Besuch gemacht, nämlich bei Bronsart, der mir viel Freude gemacht hat, da ich Röschen recht lange nicht gesehen hatte. Der Mann war leider an diesem Abend nicht zu Hause, sondern in der militärischen Gesellschaft, ich habe daher nur mit seiner Frau eine gute Stunde geplaudert und unsere Freundin, wie immer, lieb und gut gefunden. Wir haben natürlich auch von Ihnen gesprochen und Ihrem mühevollen Amte ... Daß ich wieder in Berlin gewesen bin, kann Ihnen als Beweis dienen, daß ich auf meinen zwei Beinen noch immer aufrecht stehe, ich halte mich auch wohl noch immer so gerade wie früher, aber ich weiß doch, daß ich alt geworden bin, habe ich doch meine 80 Jahre so gut wie der Kaiser auf dem Buckel, aber der Herr kann jetzt doch noch mehr leisten als ich, wenngleich ich mich in dieser Beziehung noch vor vielen Anderen glücklich zu preisen habe. Ich habe indeß im letzten Winter meinem Alter dadurch mehr Rechnung getragen, daß ich die tief in die Nacht reichenden Gesellschaften gemieden und auch in meinem Hause nicht gegeben habe, ich habe

mich mehr auf Diners und auf musikalische Abende beschränkt. Meine liebe Else treibt selbst viel Musik und hat das Klavierspiel und den Gesang wieder aufgenommen und nimmt in Beidem mit hübschem Erfolg Unterricht. Nächstdem betreibt sie das Oelmalen und ist eben an der Kopie einer großen Schweizer Landschaft nach einem Originale vom Grafen Kalckreuth, die recht gut werden wird. Den Schatz meiner Kunstwerke habe ich durch zwei sehr werthvolle Gemälde von der letzten Kunstausstellung vermehrt, und zwar eines Seestückes von Eschke und einer Darstellung der Ruinen des Klosters Baalbek im Libanon von Körner, welche beide meinen Salon zieren, während die große Arbeit meiner Frau ihr Wohnzimmer schmücken wird. Es ist recht schade, daß Sie noch niemals zum Besuch bei uns gewesen sind, Sie können sich unsere Lokalität darum nicht vergegenwärtigen; sollte es denn nicht einmal zulässig sein, daß Sie einen kleinen Abstecher hierher machten? Es wird immer nicht leicht sein, die rechte Zeit dafür zu finden, da wir die Sommermonate von Mitte Mai bis gegen Ende August in Bädern zubringen und auch in diesem Jahre zubringen werden, indeß überlegt könnte die Sache doch werden. Meine Else und deren Mama lassen Sie freundlichst grüßen; ich versichere Sie der Unergründlichkeit meiner alten Freundschaft, in der ich stets sein und bleiben werde Ihr alter wahrer Freund v. Steinmetz.

Der Feldmarschall an Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen
(Konzept):

Durchlauchtigster Kronprinz, Gnädigster Kronprinz und Herr! Die so positiv veröffentlichte, höchst erfreuliche Kunde von der Verlobung Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit ältesten Prinzessin-Tochter mit Sr. Hoheit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen läßt keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit zu und erregt meine wärmste Theilnahme. Indem ich mir gestatte, diese als ein Zeichen meiner treuen Ergebenheit Ihnen, gnädigster Herr, auszusprechen, bitte ich Gott, daß Er diese junge Liebe, dieses Erwachen der hohen Verlobten zu einem schöneren Leben, in Seinen gnädigen Schutz nehmen und die Hoffnung in Erfüllung gehen lassen möge, welche die Hohen Eltern und die beglückten Verlobten Seiner Vaterhuld anheimgeben werden.

In aufrichtiger Verehrung ꝛc.

Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz antwortet darauf:

Potsdam, den 22. Mai 1877.

Mein lieber Feldmarschall, es war meine Absicht, Ihnen von Metz aus, wo ich Ihrer lebhaft gedachte, meinen Dank für Ihre freundlichen

Glückwünsche aus Anlaß der Verlobung meiner ältesten Tochter zukommen zu lassen. Doch ward ich aus Mangel an Zeit daran verhindert und komme daher erst jetzt, die Ruhe der Pfingstfeiertage benutzend, um Ihnen zu sagen, daß die Kronprinzessin und ich uns aufrichtig über die Worte gefreut haben, mit denen Sie Ihre Theilnahme an dem Vorhaben des jungen Paares ausdrücken.

Mein künftiger Schwiegersohn, der, seitdem er in Berlin dient, unser Hausgenosse bereits war, ist mir unter der jungen deutschen Fürstenwelt der liebste. Mit derselben hingebenden Pflichttreue, die seine militärische Thätigkeit kennzeichnet, ist er in Mußestunden unausgesetzt beschäftigt, sich weiter auszubilden und zu lernen, eine Eigenschaft, die nicht gerade Jeden seines Alters und Standes in Berlin ziert.

Sein Charakter bürgt uns dafür, daß er ergänzend auf den unserer Tochter einwirken wird, und wenn ich hinzufüge, daß Beide aus innerster Ueberzeugung ihre Wahl trafen, so kann man sich nur dankbar zu Gott wenden, der bisher die Dinge also geleitet hat, bittend, daß der Ehestand in gleicher Weise von Ihm gesegnet werden möge!

Mit meinen besten Empfehlungen an Ihre Gemahlin bin ich, mein lieber Feldmarschall, Ihr treu ergebener Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Im Juli dieses Jahres ging das Ehepaar Steinmetz ins Bad nach Landeck in Schlesien. Hier sollte denn nun nach Gottes Rathschluß das vielbewegte, pflichttreue Leben des alten Feldmarschalls sein Ziel erreichen: Nach einem mit Bekannten im Kurhause bei Unterhaltung und Musik angeregt verbrachten Abend verschied er plötzlich, ohne krank gewesen zu sein und ohne Schmerz und Kampf, an einem Herzschlage in der Nacht vom 3. zum 4. August 1877. Die Kunde verbreitete sich schnell, und allgemeinste Theilnahme wurde der trauernden, so unerwartet und schnell verwittweten Frau v. Steinmetz von Einheimischen und Fremden entgegengebracht. Der Feldmarschall war doch immer der Held von Nachod und Skalitz geblieben, und besonders Schlesien, das er vornehmlich vor feindlicher Invasion bewahrt hatte, war nie müde geworden, sich für den freundlichen, kleinen, weißköpfigen Herrn, den „alten Steinmetz", in anerkennender Dankbarkeit zu interessiren.

Telegraph und Schreiben meldeten die Trauerbotschaft weiter, und auch aus der Ferne wuchsen die Beileidsbezeugungen von Tag zu Tag. Auf die Meldung an Se. Majestät den König ging aus Bad Gastein von Höchstdemselben das Telegramm ein:

Der Feldmarschallin v. Steinmetz in Bad Landeck (Schlesien).
Mit der aufrichtigsten Theilnahme empfange Ich Ihre schmerzliche

Anzeige des tödlichen Hintritts Ihres von Mir so hoch verehrten Gemahls. Es scheidet mit ihm einer der hochgestelltesten Offiziere aus Meiner Armee, in welcher er lange Jahre im Kriege wie im Frieden die ausgezeichnetsten Dienste dem Vaterlande geleistet hat, die Ich im innigsten und dankbarsten Andenken behalten werde. — Wilhelm.

S. K. und K. H. der Kronprinz telegraphirte aus Ostende:

Frau Feldmarschall v. Steinmetz. Bad Landeck (Preußisch-Schlesien).

Tiefbetrübt sprechen Kronprinzessin und ich Ihnen unsere ganze Theilnahme an dem Heimgang dieses Helden aus, den ich noch kürzlich rüstig und froh begrüßte.*) Sein Name bleibt dem Heere in Erinnerung und seine großen Leistungen unvergeßlich. Ich werde ihm stets treues Andenken bewahren. — Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Und bald darauf schrieb der Kronprinz noch:

Ostende, den 8. August 1877.

Gnädigste Frau! Sie kannten meine aufrichtige Verehrung für Ihren Herrn Gemahl und wissen daher auch, daß sein Tod mir unendlich nahe geht! Indem ich, eben von einer Reise hierher zurückgekehrt, diese Zeilen aufsetze, geleiten die Kriegsgefährten den Feldmarschall zur letzten Ruhestätte und erweisen einem Helden unseres Heeres die Ehren am Grabe, welchen ich mich gern angeschlossen hätte, wäre ich nicht zu weit entfernt gewesen. Lassen Sie mich also auf diese Weise Ihnen meine Theilnahme aussprechen, welcher die Kronprinzessin sich aufrichtig anschließt, und seien Sie versichert, daß während meines ganzen Lebens das Andenken an den Sieger von Nachod, Skalitz und Schweinschädel hochgehalten werden wird.

An des Feldmarschalls Seite erlebte ich die ersten großen Erfolge der von mir befehligten Armee und sah mit eigenen Augen wie Steinmetz' Persönlichkeit jene Siege mit demselben Armeekorps über je ein neues feindliches zu erringen vermochte. Solche Erlebnisse verwischen sich nicht; sie sind aber auch redende Beweise für die geschichtlichen Ereignisse, die unzertrennlich von dem Namen Ihres Gatten bleiben werden.

Eine werthe Erinnerung bleibt mir noch; das erst kürzlich stattgehabte Zusammentreffen mit ihm bei militärischen Feiern, die Truppentheilen galten, welche er mit hoher Auszeichnung einst geführt hatte, und wo ihm Gelegenheit ward, sich zu überzeugen, daß in unserem Heere die dankbare Verehrung für ruhmreiche Führung wie auch für sachgemäße Ausbildung nicht erkaltet.

*) Am 6. Juni 1877 in Liegnitz bei Gelegenheit der Feier des sechzigjährigen Ehejubiläums Kaiser Wilhelms seitens des Königs-Grenadier-Regiments.

Mit der Versicherung meiner Hochachtung für Sie, die den Lebensabend des Heimgegangenen noch zu verschönern verstanden, bin ich, meine gnädigste Frau, Ihr ganz ergebenster — Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Am 9. August fand die Beisetzung auf dem Garnisonfriedhof in Potsdam statt. Trotz des starken Regens hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge in den Umgebungen des Kirchhofes eingefunden. Die Leichenparade kommandirte Generalmajor v. Drigalsky, Kommandeur der 2. Garde-Kavalleriebrigade.*) Der Sarg war mit Lorbeerkränzen und Guirlanden reich geschmückt, die von schwarzweißen Schleifen zusammengehalten wurden. Eine derselben hatte die Inschrift: „Seinem tapferen Chef das westfälische Füsilier-Regiment Nr. 37". Der Deckel trug die Epauletten, den Helm, Degen und Schärpe des Verstorbenen und wurde von großen Palmzweigen überschattet. Der Sarg stand in der Kapelle des Friedhofes in reichem Blatt- und Blumenflor aufgebahrt; zu beiden Seiten brannten hohe Kandelaber, während unmittelbar an und neben denselben die Leidtragenden Platz genommen hatten, unter diesen die Wittwe des Verstorbenen, die Angehörigen und Verwandten, einige bei Lebzeiten dem Heimgegangenen besonders befreundet gewesene Personen sowie eine große Anzahl höherer Offiziere, die Deputation des westfälischen Füsilier-Regiments Nr. 37 unter Führung ihres Regimentskommandeurs, Obersten v. Schmidt, dem Generallieutenant v. Rauch, Kommandeur der 9. Division, als Vertreter Seiner Majestät, die Generale v. Kirchbach, Graf v. Brandenburg, v. Gottberg u. v. A. Von Civilpersonen waren anwesend: der Oberpräsident Wirklicher Geheimer Rath v. Jagow, Regierungspräsident v. Schlotheim ꝛc.

Kurz vor 9 Uhr erschienen auch Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Carl, Friedrich Carl und Friedrich Leopold und nahmen am Fußende des Sarges Aufstellung. Ein Kammerherr überbrachte im Namen Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin einen Lorbeerkranz.

Nunmehr begann die gottesdienstliche Feierlichkeit. Sie wurde eingeleitet durch den Gesang des Psalms „Sei getreu bis in den Tod", ausgeführt durch einen Militär-Sängerchor, woran sich eine kurze Begräbnißliturgie anschloß, die mit dem 46. Psalm: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke" endete. Diesem Psalm folgte die Gedächtnißrede, welche der der Familie nahestehende Hofprediger Lic. D. Strauß hielt.

Ein kurzes Gebet bildete den Schluß der kirchlichen Feier. Dann wurde der Sarg von acht Unteroffizieren des Füsilier-Regiments Nr. 37

*) Diese Nachrichten sind zum Theil der „Kreuzzeitung" vom 10. August 1877 entnommen.

aufgehoben und zur Bahre getragen. Vor dem Leichenkondukt, der sich nun unter gedämpftem Trommelwirbel formirte, ging das Tambour- und Musikkorps des 1. Garde-Regiments z. F., sodann folgten vier Hauptleute des westfälischen Füsilier-Regiments, welche die Kissen mit den Orden des Verstorbenen trugen. Hieran schloß sich der Sarg, welcher von acht Unteroffizieren des Füsilier-Regiments Nr. 37 getragen wurde, während acht andere Unteroffiziere, Palmenzweige haltend, nebenher gingen. An den vier Ecken des Sarges gingen vier Hauptleute bezw. Rittmeister vom 1. Garde-Regiment z. F., Garde-Jägerbataillon, Regiment Garde du Corps und Garde-Husaren-Regiment.

Unmittelbar hinter dem Sarge folgten Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Carl, Friedrich Carl und Friedrich Leopold sowie die Leidtragenden, dann die Generalität und das gesammte Offizierkorps. Unter den Klängen des Chorals „Jesus meine Zuversicht" und später des Beethovenschen Trauermarsches setzte sich der Kondukt durch die dunklen Laubgänge des Friedhofes, in denen die Mannschaften des Lehr-Infanterie-Bataillons Spalier bildeten, zur Gruft in Bewegung. Hier wurde der Sarg von dem Sängerchor der Garnison-Kirche mit den beiden ersten Versen des Liedes „Wenn ich einmal soll scheiden" empfangen, worauf Hof- und Garnisonprediger Rogge ein freies Gebet sprach, in welchem er auf die Verdienste des Verstorbenen um die Armee und das Vaterland Bezug nahm. Ein Vorbild der Gottesfurcht und des Glaubens, der eisernen Zucht und ernsten Strenge, der Gewissenhaftigkeit und des Gehorsams, der hingebenden Selbstverleugnung und ritterlichen Tapferkeit, — das Alles sei der Entschlafene der Armee in mehr als sechzigjährigem Dienst und in den verschiedensten Stellungen gewesen. Hieran schloß sich die Einsegnung der Leiche, das Vaterunser und der Segen der Gemeinde. Unter den Klängen des dritten Verses des Chorals „Wenn ich einmal soll scheiden" und unter dem Donner der Geschütze und dem Frontenfeuer wurde der Sarg dann in die Gruft gesenkt, welche inmitten der Gräber der ersten Gemahlin und der Kinder des Verewigten angelegt worden war. — Mit einem stillen Gebet wurde die Feier sodann beendet.

So ruht denn nun der alte Feldmarschall von Arbeit und Kämpfen, die ihm das Leben reichlich gebracht, in Frieden aus. Er hat viele Feinde, aber auch treue Freunde haben müssen und auch wirklich gehabt, gleichgültig konnte die Welt nicht an ihm vorübergehen, das litt sein ausgeprägter, starker Charakter und sein rücksichtsloses Vorgehen bei Durchführung des von ihm als recht Erkannten nicht. Er ist auch, zum Theil

wohl infolge der engen und ungünstigen Lage seiner Kindheit und Jugend, niemals ganz frei von einer gewissen Befangenheit gewesen, die ihm hohen Schwung in Auffassung der Verhältnisse versagte und die Grenzen seines Könnens und seiner Menschenkenntniß bestimmte. Daß er aber bei alledem in festem Gottvertrauen, ohne Menschenfurcht, in zielbewußter Energie alles Schwere überwand, was ihm das Geschick in die Wiege gelegt hatte und sich ihm im Leben entgegenstemmte, das stellt ihn edel und groß als Menschen hin, und wenn er in reinster Selbstlosigkeit und Pflichttreue zum Nutzen seiner Zeit und der Zeitgenossen sich durcharbeitete bis zu den Höhen einflußreicher Stellungen und maßgebender soldatischer Bedeutung, so macht ihn dies lehrreich für die Geschichte und würdig des Dankes seiner Könige und des Vaterlandes.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68–71.

DL
424.9
S84K7

DD 424.9 .S84 K7 C.1
General-Feldmarschall von Stei
Stanford University Libraries
3 6105 037 965 030

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1989